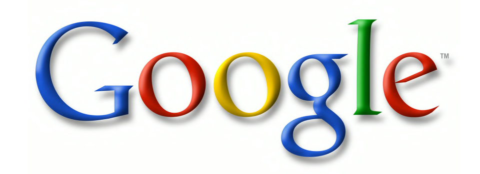
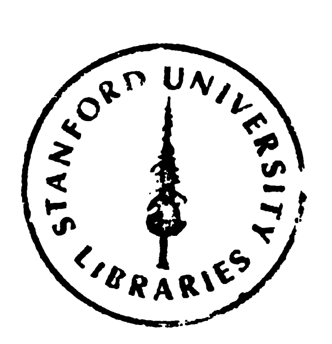





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

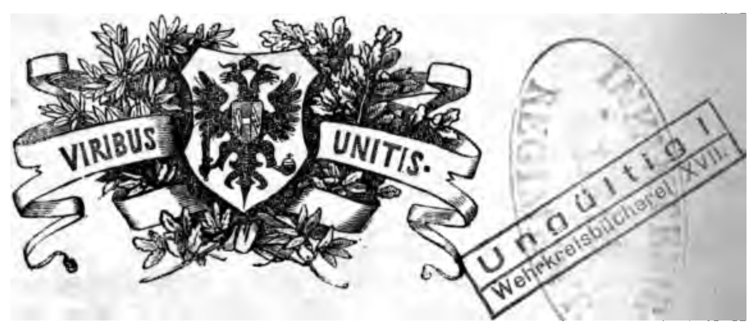
ÖSTERREICHISCHE MILITÄRISCHE ZEITSCHRIFT.

REDIGIRT UND HERAUSGEGEBEN

VON

V. R. v. STREFFLEUR,

k. k. Sections-Chef und a. o. Professor.



X. JAHRGANG

VIERTER BAND.

MIT 2 TAFELN UND DEN ZUM V. BANDE VON „ÖSTERREICHS KÄMPFE 1866“ GEHÖRIGEN 4 KARTEN UND SCHLACHTPLÄNE.



WIEN 1869.

VERLAG DER REDACTION, SINGERSTRASSE Nr. 16.

DRUCK VON R. v. WALDHEIM.

ZEICHNUNGEN

ZUM

JAHRGANG 1869

DER

ÖSTERREICHISCHEN MILITÄRISCHEN ZEITSCHRIFT.

HERAUSGEGEBEN UND REDIGIRT

VON

V. R. v. STREFFLEUR,

K. K. SECTIONS-CHEF.



X. JAHRGANG.

WIEN 1869.

VERLAG DER REDACTION, SINGERSTRASSE Nr. 16.

DRUCK VON R. v. WALDHEIM.

Inhalts-Verzeichniss.

Inhalt

zum 4. Bande der österreichischen militärischen Zeitschrift 1869.

Mit 2 Tafeln und den zum V. Bande von „Österreichs Kämpfe 1866" gehörigen 4 Karten und Schlachtplänen.

Seite

Aus ausserdeutschen Militär-Zeitschriften und Notizen.

Das k. k. Infanterie-Regiment Grossherzog Ferdinand IV. von Toscana Nr. 66, im italienischen Feldzuge des Jahres 1866.

Eine Gefechts-Episode aus der Schlacht von Custoza.

Von **C. Wibiral**, k. k. Hauptmann.

(Mit einem Plan Tafel Nr. 20.)

I. Marsch-Bewegungen unmittelbar vor der Schlacht.

Als Österreichs Heer im Jahre 1866 auf Kriegsfuss gesetzt, und die Südarmee in Venetien unter die Befehle Seiner k. k. Hoheit, des Herrn Erzherzogs Albrecht gestellt wurde, erhielt das 66. Infanterie-Regiment, welches zu jener Zeit in Verona garnisonirte, seine Eintheilung im 9. Armee-Corps des Feldmarschall-Lieutenants Hartung, und zwar in der Brigade Lindner, in welcher sich dasselbe mit dem Infanterie-Regimente Nr. 63, dem Jäger-Bataillon Nr. 15 und der vierpfündigen Fuss-Batterie Nr. I/VIII. zusammen fand.

Während nun im Allgemeinen die letzten Vorbereitungen geschahen, — das Regiment in der Zeit vom 7. Mai bis 13. Juni in und um Montebello herum Cantonnirungs-Stationen bezog, die Ergänzungen erhielt und seine volle Schlagfertigkeit erreichte, concentrirte sich die feindliche Armee des Königs Victor Emanuel am Po sowohl, wie auch am Mincio immer näher den österreichischen Grenzen und nahm täglich eine drohendere Haltung an. Feldmarschall Erzherzog Albrecht ordnete hierauf die Vereinigung der gesammten Südarmee längs der mittlern Etsch derart an, dass diese Flusslinie am linken Ufer in der Ausdehnung von Verona bis Legnago vollkommen besetzt wurde.

Das 9. Corps kam nach Lonigo, die Brigade aber, der das 66. Infanterie-Regiment angehörte, und die nunmehr Oberst Baron Böck commandirte, nach Bonaldo zu liegen. Von hier brachen die Bataillone am 22. Juni auf, um im Vereine mit dem ganzen Corps gegen den Mincio zu rücken und trafen endlich nach zwei, durch die Hitze des Tages höchst beschwerlichen Märschen am 23. im Lager von Santa Lucia ein.

Schon auf dem Marsche dahin kam die Nachricht zu den Colonnen, die italienische Armee habe soeben unsere Grenzen bei Goito und Valeggio durch-

brochen und stehe vor Villafranca. Erzherzog Albrecht berief auch in der That am selben Tage die Corps-Commandanten in's Hauptquartier, und nachdem die präcisen Dispositionen für den 24. vertheilt waren, erschien noch Abends der folgende kurze Armeebefehl: „Es ist mein Wille, den in Venetien „eingedrungenen Feind über die Grenzen des Reiches zurückzuwerfen. Die „Armee hat zu diesem Behufe Morgen früh 3 Uhr gestellt zu sein.“

Endlosen Jubel erzeugte in den Biwaks dieses Befehlschreiben, und trotz Müdigkeit und starkem Regen währte der lauteste Frohsinn bis tief in die Nacht.

Am 24. Juni früh $2^1/_2$ Uhr wurde angetreten, und der Vormarsch gegen das westliche Hügelterrain nach 3 Uhr begonnen. Das 9. Corps hatte nämlich den Auftrag, gegen Somma Campagna vorzurücken, falls dieser Ort besetzt wäre, ihn anzugreifen, dann aber daselbst sich festzusetzen und weitere Befehle zu erwarten.

Die Brigade Böck, die hiebei als Vorrückungslinie den Eisenbahndamm zugewiesen erhielt, wendete sich von Santa Lucia aus nordwärts und ging, nach Erreichung des Bahndammes direct auf Sonna vor. An der Tête marschirte das 15. Jäger-Bataillon, diesem folgte das Regiment Nr. 66 in der gewöhnlichen Reihenfolge der Bataillone.

Der langsame Vormarsch dauerte hier mehrere Stunden, und als die durch einen Zug des Huszaren-Regiments Nr. 11 bewirkte Recognoscirung darthat, dass Sonna und Somma Campagna vom Feinde frei seien, bog die Brigade Böck bei der Bahnstation am Fusse der Höhen gegen Süden ab, avancirte bis gegen Madonna della Salute und gab den andern zwei, auf kürzere Linien disponirten Corps-Brigaden Weckbecker und Kirchsberg Zeit und Raum, das Gehöfte Berettara und den Ort Somma Campagna zu occupiren und sich hier zur Vertheidigung einzurichten.

II. Das Gefecht am Monte Molimenti und der Angriff auf Palazzo Baffi.

Die Schlacht, welche ungefähr seit 7 Uhr, sowohl in der Ebene von Villafranca als auch in dem Hügellande um Oliosi grössere Dimensionen annahm, näherte sich gegen 8 Uhr auch dem österreichischen Pivotpunkte Somma Campagna.

Es wurde nun die Brigade Weckbecker über Casa del Sole, die Brigade Böck bis Berettara vorgeschoben und die Brigade Kirchsberg zum Festhalten von Somma Campagna beordert. Das 1. Bataillon des 66. Infanterie-Regiments war hiebei nach Casa Zenolina detachirt, bog deshalb bei S. Andrea südwärts ab und besetzte den eben genannten dominirenden Punkt; — die andern zwei Bataillone rückten bis an den Rand des Rideau's von Berettara vor und nahmen rechts der Chaussée in concentrirten Divisions-Massen, und zwar im ersten Treffen der Brigade, Stellung gegen Westen.

Es war 8 Uhr, der Kanonendonner wurde immer allgemeiner, die Aus-

breitung des Gegners immer zunehmender, und sobald es jetzt auch hier ganz deutlich wahrnehmbar war, dass der Feind die Höhen von Santa Croce fortwährend verstärke und den ganzen Bergrücken gegen Custoza mit Geschützen stark besetze, ordnete der Corps-Commandant, Feldmarschall-Lieutenant Hartung, welcher den Stützpunkt Somma Campagna um jeden Preis zu behaupten hatte, die Erstürmung von Monte della Croce durch die Brigaden Weckbecker und Böck derart an, dass der Angriff sofort zu erfolgen habe und in Staffeln links vorwärts zu bewirken sei.

Erstere Brigade, den linken Flügel der Angriffstruppe bildend, begann nun das Artillerie-Gefecht bei Pezzarani, — die Brigade Böck nach einer Frontveränderung links — das Geschützfeuer bei Pelizzara; und es ordneten sich unter dem Schutze dieser Batterien rasch sämmtliche Sturm-Colonnen, die dann ohne Zögern zum Angriffe auf die gegenüber liegenden steilen Höhen vorrückten.

Auf den langgestreckten Rücken der Monti della Croce und della Torre hatte nämlich die feindliche Grenadier-Division des General-Lieutenants Brignone unter persönlicher Anführung des Generalstabschefs La Marmora Stellung genommen und dirigirte — um in dieser Position den Schlüssel von Custoza festzuhalten — von der Brigade Lombardia das erste Bataillon des 3. Grenadier-Regiments gegen Palazzo Baffi, das zweite gegen Maffei, das dritte gegen Custoza und Belvedere, das vierte aber mit Theilen des 13. und das 37. Bersaglieri-Bataillon nach Gorgo. — Rechts von diesen und in der Linie von Cavalchina bis Casa di Monte Torre war das 4. Grenadier-Regiment entwickelt, wogegen das erste und zweite, zur Grenadier-Brigade Sardegna gehörend, dann das 37. Bersaglieri-Bataillon und endlich 10 Divisions-Geschütze die Höhenpunkte Croce und Torre festhielten.

Es waren dies im Ganzen 8 Grenadier-, 2 Schützen-Bataillons, dann eine durch immer neues Vorführen von Reserve-Geschützen namhafte Anzahl von Batterien, gegen welche das Regiment Nr. 66 — sofort auf sich selbst angewiesen — den Kampf durchzuführen berufen ward.

Während nun die Brigade Weckbecker über Staffolo direct gegen den nördlichen Abfall des Monte Croce vorrückte, wurde die Brigade Böck in der Richtung von Balconi Rossi und Mascarpine mit dem Regimente Nr. 66 im ersten — und dem Regimente Nr. 63 im zweiten Treffen nachrückend gemacht. — Da jedoch vom 1. bei Zenolino gestandenen Bataillone die dritte Division mit 2 Geschützen auf die Hochkuppe vor Berettara mit dem Befehle entsendet wurde, diesen Punkt festzuhalten, — da ferner die 4. Division kurz vor der allgemeinen Vorrückung die specielle Aufgabe erhielt, das Gehöfte Nadalina an der Salionze-Chaussée zu besetzen, so betheiligten sich an dem durch den Corps-Commandanten angeordneten directen Angriffe nur 7 Divisionen des Regiments, und zwar formirte das 3. Bataillon den rechten Flügel des Brigade-Staffels mit der 7., 8. und 9. Division, das zweite Bataillon den linken Flügel desselben mit der 5. und 6. Division, beide Bataillone im ersten

Treffen; der Rest des ersten Bataillons aber mit der 1. und 2. Division wurde als Reserve von Zenolino aus dem Regimente nachrückend gemacht. [1])

Die beiden im ersten Brigade-Treffen in der Gefechtsstellung gestandenen Bataillons des 66. Infanterie-Regiments rückten nun, durchgehends in geschlossenen Divisions-Colonnen formirt, bei Vorpoussirung der ersten Abtheilungen in die Kette — unter dem Feuer der am Monte Croce gestandenen feindlichen Geschütze in musterhafter Ordnung von den Höhen herab durch das Staffolo-Thal und erwiderten das feindliche Gewehrfeuer am jenseitigen Thalrande mit lautem „Eljen!"

Der erste Kampf um Monte Croce gestaltete sich eben zu Ungunsten der Brigade Weckbecker, — der Gegner versuchte in Folge dessen ganz deutlich auf Monte Boscone zu gelangen, — gleichzeitig gerieth das im zweiten Treffen eingetheilte Regiment Niederlande Nr. 63 durch dessen zu weites Abbiegen nach links derart aus seinem Verhältnisse, dass das im ersten Brigade-Treffen vorgerückte 66. Infanterie-Regiment plötzlich vollkommen isolirt ward; — da fand es Oberst Syrbu für nothwendig, von Mascarpine aus vorerst die Höhen von Molimenti zu gewinnen, um eventuell die rechte Flanke des Corps vor ernsten Gefährdungen besser schützen zu können. — Er dirigirte demnach das 3. Bataillon, dem kurz nachher das zurückgebliebene erste folgte, zur Einnahme des letztgenannten Höhenzuges, während unten im Thale das zweite Bataillon in der geraden Richtung auf Cavalchina belassen wurde.

Das Terrain schuf hier bereits übergrosse Bewegungshindernisse, denn abgesehen von den vielfach verzweigten, rasch wechselnden, mitunter sehr steilen Boden-Unebenheiten erschwerten die dicht verschlungenen Wein- und Baum-Culturen, sowie die zahllosen Heckenreihen nicht nur jede Fernsicht ungemein, sondern stellten auch jedem geschlossenen, ja jedem verbundenen Vorgehen die grössten Schwierigkeiten entgegen.

Oberstlieutenant Karojlovic, welcher mit dem 3. Bataillon zuerst die Höhen von Molimenti erstieg, disponirte die 9. Division in das unübersichtliche Intervall hinab zwischen das 3. und das 2. Bataillon und gewann mit der 7. und 8. Division, welche ursprünglich je zwei Züge in Schwärme aufgelöst hatten, nach Zurückdrängung einiger feindlichen Patrullen, die bis Cavalchina verfolgt wurden, den nordöstlichen Kamm der genannten Höhen. Die 8. Division, die Mitte des Bataillons bildend, nahm auf dem höchsten Punkte Stellung; die 9. Division hielt sich 200 Schritte östlich am Hange, während die 7. Division, die äusserste rechte Flanke schützend, etwas versagt, 300 Schritte östlich von Casino vorgerückt stand.

Das Plänklergefecht begann jetzt allseits sich auszubreiten, und in stets weiterem Vordrängen am Rücken des Monte Molimenti stellten sich nunmehr den beiden dortigen Divisionen immer grössere feindliche Abtheilungen ent-

[1]) In dem officiellen Werke: „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866" ist irrigerweise die Vorrückung des Regiments mit 16 Compagnien angegeben. Auch blieb die 3. Division über ausdrücklichen Befehl des Corps-Commandanten und nicht durch Zufall zurück.

gegen, welche, aus Gorgo und vom Belvedere entsandt, die Molimenti-Höhen offenbar zu besetzen trachteten.

Ihre Widerstandskräfte mehrten sich fortan, und es musste schliesslich die 7. Division, die durch Terrain-Schwierigkeiten beim weitern Vormarsche etwas zurückblieb und dann in das Intervall zwischen die 8. und 9. Division gelangte, gegen die in der linken Flanke des Bataillons plötzlich sehr zahlreich werdenden feindlichen Haufen zuerst feste Position annehmen. Sie verstärkte sofort ihre Plänklerlinie durch je 2 Züge per Compagnie und bekämpfte den anrückenden Gegner ebenso sehr durch ein ausgiebiges Tirailleur- und Abtheilungsfeuer, als sie schliesslich, und zwar zu wiederholten Malen, vom Bajonnete Gebrauch machte. Es wurden hierauf durch die Plänkler-Officiere feindliche Abtheilungen einerseits bis an die Chaussée herab, anderseits bis in das Innere von Casa Cavalchina zurückgetrieben; der Rest der Division aber schloss sich — nach fast gänzlichem Verfeuern der Munition, und nachdem diese zwei Compagnien im Laufe des so bestandenen Gefechtes vom vormarschirenden Regimente getrennt worden — an das in späterer Stunde nachgerückte 3. Bataillon von Ernst-Infanterie (Brigade Scudier) an, mit dem vereint diese Division vorderhand die behaupteten Punkte bei Bagolina festhielt.

Die 8. Division, welche bei Vornahme des 1. und 2. Zuges der 16. Compagnie die ursprüngliche Direction auf Maffei beibehalten konnte und bis zur Einsattlung des Monte Arabica vorgerückt war, wendete sich hier im heftigsten Geschützfeuer südöstlich ab gegen die vom Feinde besetzte Häusergruppe von Palazzo Baffi und schickte sich an, der Weisung des Regiments-Commandanten folgend, unter Leitung des Oberstlieutenants Karojlovic, das Gehöfte, welches vom 1. Bataillon des feindlichen 3. Grenadier-Regiments stark besetzt war, zu erstürmen. — Die 7. Division war hiebei kurz nachfolgend vermuthet worden.

Das Gehöfte Baffi, am östlichen Belvedere-Hange, fast am Fusse dieser Höhe und knapp an der Chaussée gelegen, nimmt ein fest umfasstes Quadrat ein, dessen Seitenlänge 60 Schritte beträgt; es enthält an der Nordseite ein zwei Stock hohes massives Wohnhaus, an der Südseite das ein Stock hohe kleinere Wirthschaftsgebäude; die andern zwei Flanken sind durch eine 6 Schuh hohe Mauer geschlossen; die Einfahrt ist an der Ostseite angebracht. — Um das ganze Gehöfte ist ein trockener Graben, und vor diesem ein Heckenzaun gezogen, welcher die Hofmauer stellenweise vollkommen maskirt. Etwa 200 Schritte südlich dieses Hofes ist annoch ein niedriges, ganz separat stehendes Nebengebäude situirt, das rücksichtlich seiner Lage ebenso wie Palazzo Baffi die Chaussée tangirt.

Diese Häusergruppe hatte der Gegner kurz vorher, wie bereits erwähnt, in der Stärke eines Bataillons besetzt und fand eben nur Zeit, die Thore flüchtig zu verrammeln und einige Auftritte an der innern Mauer anzubringen.

Die 8. Division, die nach erhaltenem Befehle geradenwegs herab gegen

die nordwestliche Ecke des Gehöftes anrückte, entsandte jetzt die vorderste, in der Kette aufgelöste Halb-Compagnie zur Umfassung der Gebäude in westlicher Richtung und setzte sich, 100 Schritte vor der nördlichen Front derselben an einem Terrain-Einschnitte fest, um vorerst durch ein lebhaftes Feuer die nächst vorliegenden Hecken von den vielen feindlichen Schützen zu säubern. — Als dies geschehen, und nachdem die entsandte Halb-Compagnie, glücklich in das südwestliche Separatgebäude eingedrungen, dort 1 Officier, 20 Mann zu Gefangenen gemacht und den Rest der feindlichen Besatzung bis nach Gorgo gejagt hatte, — schritt die Division selbst, durch die dichten Culturen noch immer getäuscht, zum Sturme auf die nordwestliche Hauptfront. Ein verheerendes Feuer aus allen Stockwerken und von der Mauer her, das sie empfing, Gräben und Barrièren, die sie am Nähertreten hinderten, vereitelten aber den sofortigen Erfolg, und diese $1\frac{1}{2}$ Compagnien mussten weiters das Gefecht abbrechen und, da eben auch das eigene 1. Bataillon im Anrücken war, auf kurze Distanz und zu kurzer Rast in die Culturen sich zurückziehen.

Major Hössler, der mit der 1. und 2. Division seines Bataillons, wie Anfangs berichtet, dem Regimente alsbald nachgefolgt kam und auf den Höhen von Molimenti über Bagolina bis auf Monte Arabica vorrückte, hatte zuerst hier Stellung genommen und einen Zug zur Recognoscirung bis nach Custoza entsendet. Dieser Ort war damals von den Italienern noch unbesetzt, auch Maffei war frei, da das dortige feindliche Bataillon in's Thal herabrückte; — dagegen drängten von den Höhen von Gorgo aus starke feindliche Abtheilungen (4. italienisches Grenadier-Regiment) zur Verstärkung gegen Baffi und Cavalchina. Major Hössler wendete sich nunmehr, den eben begonnenen Kampf des eigenen 3. Bataillons wahrnehmend, nach Erfassung des richtigen Moments gleichfalls gegen Palazzo Baffi herab, so dass der zweite Angriff auf dieses Gehöfte von den beiden Bataillons vereint, — respective von der 1., 2. und 8. Division des 66. Infanterie-Regiments ausgeführt werden konnte.

Die Gefechtsformation hiebei bestand in Divisions-Massen: die erste Division auf dem rechten Flügel nächst der Chaussée, die zweite als Mitte gegen die westliche Mauerfronte dirigirt, die 8. Division als linker Flügel in ihrer frühern Direction. Die vor Bagolina gestandene 13. Compagnie diente diesem Angriffe als Aufnahms-Truppe.

Das Gefecht wurde von der 2. und 8. Division auf eine Distanz von 400 Schritt ohne weiteres Zögern eröffnet, indem zwei Züge der 4. und zwei Züge der 15. Compagnie gleichzeitig in die Schwarmlinie rückten. Mit ausserordentlicher Bravour avancirten diese Abtheilungen im heftigsten Feuer bis auf wenige Schritte vor die Mauern und trieben die Gegner, wo sie sich noch offen in der Cultur zeigten, in's Innere der Gebäude zurück. — Die Gros der beiden Divisionen folgten unaufhaltsam nach, umzingelten bald das ganze Gehöfte und machten alle Anstrengungen, um sich des Hauptthores zu bemächtigen. Oberstlieutenant Karojlovic, einen der feindlichen Stabs-Officiere von

der Chaussée aus zum Waffenstrecken auffordernd, verlor in demselben Momente das Pferd unter dem Leibe, als Oberlieutenant Kirkovic persönlich bis an das grosse Hausthor vorsprang, um die zugesagte Gefangengabe der Besatzung zu bewirken. Während Kirkovic hier den Heldentod fand, nöthigten eiligst angerückte Verstärkungen, die der Feind von Gorgo her erhielt, zum Aufgeben der Chaussée und zur weitern Fortsetzung des Gefechtes in den Culturen. Aber trotz erneuerter Versuche machten breite Gräben, hohe Mauern und Hecken den Angreifern das Eindringen in das Innere des Hofes, der in allen Theilen von gut gedeckt stehenden feindlichen Schützen stark besetzt war, nicht mehr möglich. Das Feuergefecht, an dem schliesslich alle 3 Divisionen theilnahmen, führte nicht zu dem angestrebten Endresultate, und es musste, da das feindliche aus Gorgo debouchirte Bataillon sich bereits empfindlichst fühlbar machte, und die Übermacht die doppelte Zahl erreichte, nunmehr der Rückzug angetreten werden. — Die 1. Division, ursprünglich südwestlich dirigirt, welcher es gelang, in das kleine Separatgebäude neuerdings einzudringen und von dort her, im Verein mit der erst detachirten Halb-Compagnie den eben beschriebenen Haupt-Angriff wesentlich zu unterstützen, deckte nun den gesammten Rückmarsch auf die Höhen, indem die ganze 1. Compagnie von der Strasse und vom letzterwähnten Gebäude aus Palazzo Baffi bestrich und jedes Nachdrängen des Feindes auf das Erfolgreichste vereitelte.

Der Rückzug, der successive theils gegen Belvedere und Monte Arabica, theils gegen Monte Molimenti angetreten wurde, forderte hier weitere grosse Opfer. Die Hauptleute Rzepinski und Hruschka, sowie Lieutenant Fischer fanden dabei den Tod; Hauptmann Riegg wurde verwundet, mehrere vorzügliche Chargen kampfunfähig gemacht.

Nach dem Verluste so vieler führenden Officiere waren nun die allergrössten Anstrengungen nöthig, um die Abtheilungen in dem so schwierigen Terrain zu leiten und im Feuergefecht versammelt zu erhalten. Regiments- und Bataillons-Adjutanten stiegen vom Pferde und übernahmen theilweise das Commando der Plänklerlinien, während der durch den Sturz verletzte Oberstlieutenant, sowie die verwundeten Officiere mit aller Aufopferung aus dem Feuerbereiche gebracht wurden.

Endlich gelang es, die grössern Theile der bei Baffi kämpfenden Truppe auf Monte Arabica wieder zu sammeln, wo dieselben unter heftigem Geschützfeuer über persönliche Anordnung des Brigadiers durch Oberst Syrbu gegen Casa Bagolina zurückgeführt wurden und dort neuerdings Stellung nahmen.

Der Feind wagte jedoch nicht nachzurücken und verblieb nach bedeutenden Verlusten an Officieren und Mannschaft nur noch kurze Zeit in der occupirten Häuser-Gruppe, die er dann — gegen Belvedere und Custoza sich zurückziehend — bald gänzlich räumte. Er büsste in diesem Kampfe 1 Stabs-Officier, 4 Officiere und 56 Mann an Gefangenen ein. Der Anführer des Unterstützungs-Bataillons, Cavaliere Fezzi, blieb hier todt; Prinz Amadeo, der Commandant der feindlichen Brigade Lombardia, wurde gleich Anfangs vor

Baffi verwundet und musste zurückgeführt werden; sein Pferd kam in die Hände der 6. Division des 66. Infanterie-Regiments.

III. Kämpfe um Casa Cavalchina. — Erste Erstürmung des Hofes.

Nicht minder hartnäckig und in vieler Hinsicht noch denkwürdiger gestalteten sich die Kämpfe beim 2. Bataillon und bei der ihm zunächst stehenden 9. Division.

In dem Momente nämlich, als das Regiment das Staffolo-Thal passirte, um auf Molimenti vorzurücken, ward auch auf feindlicher Seite eine Vorwärtsbewegung des rechten Flügels der Grenadier-Brigade Lombardia von Gorgo aus in's Werk gesetzt, und die Tête-Truppe dieser feindlichen Colonne (4. Bataillon des 3. Grenadier-Regiments) hatte eben noch Zeit, Casa Cavalchina in beiden Etagen zu besetzen, als das eigene 2. Bataillon diesem grossen Wirthschaftshofe schon auf Schussdistanz sich näherte. Das Bataillon marschirte in der geschlossenen Divisions-Massenlinie mit vorgenommenen Schwärmen, — die 5. Division am rechten, die 6. am linken Flügel gestellt, mit der Haupt-Direction auf il Gorgo. Rechts war das eigene 3. Bataillon, links wurde das 15. Jäger-Bataillon und im 2. Treffen nach wie vor das 63. Infanterie-Regiment supponirt.

Das Plänklerfeuer begann alsbald nach dem Herablangen in's Thal allgemein zu werden, dasselbe wurde immer lebhafter und zog sich schliesslich ganz und gar gegen Cavalchina hin. — Mittlerweile kam das Bataillon an einem die Strasse senkrecht durchschneidenden Ravin an. der bereits im vollsten Feuerbereich des Gegners lag, machte hier bezüglich näherer Orientirung einen ganz kurzen Halt und wendete sich nach Sichtbarwerdung des knapp vorliegenden Gehöftes gegen die Strassenseite von Casa Cavalchina, indem Major Siebeneicher der 6. Division den Auftrag gab, die genannte Häusergruppe direct anzugreifen, der 5. Division aber die Weisung ertheilte, den Hof rechts zu umfassen und so gegen die Rückzugslinie des Gegners zu drücken.

Cavalchina, ein geschlossener Meierhof, liegt an derselben Strasse wie Baffi, ist in der äussern Form und in der Bauart ebenso construirt wie dies letztgenannte Gehöfte, nur mit dem Unterschiede, dass Cavalchina in seinen Dimensionen umfangreicher ist, und das Haupt-Gebäude, welches parallel mit der Chaussée läuft, zwei hohe Stockwerke enthält. — Grössere Stallungen, eine lange Hauseinfahrt, von der Strasse her ein breites Thor in der Hofmauer, die gegen Somma Campagna gekehrt ist, und zahlreiche Schiesslöcher in der Einfriedung und in den Mauern der Stallungen sind die weiter bemerkenswerthen Bau-Details. Das ganze Gehöfte liegt an einer Verengung des Querthales von Molimenti und ist von den dichtesten Culturen rings umgeben.

Während nun die Plänklerlinie der 6. Division, von den in den Strassengräben feuernden feindlichen Schützen zuerst angezogen, gegen die nördliche Front über die Chaussée hinüber gelangte und, die feindlichen Haufen zurück-

drängend, den dortigen Eingang forcirte, — stürmte die 6. Division selbst unter argem Kugelregen das Haupt-Thor an der westlichen Gebäudefront und gelangte im ersten Anpralle sofort in das Innere des Hauses. Der Commandant der Division, Hauptmann Schiller, sprengte persönlich der Erste das grosse Thor, dessen lange Einfahrt dicht vom Feinde angefüllt war. Es entspann sich hier und in der unmittelbar anliegenden Stallung ein blutiges, langdauerndes Handgemenge, an dem schliesslich nebst der beim nördlichen Thore eingedrungenen eigenen Plänkler-Halb-Compagnie auch noch 2 Züge der 13. und 1 Zug der 9. Compagnie lebhaften Antheil nahmen. Der Feind wurde in der Mehrzahl zum Weichen gebracht, ein grosser Theil der Besatzungen gab sich gefangen, und nur circa 50 Mann des Gegners zogen sich in's oberste Stockwerk zurück, hielten dasselbe standhaft besetzt und bestrichen unausgesetzt den Hofraum.

Bedeutende feindliche Verstärkungen, die nun auch das Gehöfte neuerlich dicht umschwärmten, und die, an den äussern Schiessscharten postirt, durch Zusammenwirken mit dem am Dachboden noch nicht überwundenen Reste des Grenadier-Bataillons ein weiteres Verbleiben im innern Raum unmöglich machten, — nöthigten aber bald zum Aufgeben des aufreibenden Kampfes im Innern, und die 6. Division, merklich zusammengeschmolzen, wandte sich theils gegen die fliehenden, theils gegen die neu angerückten Gegner, indem sie wieder das Aussenfeld betrat.

Mit unwiderstehlichem Muthe führte abermals der Ketten-Commandant die wenige Mannschaft, die ihm zur Hand war, gegen die in den dichten Baumgruppen versteckten feindlichen Plänkler, und indem die 12. Compagnie grösstentheils beim westlichen, die 11. mit der halben 13. beim nördlichen Thore den Feind heraus und vor sich her trieben, gelang es der jenseits des Gehöftes sofort wieder vereinigten Division, den Gegner bis nahe an den Strassenknoten von il Gorgo zurückzudrängen.

Es wurde Eingangs erwähnt, dass behufs Mitwirkung bei diesem Angriffe auf Cavalchina die 5. Division vom Bataillons-Commandanten die Weisung erhielt, das Gehöfte rechts zu umfassen und so der 6. zur Unterstützung zu dienen.

Diese 5. Division hatte zwei Züge der 9. Compagnie in der Kette und schickte sich eben an, den erhaltenen Befehl zu vollführen, als sie in nächster Nähe ihrer rechten Flanke eine grössere feindliche Colonne wahrnahm, die von der Höhe herab gegen sie das Gefecht eröffnete. Der Commandant der Division bewirkte eiligst die entsprechende Frontveränderung, liess den Aufmarsch vollführen und rückte nach Abgabe mehrerer Dechargen dem sichtlich stärkeren Gegner — welchen oben auch die eigene 7. Division bekämpft hatte — im Sturmschritt entgegen.

Aber nicht nur in der Front, die nunmehr an der Strasse die Plänklerschwärme allein zu decken hatten, sondern auch weiter ab, rechts seitwärts, zeigten sich feindliche Abtheilungen, welche offenbar in der Lücke zwischen den beiden Bataillonen durchzubrechen bestrebt waren; und da nebstdem die

5. Division nun auch aus den obersten Stockwerken von Cavalchina im Rücken beschossen wurde, so benützte deren Commandant eine günstigere rückwärtige Position, um von dort aus jedes weitere Vordringen des Gegners in der erwähnten Richtung — zeitgerecht vereiteln zu können.

Als in der Folge diese Division ganz zurückgenommen wurde, trennte sich durch die grossen Hemmnisse des Terrains ein Theil der 10. Compagnie von seinem Gros, und es kam diese Abtheilung, da dieselbe die Bataillons-Fahne bei sich hatte, in die Lage, dieses Ehrenpanier gegen anstürmende feindliche Abtheilungen standhaft zu schützen. Feldwebel Leichtag vertheidigte selbes mit dem aufopferndsten Todesmuthe, bis er, aus vielen Stich- und Schusswunden blutend, niedersank. Die Fahne wurde jedoch durch die Tapferkeit der Abtheilung gerettet.

Zur 6. Division zurückblickend, die eben in dem Momente nächst der Querstrasse von Gorgo anlangte, als die Kämpfe bei Baffi beendet waren, finden wir dieselbe in ein anhaltendes Feuergefecht verwickelt, das seitens des Feindes mit grosser Intensivität genährt wurde.

Der Gegner entrollte am Strassenknoten von Gorgo und längs des scharfen Terrain-Einschnittes nördlich dieses Punktes eine gewaltige Feuerlinie, welcher unserseits nur einige schwache Haufen entgegengestellt werden konnten.

Vorne an der Chaussée kämpfte nämlich die 11. Compagnie in zwei Schwärmen, links derselben der früher erwähnte Theil der 13. und eine kleine Abtheilung der 15. Compagnie, die südlich des Palazzo Baffi durch die Gestrüppe herüber zu kommen verstand. Als Unterstützung hielt sich 100 Schritte rückwärts die 12. Compagnie an der Strasse, — alle diese Abtheilungen kaum noch die Hälfte ihres Standes zählend. —

Unter solchen Umständen — jedes Nachschubes bar — war an ein weiteres Vorwärtsdrängen nicht mehr zu denken; es machten sogar binnen Kurzem Verstärkungen, die der Feind nochmals durch sein 4. Grenadier-Regiment von Monte Croce her erhielt, und welche jetzt die ganze linke Flanke des isolirt stehenden Regiments Nr. 66 bis Cavalchina zurück — bedrohten, das längere Verweilen der losen Abtheilungen in den Culturen gegen so bedeutende Überzahl nicht mehr räthlich, und die 6. Division, nachdem sie durch ausgesandte Officiere wiederholt, aber erfolglos Verstärkungen begehrt, zog sich, vom Feinde hart gedrängt, auf das rückwärts gelegene, kurz vorher von ihr erstürmte Cavalchina wieder zurück.

IV. Der zweite Kampf um Cavalchina.

In jenem Zeitraume nun, als die so geschwächte 6. Division mit den beiden Annexen in den Culturen bei Gorgo à cheval der Chaussée kämpfte, und die andern 2 Compagnien des Bataillons nicht mehr zur Hand waren, versuchte die 9. Division — auf specielle mündliche Weisung des Brigadiers

— das vom Feinde durch sein 4. Grenadier-Regiment mittlerweile wiederbesetzte Cavalchina nochmals zu erstürmen.

Diese Division, die noch am östlichen Fusse von Monte Molimenti stand, sandte jetzt 2 Züge der 18. Compagnie in die Schwarmlinie und näherte sich unter starkem Tirailleur-Gefecht der Chaussée. Der Gegner, der diesmal nächst Cavalchina zahlreicher war und auch mehr Zeit zur Orientirung und zur vollständigen Occupirung des Gehöftes hatte, verwehrte aber durch ein ausgiebiges Schützenfeuer jede sofortige Gewinnung dieses Objectes, und die Division, im Sturmschritt gegen die nördliche Ecke angerückt, sah sich so hart bedrängt, nebstdem auch derart in's Bereich der feindlichen Geschütze gelangt, dass sie vorderhand in den Gräben der Chaussée Deckung suchen musste und zuerst von hier aus durch ein gut geregeltes Feuergefecht den Bajonnet-Angriff einzuleiten begann.

Bevor aber dieser Choc mit der ganzen Division ausgeführt werden konnte, fiel der Commandant derselben (Hauptmann Haag), von einer Kugel mitten in die Stirne getroffen, und es gelang schliesslich nur unzusammenhängenden, durch die Terrainbildung vom Gros etwas getrennten Theilen der 17. und 18. Compagnie, unter Führung kühner Officiere beim westlichen Hauptthore in's Innere der Gebäude einzudringen. Der Rest der Division musste sich aber eiligst, und zwar mit dem Bajonnet, gegen feindliche Abtheilungen des östlichen Aussenfeldes wenden, die plötzlich in der linken Flanke der Division zahlreich auftauchten.

In diesem Momente war es nämlich, wo der italienische General-Lieutenant Brignone zwei Bataillons des ersten Grenadier-Regiments unter Anführung des Obersten Boni von Casa di Monte Torre gegen Cavalchina herab entsandte, um den Besitz dieses Gehöftes dauernd zu sichern.

Während also italienischerseits schliesslich 3 Bataillone hier am Kampfe sich betheiligten, konnten auf österreichischer Seite nur noch lose Reste zweier Divisionen vereint werden, um den nochmaligen Versuch einer Behauptung dieses Objectes zu unternehmen. Im Innern kämpfte zuerst Oberlieutenant Zitterer, mit beiläufig 50 Mann, und kaum war derselbe beim Strassenthore eingedrungen, als die vor Gorgo gestandene 6. Division, wie vorher erwähnt, sich ebenfalls dem Gehöfte näherte, jedoch diesmal um darin Schutz zu suchen.

Nicht wissend, was seither im Rücken ihrer Stellung vorging, nicht ahnend, dass der Hof mittlerweile neu vom Feinde besetzt sei, versuchte sie sofort den Haupteingang zu gewinnen, wurde aber mit lebhaften Dechargen allseits empfangen und konnte nur noch mit dem grössern Theile ihrer Mannschaft das Innere des Hofes erzwingen.

Hier entspann sich eine neue Mêlée, die diesmal nur von kurzer Dauer war. Oberlieutenant Zitterer drang schnell mit seinen Leuten in's Hauptgebäude ein und verfolgte dort den Gegner von Stockwerk zu Stockwerk. Hauptmann Schiller wehrte mit der 11. und 12. Compagnie auf das Standhafteste die beiden Eingänge; als aber der Gegner den Hof rings umzingelte,

durch die äussern Schiessscharten und aus allen Fenstern der Gebäude concentrisch den Hofraum bestrich, nebstdem immer zahlreicher durch die Fenster der südlichen Stallungen eindrang, war für die auch im Hofe umringte Division kein anderer Ausweg übrig, als sich mit den Bajonneten durch das nördliche Thor Bahn zu brechen. Rasch Alles an Mannschaft vereinigend, was eben zur Hand war, brach die 6. Division glücklich durch, und nachdem sie noch weit in den Culturen zahllose Anfälle feindlicher Schwärme zu pariren hatte [1]), gelangte endlich der zu einer kleinen Zahl zusammengeschmolzene Rest der Mannschaft — auf's Äusserste, ja zu Tode erschöpft am Fusse der Molimentihöhe an, wo diese Division vom Bataillons-Commandanten die Weisung erhielt, im rückwärtigen Terrain ihre Rallirung zu bewirken.

Noch blieb Oberlieutenant Zitterer, dem sich schliesslich der im Hofe verweilende Theil der 6. Division anschloss, in dem Hauptgebäude des Gehöftes Cavalchina, und es trat der seltene Fall hier ein, dass eine Örtlichkeit dieser Art, — im Hofraume und im obersten Stockwerke vom Feinde besetzt, — dennoch zuletzt in die Hände der im ersten Stocke eingeschlossenen Truppe gerieth. Der Feind, der nämlich nach dem Abgange der 6. Division in grosser Zahl in das Gehöfte eindrang, begnügte sich, die in den ebenerdigen Ubicationen zurückgebliebenen und von ihren Compagnien im Handgemenge abgeschnittenen Rotten der Regiments-Abtheilungen gefangen zu nehmen, und räumte dann sofort den Hof. Oben aber, im Innern des Hauptgebäudes kämpfte Oberlieutenant Zitterer von Zimmer zu Zimmer, sperrte schliesslich die auf dem Dachboden concentrirte feindliche Abtheilung ab, hielt sie durch eine Stunde dort festgebannt und machte, als durch 2 Züge des österreichischen 48. Regiments ein Succurs im Hofe anlangte, nicht nur die feindliche Besatzung von 4 Officieren und 50 Mann zu Gefangenen, sondern befreite auch noch mehrere der eigenen Regiments-Mannschaft aus den Händen der Gegner. — Cavalchina blieb aber dann fortan in den Händen der Österreicher.

So ehrenvoll für das Regiment durch die endgiltige Behauptung dieses Objectes die Kämpfe um Cavalchina geworden sind, so gross waren auch hier die Verluste an Officieren, Chargen und Mannschaft.

Hauptmann Haag blieb todt auf dem Platze; Oberlieutenant Zitterer und Lieutenant Schwarzleitner wurden schwer, Hauptmann Schiller durch Bajonnetstiche leicht verwundet; nebstdem mussten 2 Officiere und bei 30 Mann das Los der Gefangenschaft theilen. An Chargen büsste die 11. Compagnie allein 8 Unterofficiere am Platze ein.

Der Verlust des Gegners war aber hier ein so bedeutender, dass haufenweise die Leichen im Hofraume, in den Stallungen und in den Gemächern lagen, und es gibt der Bericht des italienischen 1. Armee-Corps speciell an, dass von Casa Cavalchina nur Trümmer seiner Abtheilungen zu den Fahnen zurückkehrten.

Nicht unerwähnt soll aber hier gelassen werden, wie die italienischen

[1]) Kein Mann hatte mehr Patronen bei sich.

Truppen mit ausserordentlicher Bravour, mit wahrhaft staunenswerther Ausdauer gefochten haben. Officiere sprangen bis auf 10 Schritte an unsere Schwärme heran (Capitaine Rameau) und feuerten ihre Revolver ab. Die lombardischen Grenadiere führten die kühnsten Bajonnet-Angriffe aus. Ihre Vehemenz und Findigkeit zugleich sind aller Beachtung werth.

V. Betheiligung des Regiments an den Nachmittags-Kämpfen am Belvedere und nächst Monte Croce.

Major Siebeneicher, welcher nunmehr den aus dem Gefechte gezogenen Abtheilungen des 2. Bataillons den Auftrag gab, im rückwärtigen Terrain zu rasten und sich neu zu ralliren, wirkte jetzt persönlich auf das Thätigste ein, um die vielen, in den dichten Culturen versprengten Soldaten und die nach und nach zurückkehrenden kleineren Abtheilungen des 2. und 3. Bataillons wieder zu sammeln.

Mittlerweile waren die Gefechte bei Baffi, Gorgo und Cavalchina zu Ende geführt, — der Feind zum Aufgeben dieser Positionen genöthigt, und es concentrirte sich in den Nachmittagsstunden die Schlacht vorzüglich auf die Höhenpunkte Monte Croce, Monte Torre, Custoza und Belvedere.

Als nun Major Siebeneicher an 200 Mann verschiedener Compagnien bei sich vereint hatte, rückte er sofort über Molimenti gegen Monte Arabica vor und verband sich hier mit dem auf dieser Höhe postirten 3. Bataillone des Infanterie-Regiments Nr. 5. — Auf dem Marsche dahin übernahm Oberstlieutenant Karojlovic, der wegen der erlittenen Beschädigung zurückgeblieben war, das Commando dieser Regimentstruppen, welche — nachdem sie nochmals durch heftiges Geschützfeuer bis an Casa Bagolina gedrängt worden — endlich gegen 4 Uhr sich dem durch das 7. Corps ausgeführten Hauptsturme auf Custoza anschlossen und an dem auf diesem Punkte erkämpften Hauptsiege thätigen Antheil nahmen.

Das Regiment selbst, das in seinen einzelnen Divisionen zur Mittagszeit — wie bereits erwähnt — theils bei Bagolina, theils auf Boscone dei Fitti Stellung nahm, wurde — als das Infanterie-Regiment Nr. 29 derart vorgeschoben ward, dass die Ablösung der eigenen Bataillone auf allen Punkten vollständig bewirkt worden war — auf Anordnung des Brigadiers zurückgezogen und Nachmittags zur Besetzung von Berettara und Casanuova beordert.

Hier entspann sich nämlich gegen 4 Uhr ein neuer heftiger Kampf um Monte Croce, welcher, obschon in der Hauptsache vom Infanterie-Regimente Nr. 7 durchgeführt, dennoch auch der bei Casa del Sole gestandenen dritten und der dahin abgerückten 4. Division des 66. Regiments Gelegenheit gab, sich an diesem Angriffe activ zu betheiligen.

Hauptmann Schroft erhielt vom anwesenden Corps-Commandanten die Bewilligung zum Vorrücken und bildete mit den ihm unterstehenden 4 Compagnien die Unterstützung von Maroičić-Infanterie.

Letztere Truppe erstürmte die Höhen von Vegruzzi und hielt dieselben besetzt; die beiden Divisionen des 66. Infanterie-Regiments rückten jedoch über diese Stellung des 1. Treffens hinaus auf Monte Torre, woselbst ein Verbandplatz des Feindes, viele Waffen und Geräthe, dann ein feindliches Geschütz erbeutet wurden.

Dieses combinirte Bataillon nahm weiters auf dem südlichen Abhange des Höhenzuges Position und verblieb in dieser Stellung so lange, bis es Abends vom 23. Jäger-Bataillone abgelöst wurde.

Das Regiment hielt aber — bald wieder in allen Theilen vereint — die nur noch durch feindliches Geschützfeuer bedrohte Stellung von Berettara fest, in welcher dasselbe bis zum folgenden Tage verblieb.

VI. Schluss-Betrachtungen.

In dieser Art war nun das 66. Infanterie-Regiment am Schlachttage des 24. Juni 1866 in seinen verschiedenen Theilen meist einzeln und ohne alle Unterstützungen gegen bedeutende Heeres-Massen des Feindes in Verwendung gekommen.

Es hatte dasselbe trotz der gänzlichen Loslösung von der Brigade und der äusserst ungünstig wirkenden sonstigen Verhältnisse, sowie trotz des Umstandes, dass die meist allein und gegen zwei bis dreimal so starke Feindestruppen kämpfenden Divisionen an allen Punkten nur auf sich selbst beschränkt blieben — dennoch sehr bedeutende Resultate für das Geschick des Tages erfochten.

Der Feind vermochte über keines der Kampfobjecte hinaus Terrain zu gewinnen; — die Molimenti-Höhen blieben ihm verwehrt; — die Brigade Scudier, rechts des Regiments, versuchte in Folge dessen bis auf Custoza zu gelangen, — und der spätere Angriff des Regiments Thun Nr. 29, sowie der schliessliche Massen-Angriff des 7. Corps konnnten Nachmittags über freien Boden direct auf Belvedere und Custoza erfolgen.

General-Lieutenant Brignone, der Commandant der feindlichen Grenadier-Division, gibt in seinem Schlachtberichte ausführlich an, dass er nach Niederwerfung der Brigade Weckbecker mit aller Kraft seiner Grenadier-Truppen über Baffi und Cavalchina vorzurücken bestrebt war, um in Besitz des Monte Molimenti zu gelangen. Es kämpften auch um Casa Cavalchina, als um den am meisten in die österreichische Stellung des linken Flügels hineinragenden Punkt, schliesslich drei Bataillons seiner Division.

Wenn es diesen letztern nie gelang, sich durch längere Zeit hier zu behaupten, — wenn auch die Truppen des Prinzen Amadeo bei Casa Baffi den ganzen Vormittag festgebannt blieben, und es dadurch dem auf Custoza, Belvedere und Monte Arabica später nochmals vordrängenden General-Lieutenant Govone unausführbar war, den österreichischen Truppen dort mit voller Macht zuvorzukommen, so muss das Verdienst dieser Thatsachen in

nicht geringem Grade den resoluten Kämpfen zugeschrieben werden, die das k. k. 66. Infanterie-Regiment schon in den Frühstunden des Tages an den Punkten Baffi und Cavalchina selbständig und wahrhaft aufopfernd durchzuführen verstand.

Es wurden vom Feinde im Ganzen 1 Major, 10 Oberofficiere und 138 Mann Gefangene gemacht, ein Geschütz, eine grosse Menge Waffen, Rüstungen, Markierfahnen und mehrere Beutepferde errungen und abgeliefert.

Das Regiment selbst verlor an Todten und Verwundeten 11 Officiere und 153 Mann, an Vermissten 156 Mann; 20 Mann sind an Erschöpfung gestorben.

Wie wichtig übrigens die Kämpfe des Regiments der Armee-Commandant, Feldmarschall Erzherzog Albrecht gefunden, wie schwer wiegend sie vom Feinde bezeichnet wurden, bezeugen die beiderseitigen officiellen Berichte, speciell aber einerseits das österreichische Generalstabswerk über die Kämpfe vom Jahre 1866, anderseits des italienischen Generalstabs-Majors Corsi vorzügliche Gefechtsschilderungen von demselben Jahre.

Das Regiment hat sohin in der That allen Grund, auf die im Tagsbefehle vom 25. Juni 1866 publicirten Worte des Armee-Commandanten — er beglückwünschte dasselbe, die erste Feuerprobe so ehrenvoll bestanden zu haben — stolz zu sein; und solch' ehrenvolle Anerkennung der wohlerfüllten Pflicht wird dem jungen Regimente gewiss ein Sporn mehr sein, diesem ersten Beispiele fortan zu folgen und stets mit Hingebung, Treue und mit echtem Rittersinn dem Vaterlande zu Heil und Nutzen, der Armee zur Ehre und zum Ruhme zu dienen.

Über die Anstellung und Leistungsfähigkeit der Arbeiter bei Erbauung flüchtiger Feldwerke.

Von **Rz.**

Der wichtigste Factor bei Herstellung von Feldschanzen zur Verstärkung von Schlacht- und Gefechtsfeldern ist unstreitig die Zeit, da durch diese die Möglichkeit der Erbauung bedingt ist. Die Wichtigkeit der Zeit wird aber auch noch insofern gesteigert, als nunmehr das jetzige Geschützfeuer stärkere (15′) und höhere (8′) Brustwehren bedingt, und als in Folge des mörderischen Shrapnelfeuers, sowie des wirksamen Bogenschusses, Deckungen und Unterstände für die Schanzenbesatzung unumgänglich nöthig sind, wodurch also die Erbauung von Schanzen um so zeitraubender wird.

Soll demnach in den wenigen zu Gebote stehenden Stunden die Herstellung von Schanzen zur Verstärkung von empfindlichen und zu sichernden Punkten des Schlachtfeldes möglich sein, so erheischen diese Umstände unbedingt:

1. Dass die nöthigen Hölzer für die Deckungen und Unterstände rechtzeitig gezimmert und herbeigeschafft werden, und

2. dass vor Allem der Grundsatz herrschen müsse, die grösst möglichste Anzahl Arbeitskräfte zur Erbauung der Schanze selbst anzustellen.

Die erste Bedingung ist neu hinzugekommen, da man bis zur Einführung des gezogenen Geschützmaterials besondere Deckungen und Unterstände, ja sogar auch oft ein Blockhaus ganz entbehren konnte.

Auf die zweite Bedingung hingegen wurde aber auch bis jetzt nicht jener Werth gelegt, welcher die richtige Erkenntniss desselben beansprucht. Wenn daher in den neuen Kriegen die Feldbefestigung zur Verstärkung wichtiger Gefechtspositionen leider weniger in Anwendung gekommen, so mag nicht blos der Mangel an richtigem Verständniss, sondern auch der Umstand daran Schuld sein, dass die technischen Abtheilungen zur schnellen Erbauung von Feldschanzen gar nicht oder doch nicht genügend trainirt wurden, und dass bei der gebräuchlichen ungenügenden Anzahl der Arbeiter die Herstellung in der That nicht rasch genug vor sich gehen konnte.

Betrachten wir nämlich die Methode der Arbeiteranstellung, so zeigt sich, dass selbst bessere Lehrbücher diesen höchst wichtigen Gegenstand nur

sehr oberflächlich behandeln oder ungenügende Angaben machen, die dem vorgesteckten Zwecke nicht entsprechen können. Auch ist dem bauleitenden Officier mit blos oberflächlichen und ungenügenden Regeln nicht gedient, denn um eine Schanze schnell erbauen zu können, bedarf er unbedingt einer genügenden detaillirten Berechnungsweise und eines sichern Schemas über die Anstellung, die Leistungsfähigkeit und das Erforderniss an Arbeitern und Werkzeugen. Vorausgesetzt wird hier als selbstverständlich, dass die Aushebung und Anschüttung blos mit Krampen und Schaufeln bewerkstelligt werden kann.

Die officiellen österreichischen Lehrbücher [1]) schreiben für die Anstellung der Arbeiter vor:

Man bilde Partien von 4 Mann, messe ihnen 8′ (bei Mangel? an Arbeitern sogar 16′) zu und verwende davon 1 Mann zugleich zur Weiterbeförderung der Erde mit der Schaufel. Gelangt man in die Tiefe, so weist man noch einen 5. Mann zur Überschauflung, und ist der Graben über 12′ breit, noch einen 6. Mann zur Erdbewegung zu.

Es besteht also eine Arbeitspartie aus 3 Aushebern und aus 1, 2 bis 3 Überschauflern, welche gleichzeitig die Anschüttung besorgen. Zur Berechnung der Leistungsfähigkeit können daher nur die 3 Ausheber in Rücksicht gezogen werden, wohl aber nicht die Überwerfer, da diese nur die Erde wegen der grösseren Distanz zu bewegen und auszugleichen haben.

Bezüglich der Vertheilung des Werkzeuges besteht die Regel, dass man im lockern Boden nur Schaufeln, im mittleren 2 Krampen auf 3 Schaufeln, und im festen 3 Krampen auf 2 Schaufeln rechnet. Praktisch lässt sich diese Regel auf unsere Partie von 3 Mann im mittlern und festen Boden nur unvollkommen, d. h. nur so anwenden, dass man jeden Mann mit je einer Schaufel betheilt, aber auch der Partie 1 bis 3 Krampen mitgibt, damit die Leute das Werkzeug nach Bedarf wechseln können.

Jeder Mann muss bis zur Ablösung 6 Stunden in Arbeit stehen; ist also (wie hier der Fall) die Partie nicht in Kramper und Schaufler eingetheilt, die durch wechselndes Inarbeittreten sich gegenseitig von selbst Ruhepausen gönnen können, so müssen kurze Rasten erlaubt werden, welche der Förderung der Arbeit nicht dienlich sind.

Bezüglich der Leistungsfähigkeit der Arbeiter bei Erdaushebungen sagt die Regel, dass 1 Mann in 12 Stunden im lockeren Boden 1 Cubik-Klafter, im mittleren $^1/_2$ und im festen $^1/_3$ Cubik-Klafter, oder in jeder Stunde 18 Cubik-Fuss, resp. 9 und 6 Cubik-Fuss ausheben könne [2]). Die Partie von

---

[1]) Leitfaden zum Unterrichte in der Fortification 1857; Leitfaden zum Unterrichte in der Feldverschanzung für die Genie-Regimenter 1853.

[2]) Andere Schriftsteller nehmen meistens noch grössere Leistungsfähigkeiten als die österreichischen an. So rechnet z. B. Peschel (Kriegsbaukunst im Felde 1855 pag. 413) im lockern Boden 25—30 Cub′. im mittleren 20—25 Cub′. im festen 15 Cub′. per Stunde ein Mann.

3 Mann würde daher bei einem 9 Fuss tiefen und 12 Fuss (mittleren) breiten Graben [1] $8 \times 9 \times 12 = 864$ Cubik-Fuss auszuheben haben, und diese Arbeit im lockern Boden erst in 48 Stunden, im mittleren Boden in 96 und im festen in 144 Stunden beenden. (!)

Man sieht aus dieser Analyse, dass die untersuchte Arbeitsanstellung nicht nur zu schwach ist, sondern auch nur wenig geeignet sein kann, den ununterbrochenen Fortgang der Arbeit zu fördern.

Reichlichere Annahmen macht Peschel (pag. 408 f. f.) und nach ihm andere Schriftsteller:

Man braucht für eine Ablösung im Ganzen dreimal so viel Arbeiter, als auf der mittlern Grabenlinie in einer Reihe angestellt werden können. Dies gibt auf 12 Fuss drei Rotten (9 Mann), wovon 6 Mann zur Aushebung des Grabens und 3 Mann zur Anschüttung der Brustwehr anzustellen sind.

Diese Regel leitet Peschel daraus ab, dass bei Gräben, welche nicht weniger als 12 Fuss obere Grabenbreite haben, was bei den meisten Feldwerken der Fall ist, 2 Reihen Arbeiter angestellt werden können, die so viel ausheben, als eine Reihe Arbeiter im Brustwehrraume in derselben Zeit aufzuschütten im Stande ist. In jeder Reihe steht ein Arbeiter vom andern 4 Fuss entfernt.

Es hat demnach jede Partie auf 12 Fuss Grabenlänge in allen drei Bodengattungen 6 Ausheber, welche den gewöhnlichen Schanzengraben von 9 Fuss Tiefe und 12 Fuss mittlerer Breite im lockern Boden in 12 Stunden, im mittlern in 24, und im festen in 36 Stunden auszuheben im Stande wären. Dieser Berechnung liegt die Leistungsfähigkeit von 18, 9 respective 6 Cubik-Fuss per Stunde und Mann zu Grunde.

Auch diese Anstellungsweise erweist sich, ausgenommen im lockern Boden, als keine genügende, wie schon die berechnete Stundenanzahl von 24 im mittleren und von 36 im festen Boden ersichtlich macht.

Sie hat aber noch folgende Mängel:

1. sind für die Weiterbeförderung der Erde, welche bei breitern und tiefern Gräben unerlässlich ist, keine Überschaufler angesetzt, und

2. sind bezüglich der Vertheilung des Werkzeuges an die Grabenausheber im mittleren Boden $\frac{1}{5}$, im festen $\frac{1}{3}$—$\frac{1}{2}$ davon mit Krampen betheilt, anstatt dass die Ausheberpartie durch Zuweisung der nöthigen Arbeiter mit Krampen verstärkt würde.

Der Nachtheil dieser Anordnung ist aber bei der sich gleich stark bleibenden Arbeitspartie von 6 Mann in allen drei Bodengattungen, dass im mitt-

---

[1] Das gewöhnlich vorkommende Grabenprofil.

lern und festen unverhältnissmässig mehr Arbeitszeit benöthigt wird, und dass der Mannschaft Ruhepausen gestattet werden müssen.

Um Schanzen schnell erbauen zu können, muss die reichlichste Anstellung der Arbeiter und die zweckmässigste Vertheilung des Werkzeuges stattfinden; auch darf Nichts ausser Achtgelassen werden, was den Fortgang der Arbeit zu fördern geeignet ist.

Die Erfahrungsregel sagt, dass jeder Mann zur Handhabung seines Werkzeuges ein Quadrat von 4 Fuss Breite benöthigt. Man kann daher die Arbeiter in Reihen mit 4 Fuss Intervall anstellen.

a) Anstellung bei schmalen Gräben (Jäger- und Laufgräben).

Ist ein Graben unter 8 Fuss breit, so kann man nur Eine Reihe Arbeiter 4 Fuss von einander entfernt anstellen, die mit Schaufeln zu betheilen sind. Im mittlern und festen Boden werden diesen Arbeitern die nöthige Anzahl Leute mit Krampen zugetheilt, und haben Krampen und Schaufeln abwechselnd zu arbeiten, wodurch sich die nöthige Ausruhezeit der Arbeiter ohne Schaden des raschen Fortganges von selbst ergibt.

Auf je 100 Fuss mittlere Grabenlänge eines schmalen Grabens sind daher erforderlich: im lockern Boden 25 Schaufler, im mittleren Boden 25 Schaufler und $^2/_3 \cdot 25$ = in voller Zahl 17 Krampen, und im festen Boden 25 Schaufler und $^3/_2 \cdot 25$ = in voller Zahl 38 Krampen [1].

Bildet man zur leichtern Übersicht ein Schema, welches die erforderliche Anzahl Arbeiter und Werkzeug [2], sowie die Leistungsfähigkeit enthält.

I Schema für je 100' mittlerer Grabenlänge.

Bodengattung	Arbeiter			zu fassendes Werkzeug		Leistungsfähigkeit in 1 Stunde
	Schaufler	Kramper	Summa	Schaufeln	Krampen	
locker	25	.	25	28	.	450 Cub.-Fuss
mittel	25	17	42	28	19	378 „
fest	25	38 (^{25})	63 (^{50})	28	42 (^{28})	378 (^{300}) „

Mit diesem Schema versehen, ist der bauleitende Officier im Stande, das Erforderniss an Arbeitern und Werkzeug leicht und schnell anzugeben, sowie die Leistung und die Dauer der Arbeit zu bestimmen.

Ein Jägergraben von 10 Quadratfuss Querschnitt wird beispielsweise

---

[1]) Der Verfasser hält durch seine Profile im festen Boden das Verhältniss 1 : 1 vom Krampen zu Schaufeln, also statt 38 nur 25 Krampen für genügend, wollte jedoch an der bestehenden Regel nicht rütteln. Auch sind 25 Krampenarbeiter auf der Strecke von 100' leichter unterzubringen.

[2]) Für Abnützung und unvorhergesehene Fälle ist an Werkzeug 10% mehr zu erfordern.

im lockern Boden in 2·22 Stunden, im mittleren und festen Boden in 2.645 Stunden beendet sein.

Das Schema und diese Berechnung zeigt, dass die Leistungsfähigkeit in den drei Bodengattungen bei dieser Vertheilung des Werkzeuges und Anstellung der Arbeiter ziemlich gleich gross und sehr günstig ist.

Zur Anschüttung benöthigt man bei Jäger- und Laufgräben keine besondere Partie, da die Ausheber zugleich die Anschüttung leicht besorgen und reguliren können.

Bezüglich der Förderung der Arbeit ist zu bemerken:

1. müssen aus Krampen und dazu gehörigen Schaufeln die kleinstmöglichsten Partien gebildet werden, welchen als Accord eine bestimmte Grabenlänge (die sich nach der Anzahl der in der Partie befindlichen Schaufler richtet) zur Aushebung zugewiesen und abgesteckt wird.

Im leichten Boden bildet man Partien à 1 Mann und steckt 4 Fuss Grabenlänge ab.

Im mittlern Boden bildet man Partien à 5 Mann (3 Sch. + 2 Kr.), und steckt 12 Fuss Grabenlänge ab.

Im festen Boden bildet man Partien à 5 Mann (3 Kr. + 2 Sch.) und steckt 8 Fuss Grabenlänge ab [1])

2. Muss einer grössern Anzahl von Partien (circa von 100 zu 100 Fuss) ein Aufseher zugewiesen werden, welcher die Disciplin aufrecht erhält und die richtige und ununterbrochene Arbeit beaufsichtigt.

3. Kramper und Schaufler wechseln in der Arbeit ab, um sich gegenseitig die nöthigen Rasten zu gönnen. Das Wechseln bleibt den Partien überlassen, nur muss der Aufseher streng auf die ununterbrochene Arbeit sehen.

4. Die Partie, welche ihren Accord (Zeitaccord) vollendet hat, tritt ab.

b) Anstellung bei breitern Gräben. (Schanzengräben.)

Bei breitern Gräben (über 8 Fuss) stellt man 2 Reihen Ausheber an, von denen die eine an die Escarpe, die andere an die Contrescarpe postirt wird. Jede Reihe Arbeiter ist in den 3 Bodengattungen von der Stärke des I. Schemas; es ist daher das Erforderniss an Arbeitern und Werkzeug doppelt so gross, als dieses Schema angibt.

Mehr als 2 Reihen Arbeiter anzustellen, ist wegen der Überfüllung des Arbeitsplatzes nicht zweckmässig und bei der nicht grossen Breite der Feldschanzengräben auch nicht nöthig.

Bei über 12 Fuss breiten Gräben ist (weil ein geübter Mann nicht weiter als 12 Fuss und nicht höher als 9 Fuss werfen kann) es nöthig, in die Mitte der 2 Ausheberreihen noch eine Reihe Überschaufler anzustellen,

---

[1]) Würde das Verhältniss der Schaufeln:Krampen wie 1:1 vorhanden sein, so macht man Partien zu 2 Mann (1 Kr. 1 Sch.) und misst als Accord 4' Grabenlänge zu, weil in dieser Ausheberpartie 1 Schaufler sich befindet, der vom nächsten auf 4' entfernt stehen kann.

welche später bei fortschreitender Tiefe des Grabens auf die Grabensstufe postirt wird. Die mittlere Überwerferreihe ist in ihrer Arbeit nicht behindert, wenn die an der Escarpe arbeitende mit den Gesichtern der Brustwehr zugekehrt ist, da in diesem Falle die Überwerfer durch die Intervalle der vordern Reihe hindurch werfen können.

Zur Anschüttung endlich ist auf je 4 Fuss Entfernung ein Ausgleicher anzustellen.

Bodengattung	Ausheber			Ueberschaufler	Anschütter	Summa sämmtlicher Arbeiter	zu fassendes Werkzeug		Leistung in einer Stunde
	Schaufler	Kramper	Summa				Schaufeln	Krampen	
locker	50	.	50	25	25	100	110	.	900 Cub.-Fuss
mittel	50	34	84	25	25	134	110	38	756 "
fest	50	76(50)	126(100)	25	25	267(150)	110	84(55)	756 (600) "

Die in diesem Schema angesetzten Anschütter sind (wegen des ausspringenden Winkels) auch genügend für die Herstellung der Plattformen und Traversen.

Berechnet man die Zeit, welche zur Aushebung nöthig ist (diese Zeit reicht auch zugleich für die Anschüttung hin), so benöthigt man beim gewöhnlich vorkommenden, 9 Fuss tiefen und 12 Fuss (mittel-) breiten Graben zur Aushebung im lockern Boden 12 und im mittleren und festen Boden 14·3 Stunden. Diese Zeit ist um so genügender, als bekanntlich die Leistungsfähigkeit (18 resp. 9 und 6 Cubik-Fuss pro Mann und Stunde) gering angenommen ist. Auch zeigt diese Berechnung, dass der Bau in selbst sehr kurzer Zeit bewältigt werden kann. Rechnet man nämlich zur ersten Aussteckung der Schanze (Aussteckung der Brustwehr und Graben, Profilirung der äussern Brustwehrböschung 3—6 Stunden, bevor die Grabenarbeiter angestellt werden können, — beginnt man die Aushebungen für die Deckungen und Unterstände mit den eigens dafür bestimmten Arbeitspartien zu gleicher Zeit mit der Grabenaushebung, — setzt man voraus, dass die Hölzer zu diesen Hohlbauten bereits gezimmert und abgebunden auf dem Bauplatze angelangt sind, wenn die Sohlenaushebungen für die Deckungsbauten vollendet, so dürften ungefähr 24—36 Stunden zur vollkommenen Vollendung einer Schanze, somit zu den innern Einrichtungen genügen, und daher der Anwendung von Feldschanzen zur Verstärkung von Gefechts- und Schlachtfeldern kein technisches Hinderniss im Wege stehen.

Selbstverständlich kann der Bau der Annäherungshindernisse am Glacis (Wolfsgräben mit Vorglacis, Steinfougassen u. s. w.) gleichzeitig mit der Grabenaushebung durch eigene Partien bewirkt; nach Vollendung des Grabens dieser mit Hindernissen (Spickpfählen und Hinderniss-Palissaden oder Astverhauen an der Contrescarpe) versehen, und die Verkleidung der innern Brustwehrböschung mit rechtzeitig herbeigeschafften Faschinen hergestellt, überhaupt die innere Einrichtung während des Baues der Deckungen

vollendet werden, ohne dass die zuvor angegebene Zeit überschritten zu werden brauchte. Bezüglich der Förderung der Grabenaushebung und Anschüttung der Brustwehr ist ausser den bei *a* angegebenen Bemerkungen noch hervorzuheben:

1. Dass Partien nach Schema II im lockern Boden von 4 Mann (2 Ausheber, 1 Überschaufler, 1 Anschütter); im mittlern von 16 Mann (10 Ausheber, wovon 4 Kramper, 6 Schaufler, 3 Überschaufler, 3 Anschütter); im festen von 14 Mann (10 Ausheber, wovon 6 Kramper, 4 Schaufler, 2 Überschaufler, 2 Anschütter) zu bilden sind, welchen als Accord (je nach der Anzahl Schaufler in der Partie der Ausheber) 4 Fuss, resp. 12 Fuss, resp. 8 Fuss mittlerer Grabenlänge abzustecken kommen.

2. Muss der Graben stufenweise ausgehoben werden, — wo möglich nur 1 Stufe in der mittlern Tiefe des Grabens.

3. Alle 6 Stunden ist die Ablösung der Arbeiter zu bewerkstelligen, daher letztere rechtzeitig zu erfordern und zu bestellen sind.

4. Muss jeder Partie für ihre sechsstündige Arbeit die Tiefe des auszuhebenden Grabentheiles berechnet und als Accord bestimmt werden.

Bei der ersten Anstellung (1. sechsstündige Arbeitstour) berechnet man beispielsweise diese Accordstiefe folgendermassen, wenn die Breite der ersten Aushebung z. B. 18 Fuss beträgt:

Im lockern Boden kann die Ausheberpartie von 2 Mann, welcher 4 Fuss Grabenlänge zugewiesen sind, in 6 Stunden 216 Cubik-Fuss ausheben, daher ist die Accordtiefe 216 : (18 × 4) = 3 Fuss.

Im mittlern Boden kann die Ausheberpartie von 10 Mann, welcher 12 Fuss Grabenlänge zugewiesen sind, in 6 Stunden 720 Cubik-Fuss ausheben, daher ist die Accordtiefe 720 : (18 × 12) = 3·33 Fuss.

Im festen Boden kann die Ausheberpartie von 10 Mann, welcher 8 Fuss Grabenlänge zugewiesen sind, in 6 Stunden 360 Cubik-Fuss ausheben, daher ist die Accordtiefe 360 : (18 × 8) = 2·5 Fuss.

Auf ähnliche Weise lassen sich alle Accordtiefen des stufenweise auszuhebenden Grabens aus der Leistungsfähigkeit der Partie, dividirt durch die auszuhebende Fläche, berechnen. Diese Tiefen haben sich die Aufseher in Stöcke einzuschneiden, und es ist strenge darauf zu sehen, dass jede Partie ihren Accord einhält, da hiervon die rechtzeitige und schnelle Beendigung der Arbeit abhängt.

5. Nach der stufenweisen Aushebung des Grabens sind zuerst die Stufen der Contrescarpe, sodann jene der Escarpe abzuarbeiten. Alle Erde kommt in die Brust, nur die übrigbleibende ist für's Glacis.

6. Die äussere Brustwehrböschung braucht nicht placagirt zu werden.

7. Die Anschüttung muss in Lagen von 2 Fuss von allen Graben-Arbeitern zusammengetreten werden, wozu momentan die Aushebung einzustellen ist, und die Arbeiter geschlossen mehreremale, mit den Füssen stampfend, über die Anschüttung hin und her marschiren müssen.

Grössere Pionnier-Übungen,

ausgeführt durch das 1., 4. und 5. Pionnier-Bataillon im Laufe des Monates September 1869 in Klosterneuburg.

Durch den angeordneten Dislocationswechsel zwischen dem 1. und 4. Pionnier-Bataillon, von welchen das Erstere, nachdem dessen Ergänzung in Hinkunft ausschliesslich aus Ungarn zu geschehen hat, nach Pressburg verlegt wurde, waren im Laufe des Monates September 3 Pionnier-Bataillone in Klosterneuburg vereinigt. Das Regiments-Commando gedachte diese sich unter nur geringen Kosten darbietende Gelegenheit zu benützen, um grössere Übungen im Brückenschlage auszuführen, und wurde demselben mittels Allerhöchster Entschliessung vom 6. August die Genehmigung zu deren Vornahme ertheilt.

Zweck dieser Übungen.

Im Allgemeinen waren bei dem Antrage hiezu folgende Zwecke in's Auge gefasst worden.

Es sollte die Ausbildung der genannten 3 Bataillone im Wasserdienste, insbesondere mit Beziehung auf einen gleichartigen Vorgang in der Abrichtung, einer vergleichenden Prüfung unterzogen werden. Es sollte ferner den Compagnie-Commandanten Gelegenheit zu grösseren Dispositionen gegeben werden, deren Richtigkeit durch die folgende Ausführung ihre Erprobung finden musste.

Das gliederweise Schlagen schwerer Kriegs-Brücken war nur bei der Concentrirung zu Comorn 1864 in grösserem Massstabe ausgeführt worden. Da jedoch die Stromverhältnisse daselbst derart sind, dass sich nicht wohl bestimmte Schlüsse auf Zeit und Kräftebedarf unter ungünstigen insbesondere stärkeren Strömungen begründen liessen, sollten darüber unter veränderten Stromverhältnissen noch Erfahrungen gesammelt werden.

Es sollten endlich diese Übungen dazu beitragen, um Officieren und Mannschaften ein Bild ihrer Leistungsfähigkeit selbst sowohl, als auch jener ihres Materiales zu geben. Es kann jedoch in dieser Beziehung nur dann ein das Selbstgefühl und das Vertrauen hebendes Resultat erreicht werden, wenn die Anforderungen an die eigene Thätigkeit des Individuums und die Tüchtigkeit des Materiales so bedeutend sind, als dies bei Brückenschlägen über einen so mächtigen Strom wie die Donau immer der Fall sein wird.

Diese Zwecke zu erreichen und den sich hiedurch ergebenden

(Fortsetzung Seite 26.)

Brückenschlag

Datum: Monat	Datum: Tag	Übungstage	Wasserstand in Zollen, Null: ober	Wasserstand in Zollen, Null: unter	Witterung	Art der Übung	In Verwendung getreten: Equipagen	zur Bedienung: Officiere	zur Bedienung: Unteroffic.	zur Bedienung: Pionniere	Commando zum Brückenschlag (Vormittags): h	Commando zum Brückenschlag (Vormittags): ′	Brückenschluss (Vormittags): h	Brückenschluss (Vormittags): ′
September	6	1	.	1	Heiter, mässig warm, beim Beginn der Übung starker sturmähnlicher Südostwind, der sich später etwas mässigte	Successives Schlagen einer gemischten leichten Kriegsbrücke von beiden Ufern gegen die Mitte	9	11	41	354	4	46	6	36
	7	2	.	4	Trübe, theilweise bewölkt, mässig warm, leichter Südostwind.	wie am 6. September	9	11	41	354	7	43	9	21
	9	3	.	9	Heiter, mässig warm, ziemlich lebhafter Südostwind	wie am 6. September	9	11	41	354	7	52	9	10
	10	4	.	10	Heiter, kühl, beim Beginn der Übung ziemlich lebhafter Ostwind, d. sich gegen 10 Uhr zu einem sturmähnlichen Südost steigert.	wie am 6. September	9	10	41	349	7	52	9	25
	11	5	.	11¼	Heiter, mässig warm, leichter Ostwind	Gliederweises Schlagen einer normalen leichten Kriegsbr. Der auf Böcken ruhende Brückentheil wird unabhängig von der Gliederbrücke hergestellt	9	13	41	354	8	22	9	33
	13	6	.	8½	Heiter, mässig warm, leichter Südostwind	wie am 11. September	9	9	41	354	8	2	9	20
	14	7	.	4½	Heiter, kühl, sehr heftiger, momentan sturmähnlicher Südwestwind	wie am 11. September	9	10	41	354	8	4	9	6
	15	8	5	.	Heiter, mässig warm, leichter Westwind	Successives Schlagen einer gemischten schweren Kriegsbrücke von beiden Ufern gegen die Mitte	13	13	54	474	8	1	9	24
	16	9	1½	.	Des Morgens ziemlicher Nebel, später heiter, leichter Westwind	wie am 15. September	12½	11	44	441	7	59	9	33
	17	10	.	4½	Heiter, kühl, sehr heftiger Südwestwind	Gliederweises Schlagen einer schweren Kriegsbrücke; der auf Böcken ruhende Brückentheil wird unabhängig von der Gliederbrücke hergestellt	12½	13	47	447	8	12	9	24
	18	11	.	9	Heiter, mässig warm, des Morgens windstill, später ziemlich lebhafter Südostwind	wie am 17. September	12½	10	47	473	8	12	9	12

Gesammt-Zeitaufw. f. d. Brückenschlag		Anmerkung	Art des Abbrechens	Abbrechen der Brücke: Commando zum Abbrechen (Vormittags)		Heben des Landschwellers (Vormittags)		Gesammt-Zeitaufwand für das Abbrechen		Anmerkung
Stunden	Minuten			h	'	h	'	Stunden	Minuten	
1	50	Durch den heftigen Wind wurden mehrere Pontons abgetrieben und nahmen die Distanzen zu gross, wodurch einige Aufenthalte herbeigeführt wurden	Successive die Brückentheile an dasjenige Ufer von welchem sie eingebaut wurden	9	50	10	49	.	59	—
1	38	—	Die stehenden Unterlagen successive nach jenseits, die schwimmenden Unterlagen gliederweise, Auswerfen der Anker an Schwemmern	10	26	10	54	.	28	Für das Abbrechen der stehenden Unterlagen 1 Stunde
1	18	—	wie am 7. September	9	30	9	47	.	17	Für das Abbrechen der stehenden Unterlagen 46 Minuten. Ein Glied blieb an einem Schwemmer hängen, und musste das Seil abgehauen werden.
1	33	Das Werfen der Anker war bei d. letzten Unterlagen durch den Wind sehr behindert	wie am 6. September	10	20	11	35	1	15	Des sturmartigen untern Windes wegen mussten für das Abbrechen noch Unteranker geworfen werden.
1	11	—	Gliederweise Heben der Anker mit der Fronte	10	11	10	43	.	32	Für die stehenden Unterlagen 46 Min.
1	18	—	wie am 11. September	9	50	10	22	.	32	Für die stehenden Unterlagen 47 Min.
1	2	—	wie am 6. September	10	3	10	58	.	55	—
1	23	—	wie am 6. September	10	26	11	22	.	56	—
1	34	—	wie am 7. September	10	51	11	29	.	38	Für den auf stehenden Unterlagen erbauten Brückentheil 54 Min.
1	12	Der heftige Wind war besonders in einiger Entfernung vom rechten Ufer sehr fühlbar, und demzufolge den Arbeiten, welche sich dem linken Ufer näherten, sehr hinderlich	wie am 11. September	9	55	10	30	.	35	Für den auf stehenden Unterlagen erbauten Brückentheil 57 Min.
1	.	—	Successive die ganze Brücke an das diesseitige (rechte) Ufer	11	12	1	12	2	.	—

verschiedenen Anforderungen an Zusammensetzungen und Ausführungen möglichst Rechnung zu tragen, war das Programm entworfen und vom Reichs-Kriegsministerium der Wesenheit nach genehmigt worden.

Ausführung der Brückenschläge.

Dem Programme gemäss hatten die Übungen vom 6. bis inclusive 18. September in folgender Ordnung stattzufinden:

Den 6., 7., 9. und 10. successives, den 11., 13. und 14. gliederweises Schlagen normaler leichter Kriegsbrücken.

Den 15. und 16. successives, den 17. und 18. gliederweises Schlagen schwerer Kriegsbrücken.

Das Abbrechen der Brücke hatte den 6., 10., 14., 15. und 18. successive, die übrigen Tage gliederweise zu geschehen.

Die Brücke war stets von beiden Ufern gegen die Mitte zu herzustellen, und in derselben ein Durchlass, aus 2 Halb- oder Ganzgliedern bestehend, einzubauen.

Die Donau ist an der für die Brückenschläge gewählten Stelle circa 400 Klafter unterhalb des Pionnier-Zeugs-Depôts der Hauptsache nach vereinigt, von verkleideten Ufern begrenzt und hat eine Breite von 1380 Wiener Fuss. Der Stromstrich, in welchem die Tiefe 18 Fuss vom Nullpunkte ab beträgt, nähert sich stark dem rechten (diesseitigen) Ufer. Jenseits der Mitte, gegen das linke Ufer sich ausbreitend, hat sich im Laufe der letzten Jahre eine ziemlich bedeutende Sandbank gebildet, welche bei dem eingetretenen niederen Wasserstande nur theilweise vom Wasser bedeckt, den constanten Einbau von circa 32 stehenden Unterlagen (Böcken) nothwendig machte und der Materialbewegung am linken Ufer sehr hinderlich war.

Die Stromgeschwindigkeit beträgt 6 Fuss in der Secunde. Die angegebenen Ziffern der Breite und Geschwindigkeit charakterisiren zur Genüge die Mächtigkeit des Stromes und wollen bei Beurtheilung der Leistungsfähigkeit und der für die Ausführungen nöthigen Zeit-Momente stets im Auge behalten werden.

Wir geben im Nachfolgenden eine tabellarische Übersicht der programmmässig ausgeführten Brückenschläge, enthaltend die auf Kräfte, Material und Zeitbedarf Bezug nehmenden Daten, sowie die journalmässig verzeichneten Witterungs- und Wasserstands-Beobachtungen, da diese Form am geeignetsten ist, einen Überblick der Leistungen zu gewähren. (Siehe die Tabelle.)

Bei Betrachtung des Fortganges der Arbeiten im Verlaufe der Übungen zeigten sich sowohl beim Schlagen als Abbrechen nur solche Aufenthalte, welche durch nie gänzlich zu vermeidende kleine Störungen im Einbaue oder der Materialbewegung herbeigeführt werden.

Den 6. und 10. September hatte der Brückenschlag unter sehr heftigem, momentan sturmähnlichem Süd-Ost (unterem) Winde, den 14. und 17. unter ähnlichem West- (oberem) Winde stattgefunden. In beiden Fällen wurden die sehr fühlbaren, durch Stärke und Richtung des Windes herbeigeführten Be-

hinderungen der regelmässigen Fahrt anstandslos überwunden, und sind keine Fälle vorgekommen, in welchen durch Unkenntniss der Partieführer oder Mannschaften merkbare Störungen eingetreten oder Gefahren herbeigeführt wurden.

Als insbesondere schwieriger Natur können die Brückenschläge am 14. und 17., sowie das Abbrechen der Brücke am 10. September betrachtet werden. An den beiden erstgenannten Tagen wurde die Direction der Glieder durch den heftigen Wind im Vereine mit der starken Strömung sehr erschwert. Den 10. September wurde das Abbrechen durch den eingetretenen starken unteren Wind sehr behindert; bis zur Mitte des Haupt-Stromes musste jede Unterlage mit einem Windanker versehen werden, um den Ausbau derselben bewerkstelligen zu können, weil ohne diese Feststellung der ganze jenseitige Brückentheil gegen den Strom getrieben wurde. Der Fortgang der Arbeit wurde jedoch auch in den genannten Fällen in keiner Weise beeinträchtigt.

Der am 6. September statthabende Brückenschlag war mit einem taktischen Manöver der Wiener Garnison in Verbindung gebracht worden.

Der taktischen Disposition gemäss hatte die Tête der Avantgarde eines Armee-Corps, welches über die Brücke dirigirt wurde, um 7 Uhr Früh an Ort und Stelle einzutreffen, und es musste daher um diese Zeit der Übergang bereits eröffnet sein.

Demzufolge begann an diesem Tage der Brückenschlag bereits gegen 5 Uhr Morgens, und um 6 Uhr 36 Minuten war die Brücke zum Übergange fertig; derselbe begann um 6 Uhr 46 Minuten.

Da das von Wien nach Linz verkehrende Personen-Dampfboot sich gegen 8 Uhr der Brücke näherte, wurde der Übergang eingestellt und der Durchlass, aus 2 Halbgliedern bestehend (75 Fuss Öffnungs-Breite), ausgeführt, worauf der Dampfer die Brücke passirte. Das Aus- und Einführen des Durchlasses erforderte einen Zeitraum von 10 Minuten. Nach Schluss der Brücke wurde der Übergang fortgesetzt und um 9 Uhr 40 Minuten beendet.

Die Brücke war passirt worden durch:

34 Bataillone Infanterie, 10 Escadronen Cavallerie und 44 Geschütze sammt den bei den Truppen eingetheilten Sanitäts-Fuhrwerken und einigen Marketenderwagen. Während des Überganges waren auf der Brücke keinerlei Nachhilfen nöthig gewesen.

Den 9. September wohnte dem Brückenschlage Se. Majestät der Kaiser bei. In dessen Gefolge befanden sich der Grossherzog von Toscana, EH. Wilhelm, der Kronprinz von Hannover, der Reichs-Kriegsminister, der commandirende General von Wien, der Chef des Generalstabes und noch viele höhere Officiere.

Se. Majestät verfolgte mit sichtlichem Interesse den Fortgang der Arbeit und befand sich grösstentheils an der Tête des im Ausbau befindlichen Brückentheiles.

Nach beendetem Abbrechen sprach der Kaiser dem versammelten Officiercorps gegenüber seine volle Zufriedenheit und Anerkennung über die Leistungen des Regimentes aus.

Ein die Tüchtigkeit des Materiales zur Genüge darthuendes Experiment wurde den 15. September ausgeführt. Nach Vollendung der Brücke (gemischte schwere Kriegsbrücke, 35 dreitheilige Pontons, 32 Böcke als Unterlagen) liess der Regiments-Commandant Oberst v. Wasserthal die diesseitige Brückenpartie, circa 300 Mann, in einer stark geschlossenen, 6 Mann hohen Doppelreihen-Colonne in kurzem gleichmässigen Schritte unter Einblasen der Hornisten über die Brücke marschiren.

Es ist dies selbst bei solid gebauten stehenden Brücken eine nicht unbedeutende Anforderung, bei einer nur flüchtig erbauten Kriegsbrücke jedoch gewiss eine ihrer stärksten Proben. Während des Überganges zeigte der auf Pontons ruhende Brückentheil nur geringe Seitenschwankungen; der auf Böcken ruhende Theil dort, wo keine Zwischenböcke als normalmässige Verstärkung der schweren Brücke eingebaut waren, ein merkbares, jedoch nur vorübergehendes Durchbiegen der Balken. Der Rückmarsch erfolgte in derselben Ordnung, jedoch im unregelmässigen Lauftritt. Schwankung und Erschütterung waren hiebei nicht bedeutend, jedoch voraussichtlich auch im grösseren Masse ihrer Natur nach die Stabilität der Brücke weniger bedrohend als die schwankenden Bewegungen, welche durch den gleichmässigen Schritt hervorgebracht werden.

An der Brücke waren nach diesen Übergängen keinerlei Nachhilfen nöthig.

Rückblickend auf den Eingangs erwähnten Zweck dieser Übungen kann angenommen werden, dass derselbe in jeder Art vollkommen erreicht wurde.

Das Material hat mit Beziehung auf das System auch diesesmal den verschiedensten Anforderungen an dasselbe entsprochen und seine Tüchtigkeit bewährt. Da jedoch das Selbstvertrauen des Individuums in das eigene Leistungsvermögen wesentlich durch die Überzeugung allseitig gesicherter Gebrauchsfähigkeit seines Materiales bedingt ist, so werden auch die eben stattgehabten Brückenschläge dazu beitragen, dieses Selbstvertrauen zu kräftigen.

Schlussbemerkung.

Da im Laufe des diesjährigen Sommers auch von den königlich preussischen Pontonnier-Compagnien zu Lauenburg a. d. Elbe grössere Übungen ausgeführt wurden, wäre es nicht uninteressant, die beiderseitigen Systeme und die damit erzielten Resultate einer vergleichenden Behandlung zu unterziehen. Für diesen Zweck wäre es jedoch unbedingt nöthig gewesen, dass die Stromverhältnisse, da dieselben auf Disposition sowohl als Ausführung wesentlichen Einfluss nehmen, nahezu die gleichen sind, weil nur

in diesem Falle die Ausbildung der Mannschaft und Tüchtigkeit des Systemes in gleicher Weise in Thätigkeit gelangen. Leider ist die Charakteristik der Donau und Elbe an den zu den beiderseitigen Übungen gewählten Punkten derart verschieden, dass sich ein richtiges vergleichendes Urtheil über die erwähnten Daten auch nicht annäherungsweise fällen lässt.

Die Elbe hat bei Lauenburg eine durchschnittliche Geschwindigkeit von $1^1/_2$ Fuss in der Secunde. Wenn nun auch starke, insbesondere untere Winde den Brückenbau unter solchen Verhältnissen sehr erschweren, so schliesst eine derartig geringe Strömung dennoch jede Gefahr vollständig aus und ermöglicht Experimente, an deren Ausführung unter stärkerem Gefälle gar nicht gedacht werden kann.

So wurden z. B. Glieder von 3, auch 4 Brückenfeldern anstandslos von stromaufwärts in die Brücke eingeführt, und etwaige Fehler in der Direction noch auf geringen Distanzen oberhalb des stehenden Brückentheiles durch Schieben mittels Schiffshaken verbessert. Dies ist auf der Donau ganz und gar unmöglich, und es würde ein derartiger Vorgang selbst bei einzelnen Pontons schwere Folgen nach sich ziehen.

Das Schwierige der Seilmanipulation, der beste Prüfstein für Ausbildung der Einbaupartien, wird natürlich bei so geringer Strömung gegenstandslos.

Allerdings verschwindet unter solchen Verhältnissen das hauptsächlich erschwerende Moment des eigentlichen Pontonier-Dienstes, und es entzieht sich demzufolge, unseren Annahmen nach, die Ausbildung der preussischen Pionniere einer vergleichenden Beurtheilung.

Man würde sich jedoch einer grossen Täuschung hingeben, wollte man deshalb deren Leistungsfähigkeit geringer anschlagen, oder das Eintreten grösserer Schwierigkeiten für eine wesentliche Behinderung derselben ansehen.

Das Materiale der preussischen Pionnier-Truppe ist, da die Pontonier-Compagnien grossentheils aus Schiffsleuten bestehen, ein so vorzügliches und bildungsfähiges, dass sich dasselbe auch geänderten Flussverhältnissen in kürzester Zeit anpassen und deren Eigenthümlichkeiten erkennen und richtig benützen wird.

Über Werth und Vorzüge der beiderseitigen Brücken-Systeme ist hier nicht der Raum, eingehend abzuhandeln. Jedoch auch für deren allgemeine Vergleichung fehlen, wie Eingangs erwähnt, die Bedingungen, und muss dieselbe künftigen, unter gleichartigeren Verhältnissen stattfindenden Brückenschlägen vorbehalten bleiben.

Der k. k. Feldmarschall

Christoph Hermann von Russworm.

Ein Beitrag zur Kenntniss der Regierungsperiode, Cultur- und Sittengeschichte unter Kaiser Rudolph II.

Nach den Original-Acten des k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Kriegs-Archives und weiters angegebenen Quellen,

von

Wilhelm Edlen von Janko.

Motto:

„Ihm gefiel ein ewiges Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks,
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müssige Ruh' ist das Grab des Muths."
(Aus Grillparzers Ottokar II.)

Vorwort.

Einer unserer gewiegtesten Schriftsteller, Dr. Karl von Thaler, sagte noch nicht vor Langem in seinem „Literaturbriefe über deutsches Bürgerthum im Mittelalter," dass: die heutigen Historiker noch immer nur über Schlachten, diplomatische Verhandlungen, Friedensschlüsse und Hof-Intriguen schreiben, der Cultur-Geschichte aber in ihren dicken Bänden kaum ein bescheidenes Plätzchen gönnen, dass jedoch gerade sie es ist, welche von Tag zu Tag in den Vordergrund der allgemeinen Bildung tritt, daher ein besonderes Augenmerk erfordere, und dass neben den grossen Zügen in der Culturgeschichte auch kleine, kleinste Einzelheiten sehr nöthig seien. Nun, um eine solche Einzelheit zu liefern, haben wir uns mit der Abfassung dieser Monographie bemüht. Füllen auch viele Blätter derselben abermals die Erzählung kriegerischer Scenen aus, so muss uns dies zu Gute gehalten werden, da der Held derselben eben auch ein solcher des Krieges (sehr oft auch der Würfel, des Weins und der Weiber) war.

Gewiss aber ist es, dass sein Leben, sowie sein tragisches Ende einen nicht unwichtigen und nicht uninteressanten Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte der damaligen Zeit liefern, und daher auch das Anrecht auf eine Bearbeitung haben, durch welche jener dem grösseren Publicum zugänglicher gemacht und bekannter werde.

Russworms Persönlichkeit ist überhaupt eine derjenigen, welche aus dem Rahmen der Geschichte nicht recht heraustreten; das vorhandene Material, um ihr lebendige Individualität zu verleihen, ist ein sehr spärliches, und über des Feld-

marschalls Jugendzeit steht dem Biographen nur eine einzige Quelle: die Memoiren des französischen Marschalls Bassompierre, zur Verfügung.

Es hat zwar vor 30 Jahren Barthold in dem Raumer'schen historischen Taschenbuche eine biographische Skizze über Russworm veröffentlicht; demselben standen jedoch unsere Quellen, namentlich die Originalacten der beiden k. k. Archive nicht zur Verfügung, wodurch es uns möglich ward, viel Neues, vor Allem aber Correcteres zu bringen, denn Bartholds Arbeit wimmelt förmlich von unrichtigen Angaben. Wie wenig man sonst an den Helden dieser Arbeit denkt, geht schon daraus hervor, dass sein Name weder im Brockhaus'schen- noch im Pierer'schen oder Mayer'schen Conversations-Lexicon genannt wird, ja selbst nicht in dem allgemeinen Militär-Lexicon Willibald von der Lühes oder in jenem Rüstows erscheint.

Aus welchem Grunde Dr. Gindely in seinem vor 5 Jahren erschienenen Werke: „Rudolf II. und seine Zeit,“ das durch Intriguen herbeigeführte gewaltsame Ende des FM. nicht nur ganz ignorirte, sondern den Namen dieses ausgezeichneten Heerführers Kaiser Rudolfs gar nicht genannt hat, obschon das erstere Ereigniss kein unbedeutendes Streiflicht auf den Charakter des Fürsten wirft, welchen er zu schildern unternommen, das ist uns unklar.

Unbestreitbar aber ist es, dass der Fall, einen Feldmarschall und ausgezeichneten Feldherrn wegen eines einfachen Criminal-Vergehens, dessen Russworm eigentlich gar nicht in dem Masse und Sinne beschuldigt werden kann, wie es geschah, gleich aufs Schaffot zu bringen, ein in der Geschichte seltener und für die Anschauungen der damaligen Zeit sehr bezeichnender ist. Mit allen seinen Anhängseln liefert er ein prächtiges Argument für die Trefflichkeit des constitutionellen Princips, da nur in einem absolutistisch beherrschten Staate derlei Zustände denkbar sind.

Es ist schliesslich unsere Pflicht, Seiner Excellenz dem Herrn Reichs-Kriegs-Minister Franz Freiherrn von Kuhn, wie dem k. k. Ministerium des Äussern den innigsten Dank für die bereitwilligste Gewähr der Benützung des zu unserer Arbeit nöthigen Materiales auszusprechen. Wir fühlen uns aber auch ebenso gezwungen, das freundliche Entgegenkommen des Herrn k. k. Oberlieutenants im Kriegsarchive, vor Rolanscher, dann des Herrn Directors des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives, Hofrath von Arneth und des Herrn Regierungs-Rathes Dr. von Meiller dankbarst zu erwähnen. Das Verdienst des Letzteren ist es überhaupt, alles über Russworm Vorhandene mühsam erforscht und dem Historiker zugänglich gemacht zu haben. —

Der Autor.

I. Abschnitt.[1])

Russworms Abstammung. — Erste Kriegsdienste unter Christoph v. Bassompierre bei der Ligue in Frankreich. — Seine Flucht 1587—1592.

Alles Glück des Menschen steht auf einer gläsernen Kugel; ein Anstoss, und es zerfällt in Trümmer. Tausende und aber Tausende haben, im allzugrossen Vertrauen auf die Unwandelbarkeit des Glückes, auf dem Gipfel ihrer Macht das über ihrem Haupte schwebende Damoklesschwert nicht erblickt und wurden erst durch einen jähen Sturz von der oft mit unsäglichen Mühen und Gefahren erklommenen Höhe aus ihren Träumen geweckt. „Lobe den Tag nicht vor dem Abend!“ Dieser von Krösus' Zeiten bis auf unsere Gegenwart so oft zur Wahrheit gewordene Spruch sollte sich auch an einem Manne bewähren, der sowohl durch Verstand wie durch Tapferkeit sich in verschiedenen Kämpfen hervorgethan, der im ehrenhaftesten Dienen sein Leben oft für die Sache dessen eingesetzt, welchem zu dienen er aus der Fremde herbeigezogen, und der binnen Kurzem die höchste militärische Würde und das ganze Vertrauen seines Monarchen zu erringen wusste.

Die Laufbahn dieses Mannes nun, Hermann Christophs von Russworm, später k. k. Feldmarschalls und geheimen Rathes, sein frisches, keckes, vielfach bewegtes, oft sehr von gesetzlosem Übermuth und anderen schlimmen Ausbrüchen der Krieger jener Zeit erfülltes Leben, sein durch Habsucht, Bosheit und Rachgier herbeigeführtes schmach-

---

[1]) Quellen

Barthold: „Hermann Chr. v. Russworm.“ — Raumers historisches Taschenbuch. Jahrg. 1838.
Bassompierre: Mémoires (Collection par Petitot).
Gindely: Rudolph II. und seine Zeit.
Schweigerd: Österreichs Helden und Heerführer.
Schels: Militärisch-politische Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates.
Vehse: Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. 9. Bd.
Hurter: Philipp Lang, Kammerdiener Kaiser Rudolphs II.
Isthuanfy: de rebus ungaricis Libb. XXIV.
Hormayers historisches Taschenbuch.
Erasmus Francisci: Trauersaal steigender und fallender Herren, oder: Auf- und Untergang der Grossen etc. etc. II. Bd.[2])
Ziegler Heinrich Anselm von Kliphausen: Täglicher Schauplatz der Zeit etc. etc.

[2]) Die beiden letztangeführten alten Quellen verdanken wir der Güte des bekannten Bibliophilen Herrn Haydinger, dem wir überhaupt für die Mühe Dank sagen müssen, mit welcher er sich den Nachforschungen bezüglich des einschlägigen Materials unterzog.

volles Ende soll in den folgenden Blättern, wie das dürftige biographische Material es uns gestattete, gezeichnet werden.

Russworms Geschlecht stammt aus dem echt deutschen nördlichen Franken und hatte seit dem 14. Jahrhundert seinen Sitz um Hildburghausen und Koburg, wo ein schönes Rittergut, Hellungen, ihm noch drei Jahrhunderte später zu eigen war. Am frühesten wird urkundlich eines Heinrich Ruzuwurm im Jahre 1336 erwähnt, dessen Nachkommen sich abwechselnd Russworm, Russwurm, Rossworm, am gewöhnlichsten Rosswurm schreiben [1]). Da in Franken und Thüringen die Reformation frühzeitig schon befestigt war, so mochten wohl auch die Russworms sich zur lutherischen Lehre bekannt haben. Geburtsjahr und Jugendverhältnisse unseres Christoph Herrmann sind uns fremd [2]), und Alles, was wir über ihn bis zum Jahre 1594 wissen, knüpft sich an eine gelegentliche kurze Äusserung des unter seinen Zeitgenossen eigenthümlich berühmten französischen Marschalls François de Bassompierre. Dieser, mit einer bewunderungswürdigen Gedächtnisskraft ausgerüstet, verfasste in den Mauern der Bastille seine Memoiren und erwähnt darin, dass Russworm während der Ligue Lieutenant der Leibwache seines Vaters gewesen sei, welche von einem gewissen Freiherrn Adolf von Schwarzenberg als Hauptmann befehligt wurde.

Als Heinrich von Navarra, der nachmalige König von Frankreich, nach dem Tode Karls des IX. seine von diesem in der Bartholomäusnacht erzwungene Glaubensänderung widerrief und sich abermals an die Spitze der Reformation stellte, zu deren Haupt ihn schon vor dem 24. August der grosse Coligny erklärt, da entbrannte der kaum unterdrückte Bürgerkrieg aufs Neue. Zum Schutze des katholischen Glaubens schlossen nun die eifrigsten Anhänger desselben einen Bund, welchen man die heilige Ligue nannte, und an deren Spitze Herzog Heinrich von Guise stand. Dem früher erwähnten Marschall Bassompierre, welcher, aus dem deutschen Geschlechte der Besteine entstammend, seinen Namen in dieser nicht erklärbaren Weise verwandelt hatte, ward nun als intimem Freunde des Herzogs der Auftrag, deutsche Reiter und Lanzknechte für die Sache der Ligue anzuwerben. Die Kundschaftsreisen Bassompierres nach tüchtigen deutschen Söldnern blieben nicht ohne Erfolg, denn bald stiess ein Haufe von 1500 derselben zum Heere König Heinrichs III., des Gegners Heinrichs von Navarra.

Unter diesen deutschen Reitern nun, welche das katholische Lothringen

[1]) Wir hielten uns an des Feldmarschalls eigenhändige Schreibart, der seinen Taufnamen so, wie wir ihn geben, zeichnete, nicht wie Vehse hat: „Bernhard.“ — Seine Schrift ist weit und recht gut zu lesen— der Styl natürlich seiner Zeit entsprechend, wie auch unsere Proben es bestätigen werden. Russworms Siegel war sehr schön gravirt und enthielt einen knienden grauen Mönch im goldenen Felde mit der Umschrift „Christoph Hermann Russwvrm“.

[2]) Er mochte um die Mitte des 6. Decenniums im 16. Jahrhundert geboren sein und daher wenig über vierzig Jahre gezählt haben, als er starb.

gegen die Protestanten vertheidigen sollten, befand sich auch der erwähnte Freiherr Adolf von Schwarzenberg, und mit ihm unser lutherischer Russworm, der, weiss der Himmel durch welche Verhältnisse, mit dem fränkischen Landsmanne zusammen kam.

Gemäss der Sitte jener Zeit umgab sich Bassompierre vornehm mit einer eigenen Leibwache, deren Kapitän Schwarzenberg, und dessen Statthalter oder Lieutenant Russworm war. Es scheint jedoch, dass derselbe an den Siegen der Ligue gegen das Heer des Burggrafen von Dohna, welches die Norddeutschen den protestantischen Glaubensbrüdern zu Hilfe gesendet, keinen Antheil gehabt, sondern dass er bei Bassompierre, welchen ein mehrmonatliches Fieber auf das Krankenlager geworfen, zurückgeblieben sei.

Die anfänglichen Erfolge Guises vermochten jedoch seinen eigenen Untergang nicht aufzuhalten, denn es ist bekannt, dass er, gefürchtet von dem letzten Valois, dem Könige Heinrich III., ob seiner zunehmenden Macht, mit seinem Bruder, dem Cardinal von Lothringen, zu Weihnachten 1589 im Schlosse zu Blois ermordet wurde. Bassompierre entging dem gleichen Lose seines Herrn nur durch eilige Flucht. Rasch warb er in Deutschland von Neuem ein ansehnliches Kriegsvolk an, um abermals dem Hause Guise und der katholischen Partei zu dienen. Als sein Leibwachhauptmann erscheint jetzt Russworm, da Schwarzenberg die französischen Dienste mit jenen unter dem Herzoge von Parma vertauscht und diesem ein deutsches Reiterregiment als Oberst zugeführt hatte. Russworm scheint die schlichten deutschen Sitten, den Geradsinn und das wahre Rechtsgefühl des wohl erzogenen Protestanten schon sehr verlernt zu haben, denn es wird von ihm erzählt, dass er in der Aufwallung des Zornes einen wackeren Edelmann, den Lieutenant Peloncourt, erschlagen habe.

Ob Russworm mit Bassompierre in der Schlacht bei Ivry gefochten, deren Ausgang Heinrich von Navarra, jetzt schon König, das Übergewicht über die Ligue verschaffte, ist ungewiss. Nachdem für die guisische Partei alle Aussicht verloren, flüchtete Bassompierre nach Deutschland. An den Hauptmann seiner Leibgarde knüpften sich jedoch eine Reihe abenteuerlicher und für sein Leben höchst bedrohlicher Ereignisse, die uns lehren, wie weit der Leichtsinnige in dem unsittlichen Treiben der Zeit fortgeschritten war.

Bassompierre hatte, als er nach Deutschland entwich, seinem Hauptmanne die Bewachung eines Schlosses, Namens De Blancmenil, anvertraut; in dem dortigen einsamen Aufenthalte war er in ein Liebesverhältniss zu einem Fräulein getreten, welches mit ihrer Mutter zu ihm Zuflucht genommen. Unter dem Versprechen, sie zu heiraten, entführte er sie, missbrauchte ihre Schwäche, und schickte sie fort, nachdem er, wie der jüngere Bassompierre berichtet, sie auch wohl anderen Kriegsgenossen zur Kurzweil überlassen hatte. Als aber der alte Bassompierre wieder nach Lothringen und Frankreich zurückgekehrt war, erschien auch der Rächer, denn kaum erfuhr der strenge Katholik den unehrbaren Streich seines Burgwächters, so machte er zornig Anstalten, sich des Schänders zu bemächtigen.

Es ist ein beachtenswerther Zug zur Charakteristik jener unseligen Bürger- und Religionskriege, dass neben allgemein verbreiteter Frivolität und Ausschweifung eine rücksichtslos strafende Moral sich geltend machte. Hatte doch vor der Schlacht von Kutras Heinrich von Navarra im Angesicht seines Gefolges, auf die Mahnung eines eifrigen Geistlichen, seine Versündigung an der Tochter eines Officiers in Rochelle reumüthig auf den Knien bekannt und die verunehrte Familie zu entschädigen gelobt. So wissen wir auch von Carl von Mansfeld, dass er einen spanischen Hauptmann wegen gleicher leichtfertiger That hinrichten liess. Russworm, welcher wusste, dass der alte Liguistenhäuptling nicht zu scherzen verstand, begab sich daher, ehe er ereilt werden konnte, mit einem Dutzend Reiter ins Weite, und lebte mittelalterlich unabhängig auf eigene Faust. Wie ihn sein Stern in die Nähe von Amiens führte, schlug er seine Nachtherberge in einem Landhause des Maire unweit der Stadt auf, ganz nach der Weise, wie der Simplicissimus die Merodebrüder, und später Moscherosch in seinem „Traumgesichten Philanders von Sittewald" das Soldatenleben seiner Zeit schildert. Aber als die wilden Gäste unbesorgt kochten und brieten, ergriff eine Feuersbrunst das Gehöfte und lockte zum Löschen die Wachen der Stadt und einen Haufen Bürger heraus. Sie bemächtigten sich der Eingelagerten als Brandstifter, und Bassompierre, benachrichtigt von dem Fange, übergab Russworm dem Profossen um ihm, seiner Jugend und kriegerischen Tüchtigkeit ungeachtet, den Kopf abschlagen zu lassen. Doch fand der Bedrohte einen Retter an dem Commandanten der leichten Reiterei, einem gewissen Herrn Louis de l'Hôpital-Vitry, dem er früher Dienste erwiesen hatte, und welcher jetzt zur Vergeltung dem Freunde Gelegenheit zur Flucht verschaffte. Dass ein so tüchtiger und angesehener Mann den Fremdling vom Galgen rettete, gilt uns als Beweis, dass Russworm kein gewöhnlicher Kriegsgeselle gewesen sein müsse.

Da nun des Generals Vitry Name nur vom August 1589 bis zum Ende des Jahres 1593 in den Reihen der Ligue erscheint, Schwarzenberg ferners seit 1590 im spanischen Heere diente, und Bassompierre bei den Unfällen der Ligue schon vor Ende des Jahres 1592 nach Lothringen zurückgekehrt war, so kann man die erwähnten Erlebnisse Russworms zwischen die Jahre 1590 und 1592 setzen.

II. Abschnitt.

Russworm in den katholischen Niederlanden. — Sein Eintritt in das kaiserliche Heer und Antheil am Türkenkriege. — Das Feldzugsjahr 1594 und 1595.

Russworm, der einem schmählichen Tode entronnen war, flüchtete sich von Frankreichs unsicherem Boden nach den Niederlanden, wo er seinen Freund Adolf von Schwarzenberg als Befehlshaber eines Reiterregimentes

wusste. Dieser mochte seinen einstigen Lieutenant auch gewiss mit offenen Armen empfangen haben, denn zu Anfang des Jahres 1593 erscheint Russworm als Oberstlieutenant Schwarzenbergs, und ist also auch anzunehmen, dass er an dessen kriegerischer Thätigkeit einen lebhaften Antheil genommen habe. Für einen aufmerksamen jungen Kriegsmann, welcher sein Glück durch das Schwert machen wollte, war auf dem niederländischen Kriegsschauplatze viel zu lernen. Es hatte zwar die Grossartigkeit des Krieges nach dem Tode des berühmten Alexander Farnese aufgehört, aber dafür entwickelte sich rasch das bewunderungswürdige Feldherrntalent des jungen Moriz von Oranien-Nassau.

Ohne bedeutende Schlachten und Belagerungen übten sich beide Heere im kleinen Kriege, in unzähligen Anschlägen, Überfällen und Listen, dadurch eine neue Strategie und Taktik; in Nachahmung und Wetteifer ausbildend, — Künste, welche bald durch ehrbegierige Lehrlinge gegen den Erbfeind der Christenheit mit Erfolg versucht wurden. Ins spanisch-niederländische, sowie ins nassauische Lager strömten von allen Enden Europas militärische Abenteurer, und unter ihnen ward Russworm bald mit Männern bekannt, welche seinem Geschick eine grossartige, schliesslich aber sehr tragische Wendung gaben. So befanden sich hier Carl von Mansfeld und sein Bastardbruder, der nachmals im dreissigjährigen Kriege so berühmte Condottiere; Georg Basta, hervorragend durch militärische Talente; Tilly, jetzt als Wallonenoberst, später siegreicher Feldherr der Liga, und der Graf Barbiano von Belgiojoso. Mit bildsamem Sinne wusste sich Russworm das Neue, Fremde anzueignen, aber Zucht und Sittenstrenge herrschte nicht überall, wie in der Umgebung Carls von Mansfeld. Meuterei, Aufstände und trotzige Selbsthilfe waren im spanischen Heere, namentlich unter dem schlechten Regimente des Erzherzogs Ernst, an der Tagesordnung, und im bunten Wechsel des Soldatengeschickes lernten die Jüngeren den Augenblick schätzen, wildes Behagen bei Wein, Weibern und Karten den gefährlichsten Umständen abgewinnen.

Als die Fackel des Bürger- und Religionskrieges in Frankreich allmälig niederbrannte, nur noch des gemordeten Guise Bruder und seine Vettern den Friedensanträgen und dem Waffenglück Heinrichs widerstanden, als der spanisch-niederländische Kampf eine zwar kunstgerechtere, aber ermüdendere Bahn verfolgte, ging an der Ostgrenze Österreichs ein gefährliches Feuer auf, welches die Schüler Parma's, Nassau's und Guise's zu einem Christenblut versöhnenden, würdigeren Streite rief.

Kaiser Rudolph II. sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, einen Türkenkrieg mit dem Aufgebot aller seiner Streitkräfte aufzunehmen, da selbst ein jährlich der Pforte dargebrachtes, den Kaisertitel verunehrendes „Geschenk“ der Frechheit und den steten Streifereien der Parteigänger an der ungarisch-türkischen Grenze keinen Einhalt zu thun vermochte. Der Krieg hatte schon 1591 begonnen und ward Anfangs in den kleineren Kämpfen für Österreich glücklich geführt. Diese Erfolge aber reizten den Sultan Mu-

rad III., der nun ein Heer unter dem Gross-Vezier Sinan ausrüsten liess, wie seit Suleiman keines im Felde gesehen worden.

Rudolf erbat sich jetzt von Philipp II. den berühmten Carl von Mansfeld zum Befehlshaber seines Heeres, der auch um so williger den ehrenvollen Antrag des Kaisers annahm, als er, des blutigen Krieges gegen Mitchristen überdrüssig, sein in der Jugend durch manch rasche blutige That beschwertes Gewissen im Kampfe gegen die Ungläubigen versöhnen wollte. Mansfeld war auch von Rudolph ermächtigt, tüchtige Befehlshaber und Kriegsleute aus den Niederlanden mitzubringen. An der Spitze von zweitausend solcher Reiter, die er für seinen neuen Herrn angeworben, befand sich Adolf von Schwarzenberg, und als dessen Oberstlieutenant unser Russworm. Beide betraten den deutschen Boden, um zu grossem Ruhm wie Ehren zu gelangen, und Beide sollten hier einen gewaltsamen Tod, jener den ehrenvollen vor dem Feinde, dieser leider auf dem Schaffote finden [1]. — Gewiss ist, dass Russworm schon drei seines Geschlechtes in den Diensten des Kaisers fand, als er selbst in dieselben eintrat. So war ein Hans Claus in den Jahren 1593 und 1594 Befehlshaber sächsischer Reiter in Ungarn; ferner erscheinen auch ein Johann Philipp Burkhard Hironymus und Homert von Russworm, die alle ihren Platz ehrenhaft ausfüllten.

Die Leitung der gesammten Kriegsmacht in Ungarn im Jahre 1594 war dem Erzherzog Mathias übertragen worden; unter seinem Befehle standen etwa 50000 Mann; Mansfeld ward zu seinem „Oberstlieutenant" ernannt. Der Erzherzog eröffnete den Feldzug mit der Belagerung von Nowigrad, das sich am 12. März ergab. Die strenge Witterung und die schlechte Beschaffenheit der Strassen veranlassten jedoch Mathias, die Truppen, welche bereits gegen Gran in Marsch gesetzt worden, nach Comorn zurückzurufen und in Quartiere zu verlegen. Für den April wurde Raab zum Sammelplatz des Heeres bestimmt. Anfangs Mai wurden die Operationen, und zwar mit der Belagerung von Gran fortgesetzt. Feldmarschall Teuffenbach hatte den Auftrag erhalten, mit 20000 Mann Hatvan zu nehmen, zu dessen Entsatze der Bassa von Ofen und Hassan Beglerbeg von Griechenland mit 15000 Türken herbeieilten; aber Teuffenbach ging ihnen mit einem Theile seiner Truppen entgegen, schlug und verfolgte sie bis Pest.

Erzherzog Mathias war im Juni durch das Herannahen des Grossveziers, der die ansehnliche Macht von 100.000 Mann herbeiführte, genöthigt, die Belagerung von Gran aufzuheben und eine Stellung hinter der Donau zwischen Raab und Comorn einzunehmen. Der Grossvezier wendete sich zuerst gegen Totis, nahm Ende Juli diesen Platz und belagerte hierauf Raab. Auch Teuffenbach hatte sich, nachdem er einen zweiten Entsatz zwar zurückge-

---

[1]) Barthold lässt Schwarzenberg 1595 statt 1594 nach Österreich gelangen, was unrichtig ist; doch nimmt Schwarzenberg im letzteren Jahre noch keinen Antheil am Kampfe. Im letzteren Jahre schon am 28. Juni, wird Russworm das Antrittsgeld bewilligt. Gedb. d. Hofk. und die biographischen Skizzen über das Haus Schwarzenberg von Adolf Berger, im 4. Bde. der „österr. Militär. Zeitschrift" 1863.

wiesen, dagegen bei einem Hauptsturm grosse Verluste erlitten und nicht durchdrang, beim Herannahen des Grossveziers nach Kaschau zurückziehen müssen. Sinan Bassa erzwang sich im Monate September den lang verwehrten Übergang der Donau, worauf der Erzherzog gegen Altenburg zurückwich. Raab und Papa fielen in die Hände der Muselmänner. Der Vezier beschloss auch Comorn zu nehmen; als ihm aber Mathias mit einem durch die Truppen der ungarischen Insurrection und eine vom böhmischen Landtage bewilligte „Türkenhilfe" verstärkten Heere entgegenrückte, zog Sinan Bassa ab und führte bei der vorgerückten Jahreszeit den grösseren Theil seiner Armee nach Constantinopel. Der Erzherzog konnte ihn nicht verfolgen, da ein Theil seines Heeres, besonders das ungarische Aufgebot, bald darauf eigenmächtig nach Hause ging, die deutschen Truppen aber wegen Geldmangels abgedankt werden mussten.

Welchen Antheil nun unser Russworm an den in Kürze erzählten Vorfällen dieses Feldzuges gehabt, lässt sich bei dem gänzlichen Mangel an Nachrichten über ihn nicht constatiren. Da aber Adolf Schwarzenberg bei dem Heere des Erzherzog Mathias anwesend war, so kann wohl angenommen werden, dass Russworm, als dessen Oberstlieutenant, ebenfalls ein Augenzeuge erwähnter Ereignisse gewesen sei.

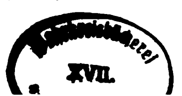
Im neuen Feldzugsjahre — 1595 — finden wir zwei Armeen in Ungarn aufgestellt, deren eine — die Hauptmacht — dem Namen nach vom Erzherzog Mathias, in Wirklichkeit aber vom Fürsten Carl von Mansfeld, die andere vom Erzherzog Maximilian, dem Teuffenbach zur Seite stand, befehligt wurde. Nachdem die Truppen aus den böhmischen und österreichischen Ländern, aus den Niederlanden, Italien und dem deutschen Reiche eingetroffen waren, belief sich das ganze Heer auf mehr als 65.000 Mann, darunter 14.000 Reiter. Im Jänner schon langte auch die Nachricht an, dass Sultan Murad III. gestorben, und ihm sein Sohn Mohammed III. [1]) in der Regierung gefolgt sei.

Ungesäumt trat Mansfeld, dem der Ruf langjähriger Kriegserfahrung und — was in damaliger Zeit besonders Noth that — die Handhabung unerbittlicher Kriegszucht voranging, sein Amt an. Zur Seite standen ihm namhafte Führer aus aller Herren Ländern, unter welchen sich auch Adolf Schwarzenberg befand, dessen Bestallung als „Feldmarschall" sich schon in den Kriegs-Acten für dieses Jahr vorfindet.

Nach einer den Römern entlehnten Kunst liess Mansfeld bei Wieselburg ein festes Lager abstecken und mit Wällen und Gräben in fast unabsehbarer Ausdehnung umgeben; sein Beispiel, indem er selbst zu Pferde Faschinen herbeitrug, wirkte so mächtig auf das Heer, dass die vornehmsten Herren, wie der Markgraf Carl von Burgau — bekanntlich ein Sohn Erzherzog Ferdinands von Tyrol und der schönen „Welserin" — den Spaten rüstig handhabten, und selbst 600 Weiber des Lagers, unter ihnen manche

---

[1]) **Nicht der II., wie bei Barthold.**



Edeldame, emsig mitarbeiteten. Freilich hatte der Feldherr Eine, die sich weigerte, mit gebundenen Händen bis zur Hälfte eingraben, und einen ungarischen Reiter, der solcher Arbeit, die ihm die eines Bauern dünkte, sich schämte und das Reisbündel fortgeworfen hatte, auf der Stelle an den nächsten Baum hängen lassen. So entstand in wenigen Tagen ein einer festen Stadt ähnliches Lager für 80.000 Mann, in welchem Mansfeld die Ankunft der Hilfstruppen erwartete. Welche Ordnung in diesem Lager der Feldherr aufrecht zu erhalten verstand, mag man daraus entnehmen, dass die gemähten Garben des Aussenfeldes unberührt blieben, und die Landleute wie Krämer furchtlos ihre Waaren und Lebensmittel auf dem Lagermarkte gegen baares Geld feil boten. Um den Muth der neuen Kriegsleute zu erproben, liess Mansfeld von verkleideten Türken Scheinangriffe auf Feldwachen und Schanzen machen und bestrafte diejenigen, welche sich hierbei zaghaft bewiesen.

Auf diese Art bereitete er, als das Heer endlich vereinigt, Mansfeld zu Anfang Juni über die Donau gesetzt und weiter gegen Comorn gerückt war, in geheimnissvoller Stille seinen Anschlag auf die damalige Hauptfestung Gran vor, zu deren Erstürmung er nicht nur eine ansehnliche Macht, sondern auch alles nöthige Belagerungsgeräth in Bereitschaft hielt. Durch eine kleinere Abtheilung ward das befestigte Barban den Türken entrissen, und am 21. Juni stand das kaiserliche Heer vor Gran. Täglich flogen 16 bis 1800 Kugeln in die hartbedrängte Stadt, deren Vertheidiger jedoch beinahe einen ganzen Monat hartnäckigen Widerstand. leisteten. Plötzlich rückte ein etwa 16000 starkes Entsatzheer, geführt von Mustafa Pascha, Sohn des Grossveziers Sinan, heran, unter welchen sich auch 10000 Reiter, befehligt von den Beglerbegs von Ofen, Temesvar und Haleb befanden. Mansfeld war rasch entschlossen; er sass gerade bei der Mittagstafel in seinem Zelte — es war der 4. August — als ihm das Andringen der Türken gemeldet wurde: augenblicklich sprang er auf mit den Worten: „Wenn nicht hier, so werde ich im Lager der Feinde speisen.“ Der Geschichtschreiber dieses Feldzuges, Nikolaus Gabelmann, ein Augenzeuge desselben, ward ungesäumt an Adolf Schwarzenberg entsendet, der mit seinen Reitern seitwärts vom anrückenden Türkenheere zwischen dem Strazsaberg und dem Georgenfelde lag, um ihm den Befehl zum raschen Angriff zu überbringen. So wurde Mustafa Pascha von zwei Seiten furchtbar bedrängt und erlitt eine vollständige Niederlage. 4000 Türken deckten die Wahlstatt; 27 Kanonen, 20 Fahnen und 1500 Zelte fielen den Siegern in die Hände. Doch ungeachtet dieses Sieges und der daraus erwachsenen Vortheile, trotz zweier hierauf erfolgten Stürme ergab sich die Festung nicht. Erst nachdem die Wasserstadt mühsam erobert, bei welcher Gelegenheit Russworm verwundet wurde [1]), und in der Festung so schreckliche Noth, namentlich an Wasser

[1]) Der Markgraf Carl v. Burgau meldete dem Kaiser diese Verwundung und schreibt dem Amtslieutenant Russworm den entschiedensten Antheil an der Erstürmung der Wasserstadt zu. — (Barthold lässt Russworm die Verwundung vor Papa erhalten, was falsch ist.)

eingetreten war, dass man für einen Trunk Wasser einen Dukaten bezahlte, — als ferner der Vertheidiger der Festung, Ali Bey, durch einen Schuss gefallen, und der Bey von Koppon gefangen, ein zweites Entsatzheer unweit Alt-Ofen durch den Markgrafen von Burgau überfallen und zersprengt worden, auch keine Hilfe mehr zu erwarten stand, unterhandelte der jetzige Commandant Grans, der Beglerbeg von Anatolien, wegen der Übergabe und erhielt am 23. August freien Abzug. Mansfeld überlebte die Übergabe, deren Ratification er schon krankliegend mühsam unterfertigte, nur einen Tag.

Der Feldherr hatte sich nämlich im letzten Treffen sehr erhitzt und, um sich abzukühlen, viel Obst zu sich genommen, auch rasch und viel getrunken, so dass er gleich darauf von einem heftigen Fieber und der Ruhr ergriffen ward. Dieser erlag er am 24. August 1595 zu Comorn, wohin man ihn schon einige Tage früher gebracht hatte. Mansfeld war nicht nur ein vollendeter Kriegsmann, sondern auch in den mit den Geschäften des Friedens zusammenhängenden Theilen der Gelehrsamkeit kein Fremdling; er vereinigte in sich ein doppeltes Verdienst, das ihm um so mehr zur Ehre gereicht, je seltener sich der Geschmack an wissenschaftlicher Cultur mit einer ungestümen Raschheit verträgt, die, ein Grundzug seines Charakters, ihn oft zu Handlungen hingerissen, die nicht verwischbare Flecken auf denselben werfen. Sein Leichnam ward in die Erbbegräbnisstätte nach Luxemburg gebracht, wohin ihm in nicht zu langer Zeit sein Bastardbruder Ernst folgte, dessen genialen Soldatengeist dermalen noch ein wüstes Leben verhüllte. So ist es wohl nicht zu wundern, wenn Russworm in solcher Schule, Tugend und Laster an dem Lehrmeister erblickend, ein getreuer Schüler, ebenso tüchtig im Felde, sich im Privatleben zu Handlungen verleiten liess, die man bei Beiden, da sie das sonst schöne Bild ihrer Thatenreihen entstellen, nur bedauern kann.

Nach dem Tode Mansfelds übernahm der Erzherzog Mathias den Commandostab in mehr selbstständiger Weise als bisher; allein seine Pläne wurden, weil er weder das Ansehen noch die Eigenschaften seines Vorgängers besass, durch die Indisciplin der Wallonen und Italiener vereitelt, welche, da ihre Dienstzeit verflossen war, darauf bestanden, entlassen zu werden. Es blieb Mathias daher nichts Anderes übrig, als sich mit den deutschen und böhmischen Truppen ins Lager von Gran zurückzuziehen. Ein vorgehabtes Unternehmen auf Papa ward ebenfalls durch den Abzug eines Theils der deutschen Söldner und den rebellischen Sinn der noch Anwesenden verhindert. Es fehlte eben, wie zu jeder Zeit, am — Gelde. Im Ganzen waren die Resultate der Campagne nicht geringe zu nennen, da ausser Gran noch Wissegrad und Waitzen durch die Generäle Aldobrandi und Palfy erobert worden waren, an welchen Zügen Russworm jedoch nicht betheiligt war. Ebenso blieben die Unternehmungen des Erzherzogs Maximilian und jene Bathoris nicht ganz ohne Erfolg.

III. Abschnitt.

Das Feldzugsjahr 1596. — Russworm wird kaiserlicher Oberst. — Erobert Hatvan. — Schlacht bei Keresztes. — Russworm als Generalfeldwachtmeister.

Um den durch die Unfälle des verflossenen Jahres gesunkenen Muth der Seinigen wieder zu heben, beschloss Sultan Mohammed nun in eigener Person ins Feld zu ziehen, wozu er sich umsomehr bestimmt sah, als auch sein alter Grossvezier Sinan gestorben war. Als diese Nachricht in den Ländern des Kaisers verbreitet wurde, liess derselbe überall die Rüstungen auf das Eifrigste betreiben und die deutschen Stände dringend um Hilfe bitten. Den vereinten Anstrengungen aller Freunde und Alliirten Rudolphs gelang es, ein Heer von 70.000 Mann zusammenzubringen, unter welchen 24.000 Reiter waren.

Das Misstrauen, welches der Kaiser gegen den Erzherzog Mathias hegte, und das durch des Astronomen Tycho de Brahe trügerische Vorhersagungen aus den Gestirnen rege erhalten wurde, hatte bereits einen so hohen Grad erreicht, dass er in diesem Jahre nicht dem genannten Bruder, sondern dem Erzherzog Maximilian, Hoch- und Deutschmeister, den Oberbefehl für das Hauptheer übertrug. Noch vor dessen Eintreffen führte Adolf Schwarzenberg die Armee über die Donau und besetzte Ende Juli das von den Türken verlassene Waizen.

Unser Christoph Russworm erscheint bei Eröffnung des Feldzuges als Oberst und Commandant eines Regiments Neugeworbener, mit welchen er sich auch gleich besonders hervorzuthun Gelegenheit fand. Ob er diesen Rang nach heutigem Sinne bekleidete, ist ungewiss, denn im Juni dieses Jahres bittet der Erzherzog Maximilian dringend den Kaiser um Zusendung von Reitern und des „Oberstwachtmeisters“ Russworm.

Hatvan, auf welches man längst ein Augenmerk gehabt, wurde nämlich durch ein Unternehmen wie aus dem Stegreif überrumpelt und genommen. Zwei gemeine Soldaten, welche am 3. September, um Reisig zu suchen, sich bis unter die Mauern des erwähnten Ortes gewagt hatten, bemerkten eine unbesetzte Stelle und theilten dies sogleich anderen Kameraden mit. Die beiden Oberste Russworm und Trczka stellten sich, einen kühnen Streich wagend, an die Spitze der Ihren und erstiegen zuerst die Mauern Hatvans. Nach einem vierstündigen Würgen, in welchem Deutsche und Wallonen in den ausgesuchtesten Martern und Grausamkeiten, nicht gegen die Besatzung allein, sondern auch gegen die Bewohner wetteiferten, waren die kühnen Anführer Herrn des wichtigen und mit schöner Beute angefüllten Platzes.

Warum Russworm und Trczka den Unmenschlichkeiten ihrer Krieger keinen Einhalt gethan, die Macht ihrer Autorität nicht geltend gemacht, um dieselben in ihrem bestialischen Wüthen zu hindern, können wir nicht angeben. Einen Lorbeerkranz haben sie sich damit nicht erworben, so wenig wie

Don Juan 30 Jahre früher bei der Erstürmung von Galera, wo der kaiserliche Prinz 400 Weiber und Mädchen, die um Gnade flehten, ohne Erbarmen niederhauen liess. Nichtsdestoweniger nennt ein neuerer Biograph des Helden die Erstürmung und Zerstörung Galeras, sammt dieser barbarischen That, „einen um das schöne Haupt Don Juans geschlungenen, wohlverdienten Lorbeerkranz“ [1]).

Die Vergeltung für Hatvan blieb übrigens nicht aus, denn als jetzt endlich der Sultan mit einem Heere von 200.000 Mann heranzog, stürzte er sich, durch Rachbegier aufgemuntert, auf Erlau, wohin sich mit Noth die Oberste Trczka, Niary und Thura geworfen, während Maximilian den Rückzug nach Waizen antrat.

Erlau fiel, indem die meuterischen Wallonen die Übergabe bei ihren Befehlshabern erzwangen; diese wurden geschont, die Garnison jedoch — bei 4000 Mann — zur Strafe des Frevels in Hatvan — entmannt und zu Tode geschunden! —

Maximilian, der keine Rettung mehr zu bringen vermochte, entschloss sich nun, Erlau den Türken abzunehmen oder sie im offenen Felde aufzusuchen. Er vereinigte um Kaschau die kaiserlichen Truppen Teuffenbachs, das ungarische Aufgebot Palfys und Bathoris Kriegsleute. Nach mittlerer Angabe betrug jetzt das Heer etwa 55.000 Mann, darunter die grössere Hälfte Cavallerie mit beiläufig 90 Kanonen.

Diese Armee gelangte nun am 22. October nach Kerestes, wo der mit seiner Reiterei vorausgesendete Generalfeldwachtmeister Russworm, zu welcher Würde derselbe wahrscheinlich für die Einnahme von Hatvan ernannt worden war [2]), einen sicheren Lagerplatz ausgekundschaftet und denselben nach moderner Kunst abgesteckt hatte. Hier nun, in der Nähe von Erlau, wo die Zagywa, ehe sie in die Theiss mündet, sich in Sümpfe verbreitet, ward drei verhängnissvolle Tage hindurch mit unerwartetem, fast räthselhaftem Erfolge gestritten.

Den Schlachtreigen eröffnete am 23. October unser Russworm, verstärkt durch Schwarzenberg und Palfysche Truppen, indem er Dschafer Pascha, als derselbe, über eine Furt des erstgenannten Flusses setzend, die Kaiserlichen zu überfallen gedachte, in einem heissen Treffen zurückschlug ihn jenseits der Zagywa verfolgte und ihm 43 Kanonen abnahm. Erschreckt durch den Verlust, neigte der junge Sultan sich zum Rückzuge, und nur der feurigen Beredsamkeit wie den Vorwürfen des Chodscha (Sultanlehrers) gelang es, den Padischah bei der heiligen Fahne zurückzuhalten und zum Aufbruch aus Erlau gegen das christliche Lager zu bewegen. Hier hatte der erste Sieg die Gemüther so freudig gestimmt, dass der junge Fürst von Sie-

[1]) Herrmann Knothe: D. Juan d'Austria, — in Westermann's deutschen Monatsheften. 19. Bd. 1866, p. 149.

[2]) Es sollte ihm die „Feldmarschall-Lieutenantschaft“ zuerkannt werden, die er aber aus uns unbekannten Gründen nicht erhielt.

benbürgen mit Mühe verhindert wurde, das 150.000 Mann stark vorrückende Hauptheer der Osmanen jenseits der Zagywa aufzusuchen. Ehe noch am 24. October die Kaiserlichen sich in ihrem zweiten Lager, näher an Keresztes, befestigt, wurden sie durch die Türken, welche dasselbe zu umgehen dachten, zur zweiten Schlacht genöthiget. Erzherzog Maximilian, die sorgsamsten Anstalten treffend, stellte das ganze Heer in Schlachtordnung. Der erfahrene Teuffenbach und Schwarzenberg [1]) besetzten die Furten und trieben die Gegner mit Verlust zurück, mussten aber auf des Erzherzogs Befehl die Verfolgung einstellen. In der Nacht vom 25. zum 26. standen sich die beiden Heere kaum eine Viertelmeile von einander entfernt gegenüber, nur durch den seichten, jedoch sumpfigen Fluss getrennt, aus dem sich beide Heere das Wasser holten.

Für die Sicherheit des kaiserlichen Lagers sorgte durch fleissige Runden seiner Reiter Russworm; Schwarzenberg dagegen versammelte alle wichtigeren Hauptleute und theilte ihnen den Plan der auf den folgenden Tag festgesetzten Schlacht mit. In der Frühe des 26. Octobers, als die türkischen Ausrufer den grossen heiligen Kampf verkündeten, zogen, der Sultan bei der Fahne des Profeten in der Mitte, die Veziere und Beglerbege auf den Flügeln vertheilt, die Osmanen unter wilder Schlachtmusik und unter den fanatischen Ermunterungen ihrer Befehlshaber gegen die Furt. Der Erzherzog, den Himmel um Sieg anflehend und erhebende Worte an die Seinen richtend, vertraute das Lager zahlreichen Wachen zur Obhut an und folgte im Centrum der Aufstellung, während Schwarzenberg und Palfy das erste Treffen, Teuffenbach den Nachtrab bildeten.

Als ein grosser Theil der Türken diesseits des Sumpfes sich befand, brach — es war mittlerweile schon Nachmittag geworden — Schwarzenberg mit den Ungarn und Deutschen auf sie ein und trieb die Herübergekommenen derart in die Flucht, dass eine rathlose Verwirrung in die Reihen der jenseits des Flusses anrückenden Feinde kam, und der Sultan selbst sich eilig in den Rücken seines Heeres begab. Mit sehr geringem Verlust hatte Schwarzenberg diesen Erfolg erfochten und den Türken ausserdem noch ihr sämmtliches Geschütz abgenommen.

Ein glänzender Sieg wäre somit erkämpft gewesen, wenn Maximilian den Aufforderungen einiger siegtrunkener Obersten, namentlich aber dem Drängen Sigismund Bathoris widerstanden haben würde, welche die Geschlagenen bei sinkender Sonne noch jenseits des Sumpfes verfolgen wollten. Überstimmt durch ihre Mahnungen, gab der Erzherzog nach, aber statt dem fliehenden Feinde Abbruch zu thun, zerstreuten sich die Abtheilungen

[1]) Barthold nennt Teufenbach „alt"; er zählte aber kaum 50 Jahre, als er starb, und sein Todesjahr ist eben 1596. Sein Sohn Rudolph ist der durch Schiller in den „Piccolominis" und „Wallensteins Lager" verewigte „Tiefenbach", dort zwar durch Trczkas Frage, wessen das „Kreuz" sei, als des Schreibens unkundig dargestellt, während die von ihm existirenden Documente den Beweis liefern, dass er der Feder gewachsen war.

im türkischen Lager und überliessen sich blinder Habsucht. Das Ansehen der Führer scheiterte an der Beutelust ihrer schlechtbezahlten Soldaten; zu verlockend waren die reichen Gezelte des Sultans und der Veziere. Schon pflanzten die Deutschen Hellebarden und Spiesse vor einzelne Zelte, um sie ihren Hauptleuten zu bewahren; schon war der zu Erlau in Gefangenschaft gerathene Niary durch einen Sachsen aus Halle seiner Ketten entledigt, und tummelten sich Ungarn und Deutsche in wilder Siegesfreude um die zerbrochenen Schatzkisten, unter wildem Gemetzel der sich hie und da noch zur Wehre setzenden Rotten von Stallleuten, Kameeltreibern, Köchen u. a., als sich plötzlich die Scene furchtbar änderte. Der Chodscha rief mit Sprüchen des Islams dem Padischah, welcher im Mantel des Profeten niedergekauert hinter dem Lager Gebete murmelte, neuen Muth in die Seele, und der Vezier Cicala brach mit einem Theile der Reiterei von der Reserve hervor, sich auf die Siegessichern stürzend, welche vereinzelt festgehalten in den Zeltgassen, keinen Widerstand zu leisten vermochten.

In einer halben Stunde waren 20 000 kaiserliche Reiter zersprengt und in die Flucht gejagt; derselbe panische Schrecken, welcher den rechten Flügel der Türken, namentlich die Asiaten mit dem Grossvezier, in die Flucht gejagt hatte, ergriff jetzt mit Einemmale das christliche Heer. Maximilian suchte vergebens sich mit gezogenem Degen den Fliehenden entgegenzuwerfen, er ward von der allgemeinen Flut mitgerissen; gleich vergebens stemmte sich Fürst Bernhard von Anhalt mit obersächsischen Reitern, Brandenburgern und Pommern dem Andrange entgegen. Die einbrechende Nacht sah das kaiserliche Heer theils gegen Kaschau theils gegen Tokay in voller Flucht. Seltsamer Weise kehrte Cicala Bassa wieder um, da die Türken, bei dem Weichen des einen Flügels ihres Sieges nicht sicher, an keine Verfolgung dachten, und so kam es, dass der wackere Teuffenbach mit seinen in Ordnung gebliebenen Leuten auf dem Schlachtfelde die Nacht über ausharrte und erst des andern Morgens unversehrt nach Kaschau abzog. Die beiderseitigen Lager wurden nun von den Nachzüglern beider Heere und Landleuten der Umgebung geplündert.

Dies war der Ausgang der Schlacht von Keresztur, wie sie die Kaiserlichen, von Erlau, wie sie die Türken nannten. Letztere kehrten erst nach drei Tagen und, nachdem sie zur Besinnung gekommen, wieder zurück. Der Kriegsneuling Mohammed, der hier ein eben so zweideutiger Sieger ist, wie nicht ganz anderthalb Jahrhunderte später Friederich II. bei Mollwitz, zog dagegen mit der Hauptmacht über Belgrad nach Constantinopel, nicht ohne noch auf dem Wege eine tüchtige Schlappe von Siebenbürgern und Walachen zu erleiden.

Erzherzog Maximilian, der nun ein Feldherr ohne Armee und Geräth war, gab für den Winter jede Unternehmung auf und ging nach Wien, wohin sich auch Schwarzenberg, der Markgraf von Burgau, Russworm welcher als Generalfeldwachtmeister in den zwei letzten Tagen der Schlacht keine Gelegenheit gefunden hatte sich hervorzuthun, begaben und sich

sodann vereint nach Prag zum Kaiser aufmachten. Nikolaus Gabelmann, der schon erwähnte bestallte Geschichtschreiber des kaiserlichen Heeres, konnte seinem gelehrten Monarchen, welcher während des schon fünf Jahre dauernden Krieges mit keinem Schritte seine Laboratorien, Sternwarten, Bildergalerien, Marställe und — Frauenzimmer auf dem Hradschin verlassen hatte, nicht den gewünschten Siegesbericht abstatten, denn er theilt mit dem gefeiertsten Dichter der Ungarn in der Neuzeit, Alexander Petöfy, das gleiche Loos, dass er, wie dieser nach der Schlacht von Schässburg, seit jener von Keresztur verschollen blieb. —

IV. Abschnitt.

Das Feldzugsjahr 1597. — Die Eroberung von Totis und Papa. — Das Lager bei Waizen.

Die politische Lage der kriegführenden Mächte schien den Kaiserlichen in Ungarn im neuen Jahre grosse Vortheile zu bieten. Denn nicht nur, dass Bathory und der Woywode der Wallachei, die Landtage Böhmens, Mährens, Schlesiens und Ungarns in die kaiserlichen Forderungen behufs Fortsetzung des Türkenkrieges willigten, auch die Perser hatten in Asien einen Einfall in das türkische Gebiet gemacht und schon begann der Czar von Moskau von seiner Seite ebenfalls die Türken zu beunruhigen.

Die Operationen wurden jedoch, statt dieselben gemäss dieser günstigen Lage recht zeitlich zu beginnen, erst im August eröffnet, da die deutschen Hilfsvölker nur langsam und in unzulänglicher Zahl herankamen, dafür sich aber die Fremden, „die Welschen," im deutschen Kriegsrath und Lager mehrten.

Ehe die Hauptarmee zwischen Wieselburg und Altenburg sich versammelte, hatte der Erzherzog Maximilian dem kaiserlichen Feldzeugmeister Johann von Pernstein den Auftrag ertheilt, Schloss und Flecken Totis zu erstürmen. Hier gebrauchte derselbe zuerst die im kaiserlichen Heere noch ungekannte Petarde welche dann allgemein „Pernsteinische Maschine" genannt wurde. Mittels dieser Petarde gelang es dem Feldzeugmeister, die Thore zu sprengen, und nach harter Gegenwehr Totis zu nehmen. Als Maximilian auch seinerseits die Operationen begann, hatte er nicht mehr als 26.000 Mann beisammen; mit ihnen unternahm er nun die Belagerung von Papa, das am 20. August durch Sturm in die Hände der Kaiserlichen fiel.

Der Erzherzog schritt hierauf zur Belagerung von Raab, dessen Einnahme seit Jahren ein Hauptziel der Anstrengungen der kaiserlichen Feldherren war. Als aber jetzt der Serdar Mohammed Saturdschi mit 40.000 Mann zum Entsatze heranrückte, musste sich Maximilian in die grosse Schütt zurückziehen, und Totis fiel wieder in die Hände der Osmanen.

Erzherzog Maximilian bezog nun, da der Serdar auch Waizen bedrohte, ein Lager in der Nähe dieses Platzes, welches er nach dem Vor-

bilde Mansfeld's stark befestigen liess [1]. Die Türken lagerten sich am 2. November gegenüber der wohl gewählten und verschanzten Stellung und griffen sie mehrmals an. Es kam jedoch zu keiner allgemeinen Schlacht, und die zeitweise unternommenen Angriffe wurden abgeschlagen. Nun schlossen die Türken einen Waffenstillstand und marschirten nach Pest zurück, der Erzherzog dagegen führte sein Heer über Gran nach Comorn in die Winterquartiere.

V. Abschnitt.

Russworm auf Werbung in Deutschland. — Schwarzenberg erobert Raab. — Rückkehr Russworms und Antheil an der Belagerung von Ofen.

Die fehlerhafte Verfassung des deutschen Kriegswesens war eine Hauptursache der zahlreichen Unfälle, welche die kaiserlichen Heere durch die Türken erlitten. Aus Mangel an Geld, die Truppen den Winter über zu unterhalten, wurden dieselben — zum wenigsten der grösste Theil — entlassen, und im nächsten Frühjahre immer wieder neue Söldner angeworben. Den Feldherren stand also eben in jener Jahreszeit, in der sie gegen die der rauhen Witterung ungewohnten Türken den Krieg mit Vortheil hätten führen können, keine Streitkraft zu Gebote. — Im Frühjahr erhielten sie zwar wieder andere Schaaren, die aber grösstentheils aus ungeübten, des Krieges ungewohnten Neulingen bestanden. Der Kaiser wie die österreichischen Länder hatten zur Führung des Krieges schon grosse Opfer gebracht, und es war jetzt wenig Aussicht vorhanden, dass das nöthige Geld für den neuen Feldzug aufzubringen sein werde. Man wendete sich daher von Neuem an die deutschen Stände, scheint aber auch zugleich mehreren Obersten den Auftrag ertheilt zu haben, in den deutschen Gauen Kriegsleute für den kaiserlichen Dienst anzuwerben, denn Russworm befand sich mit Obernpruck, Sulz u. A. während der ersten Operationen zu diesem Zwecke in Deutschland.

Den Oberbefehl über die Hauptmacht sollte in diesem Jahre wieder der Erzherzog Mathias führen. Niclas Palfy und Schwarzenberg ihm zur Seite

[1] Barthold macht sich hier einiger Schnitzer schuldig; er erwähnt, dass Maximilian auf den Rath „Georg Bottars" die Befestigung des Lagers anbefohlen hätte; dieser „Bottar" ist aber der bekannte General „Basta". Ferner lässt Barthold Maximilian auf die „Insel von Komorn" zurückziehen, diese befestigen und von den Türken angreifen. Dies ist vollkommen falsch; erstens ist die Insel bei Komorn kaum so gross, dass zwei Regimenter darauf Platz finden, geschweige eine Armee, und zweitens hätten die Türken, um sie anzugreifen, ganz ansehnliche Brücken schlagen müssen, was eben nicht geschah; der genannte Autor verwechselte wahrscheinlich die Schüttinsel mit jener kleinen Donauinsel bei Komorn, war aber jedenfalls über deren geographische Lage und Ausdehnung, sowie über das genaue Detail des Feldzuges nicht unterrichtet.

stehen. In Siebenbürgen, welches Land Fürst Sigismund Bathory dem Kaiser gegen die Fürstenthümer Opeln und Ratibor abgetreten hatte, sollte der aus Frankreich vom Kaiser hieher berufene Georg Basta befehlen, ein als Stratege und Militärschriftsteller ausgezeichneter bekannter General, den wir bald als einen Gegner unseres Russworm kennen lernen werden.

Eine der schönsten Waffenthaten in der österreichischen Kriegsgeschichte bezeichnet den Beginn dieser Campagne, nämlich die durch Genialität, Kühnheit und List bewirkte Eroberung der Hauptfeste Raab am 29. März 1598 [1]. Eine That, welche nicht nur in den österreichischen Ländern und Deutschland, sondern in der ganzen katholischen Welt mit aufrichtigem Jubel begrüsst wurde und dem Urheber wie allen Theilnehmern grosse und verdiente Ehren eintrug. Schwarzenberg gab sich jedoch mit diesem Erfolg nicht zufrieden und nahm den Türken bis zum September noch Totis, Pallota, Veszprim u. m. a. feste Plätze ab.

Während dieser Vorfälle schickte sich Basta an, Siebenbürgen in Besitz zu nehmen, in welchem Lande mit Einenmale Bathory wieder erschien. Unzufrieden mit den Einkünften in seinen neuen Ländern, dem Zustande seiner Paläste und aufgefordert durch eine missvergnügte Partei in seinem alten Reiche. verliess Bathory heimlich und in eine Mönchskutte gehüllt, Schlesien, um sich in Siebenbürgen neuerdings die Herrschaft anzumassen. Er söhnte sich zwar mit dem Kaiser aus, überliess aber bald nachher die Regierung seinem Vetter, dem Cardinal Andreas, der nun mit Basta in offenen Kampf gerieth und derart geschlagen wurde, dass Rudolph II. wieder Herr Siebenbürgens wurde.

Mittlerweile war Russworm und die übrigen Oberste mit den neuen Regimentern zu dem Hauptheere gestossen, das nun von Schwarzenberg als Generallieutenant des Kaisers befehligt wurde und von diesem den Auftrag erhalten hatte, Ofen noch in diesem Jahre anzugreifen. Anfang October stand das Heer, bei welchem nun auch der Erzherzog Mathias verweilte, vor Ofen, um dieselbe Zeit der Vezier Omar vor Grosswardein. Der Commandant daselbst, Melchior von Redern, vertheidigte seinen Platz jedoch mit solcher Tapferkeit, dass die Türken am 3. November die Belagerung wieder aufhoben.

Die Belagerung Ofens dauerte vom 10. October bis zum 3. November. Mehrere Sturmversuche missglückten bis auf einen, durch welchen die Kaiserlichen die Wasserstadt mit 40 Kanonen in ihre Hände brachten.

Russworm hatte bei jedem Angriff seine Tüchtigkeit und seinen Muth bewährt; ihm und den Obersten Gall übertrug der Erzherzog nach der Eroberung der Wasserstadt deren Besetzung sowie die Aufsicht der Minenarbeit. welche von hier gegen die Mauern der eigentlichen Stadt gerichtet wurden.

Die schlechte Jahreszeit, Mangel an Fourage, hereingebrochene Seu-

---

[1] Nicht 29. Mai 1596, wie Barthold sagt.

chen und endlich das Herannahen von Entsatztruppen zwangen Mathias die Belagerung Ofens für heuer aufzugeben und den Rückmarsch nach Gran anzutreten.

VI. Abschnitt.

Die Kriegsjahre 1599 und 1600. — Schwarzenbergs vergeblicher Versuch auf Stuhlweissenburg und Pesth. — Schwarzenbergs Tod vor Papa. — Herzog v. Lothringen. — Mercoeur, Oberbefehlshaber.

Gleich im Beginn des Jahres erschien von Seite der hohen Pforte ein bevollmächtigter Gesandter, um dem Kaiser Friedensvorschläge zu machen; diesem Abgeordneten folgte bald eine zweite und dritte Gesandtschaft; sie liefen jedoch alle resultatlos ab, weil man die Absichten des Sultans — Zeit zu gewinnen — durchschaute.

Adolf Schwarzenberg versuchte bei Eröffnung des Feldzuges Stuhlweissenburg und Pest in seine Gewalt zu bringen, konnte sich aber in seinen Unternehmungen keines Resultates erfreuen, da er namentlich an Reiterei grossen Mangel hatte, mit welcher er die Entsatzversuche der Türken im offenen Felde zurückweisen sollte. Er bezog daher ein befestigtes Lager bei Gran und Raab, in welchem ihn der Grossvezier nicht nur unbelästigt liess, sondern sich vielmehr im Monat November auf Pesth zurückzog. Die Erfolge dieses Feldzuges waren daher auf beiden Seiten gleich: kein Theil konnte sich rühmen, solche erzielt zu haben.

Im neuen Jahre 1600 sollte der Kaiser zwei seiner tüchtigsten Heerführer verlieren: Niclas Palfy und Schwarzenberg.

Wegen Mangels an Sold erregte die aus 1200 Wallonen und Franzosen bestehende Besatzung von Papa im Juni einen Aufstand und schloss mit dem Bassa von Bosnien wegen Überlieferung der Feste einen Vergleich. Schwarzenberg, der auf die erste Kunde von dem beispiellosen Handel herbeigeeilt war, hatte vergeblich den Meuterern den vollen Sold geboten; er musste nun, um dieselben zu unterwerfen, zur Belagerung schreiten. Die aufrührerische Besatzung vertheidigte sich mit Hartnäckigkeit und machte schliesslich, von Hunger getrieben, einen verzweifelten Ausfall, bei welchem Schwarzenberg, der mitten im Getümmel hielt, durch den Kopf geschossen ward, so dass er leblos vom Pferde sank (29. Juli).

Sein Tod entflammte aber die kaiserlichen Truppen nur zu grösserer Wuth, und Papa ward in wenigen Tagen bezwungen, wobei die Verräther kaum zur Hälfte dem Vernichtungskampfe entkamen, um im Heere der Osmanen wider ihre christlichen Brüder zu dienen.

Schwarzenbergs Leichnam ward nach Wien gebracht und mit feierlichem Pompe in der Augustinerkirche beigesetzt; dort ruht der Held ohne Monument, denn unglaublicherweise war schon 50 Jahre nach seinem Begräbniss das ihm von Rudolph II. errichtete marmorne Denkmal spurlos ver-

schwunden. — Doch nicht der Kaiser, und das Heer allein hatten den Verlust des tüchtigen Feldherrn zu beklagen, auch unser Russworm betrauerte aufs Aufrichtigste den hingeschiedenen Freund und Lehrmeister. Immer schwerer wurde die Lage des als Protestant geborenen Kriegsmannes, da stets zahlreicher die Welschen in kaiserliche Dienste traten, und dieselben den Deutschen gegenüber, welchen sie an Ansehen, aber nie an Talenten überlegen waren, eine nationale Abneigung nicht verbargen.

Mehrere Monate vorher war auch Palfy, der Sieger in 26 Gefechten mit Tod abgegangen; ausser ihn verlor die Armee auch noch den wackeren Redern, und ein Jahr vorher schon Teuffenbach und, wie wir erwähnt, Mansfeld. Der Kaiser, welcher noch immer die Wahl zwischen deutschen und ungarischen Generalen hatte, deren Namen nicht ohne guten Klang waren, entschied sich, da er entweder der Fähigkeit der einheimischen Führer misstraute, oder das welsche Element an seinem Hofe schon zu mächtigen Einfluss erhalten, abermals für einen Ausländer, und zwar den Herzog von Lothringen Mercoeur. Weil wir Russworm einige Zeit lang auf dem Kampfplatz vermissen, er aber bald darauf in einer vertrauten Stellung bei Mercoeur erscheint, ist es nicht unwahrscheinlich, dass sich Kaiser Rudolph seines mit den katholischen Heerführern Frankreichs persönlich bekannten Generales bediente, um den Übertritt des Lothringers zu vermitteln.

Philipp Emanuel nahm den ehrenvollen Ruf an, und schritt, nachdem — im September — sein geringes Heer vereinigt war, zu einem Entsatzversuch des vom Grossvezier Ibrahim belagerten Kanizsa. Auf die Nachricht von Mercoeur's Herannahen hob Ibrahim die Belagerung auf und stellte sich dem Herzoge entgegen. Man stritt am 11. und 12. October in kleinen Gefechten, deren Erfolg war, dass Ibrahim zwar besiegt, aber nicht gezwungen wurde, die Belagerung Kanizsas aufzuheben. Mercoeur konnte seine Vortheile nicht weiter ausnützen, da seine Truppen Mangel an Lebensmitteln litten, und Kroatien schon längst gänzlich von diesen entblösst, daher ein Vordringen dahin so gut wie unmöglich war. Philipp Emanuel führte aus diesem Grunde seine Armee nach Raab zurück. Der Commandant Kanizsas Paradeiser, wehrte sich noch acht Tage mannhaft, sah sich aber schliesslich genöthigt zu capituliren. Obwol ihm die Türken einen freien und ehrenvollen Abzug gewährt hatten, musste er doch die Übergabe Kanizsas mit seinem Kopfe büssen.

Er wurde in Wien vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Dies war der zweite Fall in diesem Kriege, dass ein General wegen einer Capitulation das Leben verlor. (Ferdinand Graf von Hardegg im Jahre 1594, ob muthloser Übergabe Raabs.)

VII. Abschnitt.

Das Feldzugsjahr 1601. — Russworm Feldmarschall. — Eroberung und Schlacht von Stuhlweissenburg, Russworms Antheil. — Belagerung von Kanizsa. — Russworm führt Verstärkungen dahin.

Die Friedensunterhandlungen, welche die Türken wie im verflossenen Jahre, um Zeit zu gewinnen, zu Anfang 1601 anknüpften, hatten sich endlich zerschlagen. Am kaiserlichen Hofe ward beschlossen, den Feldzug mit den Belagerungen von Kanizsa und Stuhlweissenburg zu eröffnen.

Dasjenige Heer, bei welchem sich unser Held, der Feldmarschall Christoph Russworm, befand[1]), und welches der Herzog Mercoeur befehligte, sammelte sich — bis zum Monate September — zwischen Raab, Comorn und Gran hinter der Donau. Am 9. des genannten Monates wurde Stuhlweissenburg eingeschlossen, und die Laufgräben noch in derselben Nacht eröffnet. Am folgenden Tage recognoscirte der Herzog die mit einem tiefen Wassergraben mit mehreren Schanzen umgebenen Vorstädte und ordnete für die nächste Nacht einen allgemeinen Stürm an. Um 2 Uhr nach Mitternacht begannen laut der Relation der Feldmarschall Russworm und der Oberst Althan auf einer Seite den Angriff, setzten über den Graben und drangen in die Vorstadt ein. Sie gaben nun mit Trommeln und Trompeten das verabredete Zeichen, worauf die übrigen Oberste mit ihren bereit gehaltenen Regimentern stürmten und die andern Vorstädte ohne grossen Verlust einnahmen. Die Türken wichen nun in die Festung zurück, welcher der Pascha' von Ofen einen Entsatz zuzuführen versuchte. Ehe dieser jedoch ankam' liess Mercoéur die Feste stürmen und eroberte sie auch nach hartnäckiger Gegenwehr der Besatzung. Abermals hatte hierbei Russworm Talent und unerschrockenen Muth bewiesen.

Dem Erzherzog Ferdinand (dem nachmaligen Kaiser Ferdinand II.), welcher mittlerweile vergebens Kanizsa belagert hatte, sollte nun die Hauptarmee zu Hilfe eilen; schon war der Befehl zum Aufbruch gegeben, als die Nachricht eintraf, dass eine starke türkische Armee zur Wiedereroberung Stuhlweissenburgs im Anzuge sei.

Den ersten Stoss der Feinde hielt Russworm aus, denn er schlug sich am 9. October wacker mit der Vorhut der Türken herum.

Tags darauf rückte diese gegen das kaiserliche Heer an, welches seine Stellung südlich von Stuhlweissenburg genommen und wohl verschanzt hatte, wurden jedoch anfänglich von Russworm, welcher ihnen mit 2000 Reitern entgegenzog, zurückgeschlagen.

Da er aber zu schwach war, um dem Andrange der immer zahlreicher

---

[1]) Die Ereignisse der Feldzüge 1601 und 1602 sind ganz nach den Originalacten des k. k. Kriegsarchives geschildert; bei den vorhergehenden und jenen des Jahres 1603 mussten wir aber aus gedruckten Quellen,. die wir nach Möglichkeit richtig zu stellen versuchten, schöpfen, da in den Original-Berichten Russworms [illegible]lichkeit sehr unbestimmt hervortritt, für das Jahr 1603 aber alle Acten zu [illegible]arstellung der Campagne fehlen.

werdenden Türken zu widerstehen, eilte ihm der Oberstlieutenant Kolonitsch zu Hilfe. Beide vereint fielen nun den Feind entschlossen an und warfen ihn neuerdings zurück. Hingerissen von einem ungestümen Muthe, verfolge diese von Fussvolk ganz entblösste Reiterei die Türken, bis sie auf einen Hinterhalt von Janitscharen mit Geschützen gerieth und zum Weichen gezwungen wurde. Durch diese Bewegung und den ausserordentlichen Verlust geriethen sie in Verwirrung und waren auf dem Punkt, von dem durch stets neue Truppen verstärkten Feinde umringt zu werden, als Mercoeur seinem Feldmarschall zu Hilfe eilte und die Osmanen entscheidend schlug. Trotz dieser Niederlage versuchten dieselben drei Tage später abermals einen Angriff auf das kaiserliche Heer, und nur den vereinten äussersten Anstrengungen sämmtlicher Commandirenden, sowie der hartnäckigen tapfersten Wehr ihrer Truppen verdankte der Erzherzog Mathias den errungenen Sieg. Namentlich hatte sich in dem blutigen Gefechte Russworm — der den rechten Flügel befehligte — durch besondere Entschlossenheit hervorgethan.

Mathias sah ein, dass er in der bisherigen Stellung vor Stuhlweissenburg sich nicht länger mehr halten könne, ohne die ohnedies schon sehr zusammengeschmolzene Armee einem sicheren Untergange auszusetzen. Man beschloss daher dieselbe in eine neue Position zu führen, welche in einem günstigeren Terrain, aber immer noch so nahe der Festung gelegen sei, dass selbe unterstützt werden könnte. Den 15. October wurde dieser Beschluss auch ausgeführt. Die Türken, welche den Zug des kaiserlichen Heeres wohl beobachteten, liessen sich eine Gelegenheit, die ihnen gestattete, eine in der Bewegung begriffene Colonne anzugreifen, nicht entgehen. Russworm und Mercoeur stellten sich ihnen mit einzelnen Detachements entgegen und wiesen alle Angriffe ab; ihrer Einsicht verdankte der Erzherzog die Durchführung des im Kriegsrathe gefassten Planes. Das Heer bezog mit Anbruch der Nacht den mit Blut errungenen Lagerplatz, dessen natürliche Stärke sogleich durch Verschanzungen vermehrt wurde.

Im Lager der Türken war plötzlich eine Verwirrung und Muthlosigkeit eingerissen, die noch dadurch erhöht wurde, dass die Janitscharen den Gehorsam aufkündeten und in förmliche Empörung geriethen, so dass dem Grossvezier trotz aller Versprechungen kein anderer Ausweg, als Abzug blieb.

Nachdem die Kunde hiervon auch dem Erzherzog Mathias zugekommen, versammelte er am 24. wieder einen Kriegsrath, um zu berathschlagen, auf welche Art dem Feinde bei seinem Abzuge der grösstmögliche Schaden zugefügt werden könnte. Der Herzog Mercoeur erbot sich, mit 2000 Reitern dem Feinde auf seinem Rückzug zu folgen und ihn bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu beunruhigen. Russworm dagegen machte den kühnen Vorschlag, das türkische Feldlager auf drei Seiten anzugreifen, um des Feindes Abzug zu beschleunigen. Allein die Meinungen dieser zwei tüchtigen Generale wurden von den übrigen heftig bestritten und von der Mehrheit entschieden: des Feindes Abmarsch ruhig abzuwarten und die mit

Anstrengung und Glück errungenen Vortheile nicht dem Ungefähr Preis zu geben. Ein abermaliger Beweis, dass ein Kriegsrath blos berathend, nicht aber durch Stimmenmehrheit entscheidend und für den obersten Feldherrn bindend sein soll, da Furcht vor Verantwortung, die im letzten Falle jeden einzelnen Beisitzer trifft, kühnen und kräftigen Entschlüssen im Wege steht.

Am 25. October nach Mitternacht brach der Feind in grösster Stille aus seinem Lager auf, steckte es in Brand und zog gegen Adony. An einem Defilé, nicht weit vom kaiserlichen Lager blieb die türkische Nachhut stehen, um den Rückzug zu decken. Russworm und Kolonits eilten auf Befehl Mathias, sogleich mit Cavallerie nach und stiessen auch bald auf einen Haufen von 400 Mann. Man erwartete ein Gefecht. Doch statt dessen begehrten die Türken auf Treu und Glauben eine Unterredung mit dem Commandirenden der Deutschen. Sie wurde zugestanden, und es erschienen hierauf mehrere Türken vor Russworm und baten ihn: „allen Haupt- und Rittersleuten, die sich im christlichen Heere befänden, von ihnen auszurichten, dass sie (die Türken) ihnen viel Glück wünschten und hofften, man würde ihnen auch nicht weniger wünschen. Die kaiserlichen Kriegsleute hätten sich diesmal so wohl und ritterlich gehalten, als die Türken vorher noch niemals erfahren. Sie ihrerseits hätten sich auch gut gehalten, dennoch aber grossen Verlust erlitten, die Schlacht verloren, wie dies den Deutschen ohnedem wohl bewusst wäre, indem sie ihnen Stuhlweissenburg und das Schlachtfeld frei lassen und abziehen müssten. — Man sollte sich aber auf den künftigen Frühling gefasst machen; denn sie wollten entweder wieder Stuhlweissenburg erobern, oder die Christen müssten ihnen Ofen wegnehmen.“ Hierauf wünschten sie dem christlichen Heere nochmals Glück und zogen von dannen. —

Diese rührende, selbst dem stolzen Feinde abgedrungene Anerkennung der deutschen Tapferkeit ist wohl das schmeichelhafteste Lob, welches den Anführern und Kriegern jenes Feldzuges gezollt werden konnte, und macht beiden Theilen gleich viel Ehre.

Nach dem Abzuge der Türken blieb Erzherzog Mathias noch einige Tage in seinem Lager stehen und verstärkte die Besatzung von Stuhlweissenburg; gleichzeitig langten Abgeordnete des Erzherzogs Ferdinand aus dem Lager von Kanizsa an, welche dringend um Verstärkung ersuchten.

Auf diese Bitte ward Russworm mit etwa 4000 Mann Fussvolk und 2000 Reitern dahin abgeschickt, wo er am 14. November eintraf. Erfreut empfingen die Belagerer die Verstärkung, deren Commandant bei der ersten Recognoscirung bemerkte, wie mangelhaft und ungeschickt die bisherigen Massregeln des italienischen Generalstabs, welchen der Erzherzog um sich hatte, waren. Nichts destoweniger zeigte Russworm den Muth, die Belagerung fortzusetzen. In dem ersten gehaltenen Kriegsrathe mussten die Fremden, unter den Vorwürfen des übrigens selbst unerfahrenen Erzherzogs, voll Beschämung ihre geringen und erfolglosen Anstrengungen eingestehen. Russworm, um seine Meinung befragt, erklärte sich in einer wohl ausge-[illegible]enen Rede, welche der Livius der Magyaren, Niclas Isthvanfy, bei seiner

sonstigen Wahrhaftigkeit nur einem gebildeten und beredsamen Manne in den Mund legen konnte, bereit das Äusserste zu wagen. Er tadelte freimüthig die saumseligen Anstalten der Welschen, welchen jetzt der Grimm des Winters über den Hals gekommen sei, und gelobte, wenn man mit Verwerfung aller bisher in Scene gesetzten Anstalten nach seiner Weise die Belagerung fortsetzen wolle, sein und der Seinen Leib und Leben daran zu setzen, um der von ihm gehegten Erwartung zu entsprechen. Aber die bequemen Welschen hatten keine Lust zu thun, was der kühne Deutsche wollte, und da sie sich nach Ruhe sehnten, so wussten sie auch — wie immer — die Oberhand zu erringen und es durchzusetzen, dass man die Belagerung aufhob. Es geschah dies mit solcher Eile, dass bei einem plötzlich hereinbrechenden Unwetter mehr als tausend Reiter umkamen. Russworm, welcher, um rasch zur Unterstützung des Erzherzogs zur Hand zu sein, bei seinem Marsche von Stuhlweissenburg die Zelte und sonstigen Lagerbequemlichkeiten zurückgelassen hatte, beschloss mit seinem Obersten Herberstein die eigenen Pferde herzugeben, um nur gewiss die Geschütze mitschleppen zu können, welche die schelmischen Italiener stehen lassen wollten. Da sie aber Zugseile, Ketten und Stricke verborgen hatten, so blieben zur Schande der Kaiserlichen nicht nur Kanonen, sondern auch Gezelte, Lagergeräth, Kutschen, ja selbst das Silbergeschirr und der rothsammtne Thron des Erzherzogs zurück. — Lächerlich verlangten die feigen Welschen beim Rückzuge die Ehre der Avantgarde, um nur ja schnell vom Schauplatz des Verderbens, wo Omer Aga, der Commandant von Kanizsa, jeden Christenschädel mit Gold und Silber bezahlte, zu entkommen, während es sich Russworm zur Ehre rechnete, mit seinen deutschen Kriegsknechten die Arirregarde zu bilden. Der Rückzug der Kaiserlichen von Kanizsa im Jahre 1601 liefert ein kleines Seitenstück zu jenem der Franzosen im Jahre 1742 und 1812. Tausende von Kranken, Ermatteten. Erfrierenden wurden auf der Strasse dem nachfolgenden Feinde überlassen, Brücken, Eisdecken und Sümpfe brachen ein, jedes Gefühl der Menschlichkeit erstarrte in der Brust der Überlebenden. So schleppte sich der ordnungslose, stündlich verminderte Haufe unter wachsender Noth bis Pettau und Gratz, von wo die Welschen in ihre Heimath, Russworm sich nach Wien begab. Der Erzherzog dagegen eilte in seine Burg, wo er sich gegen das selbstverschuldete Missgeschick zu beruhigen versuchte, während seine durch die Gegenreformation zur Verzweiflung gebrachten Unterthanen in ihm die Hand Gottes mahnend erkannten. Denn Ferdinand ist derselbe Fürst, welcher als Kaiser den Ausspruch gethan: „Besser eine Wüste, als ein Land voll Ketzer," — es war dies sein Wahlspruch fürs ganze Leben, das Motto, nach welchem er beinahe 40 Jahre regierte [1]).

[1]) Vehse: „Geschichte des österreichischen Hofes und Adels und der österreichischen Diplomatie. III. Bd., p. 129.

(Schluss folgt.)

Die Geschichte des Pferdes.

Eine kulturhistorische Studie von **F. Ps.**

(Fortsetzung.)

Das französische Pferd.

Die Nachrichten über die gallischen und germanischen Völker, welche Strabo, Dionysius und Andere mit dem Namen Kelten bezeichnen, so wie über die Britannier sind weit jünger als die über die meisten andern Völker; das aber, was wir von ihren Pferden wissen, reicht nur in eine noch viel jüngere Zeit herauf. Unter Tarquinius Priscus kamen die Kelten zuerst über die Alpen, später wurden sie von Camillus und P. Decius geschlagen und bei Dionysius und Hannibal finden wir gallische Hilfsvölker.

In Bezug auf ihre Pferde erfahren wir von Pytheas von Massilia, welcher zur Zeit Alexanders des Grossen gelebt hat und auf seinen Reisen bis zu ihnen vorgedrungen sein soll, leider gar Nichts.

Plutarch erzählt von der Wagenburg der Germanen, die von den Weibern mit verzweifeltem Widerstande gegen die Römer vertheidigt wurde, von den Thierköpfen, die sie auf dem Haupte trugen; und Florius erwähnt, dass Teutobochus, König der Teutonen, über vier und sogar über sechs Pferde hinweg springen konnte. Cäsar und mehrere Schriftsteller nach ihm geben genauere Nachrichten auch über ihre Pferde, Wagen und ihre Reiterei. Da aber eben Cäsar auch erwähnt, dass die Gallier den Mercur — wahrscheinlich Wodan — für den Erfinder aller Dinge hielten, so ist vorauszusetzen, dass sie auch die Erfindung des Reitens und Fahrens auf ihn zurückführten und schon seit vielen Jahrhunderten das Pferd gezähmt und zum Gebrauch für den Menschen abgerichtet hatten.

Viele Völkerschaften in Gallien und Germanien — wie z. B. die Tencterer — zeichneten sich durch eine gute Reiterei aus, und erbte bei diesen nicht der älteste Sohn, sondern der kriegstüchtigste die Pferde des Vaters. Die Helvetier und Britannier führten Streit- und Sichelwagen, lenkten sie sehr gut, und ihre kleinen unansehnlichen Pferde ertrugen anstandslos die Strapatzen.

Die deutschen Pferde waren nach römischen Begriffen unschön und klein, aber besonders bei den Chauken in Menge vorhanden; sie waren jedoch nicht alle so, und es gab auch einen grösseren und wahrscheinlich edleren Schlag. Sie mussten dreist und gelehrig sein, denn sie waren abge-

richtet, in der Schlacht auf der Stelle stehen zu bleiben, wenn die Reiter absassen, um zu Fuss zu fechten.

Die Gallier scheinen bei ihren Pferden, welche sie ebenfalls in grosser Zahl besassen, einen besseren Schlag gehabt zu haben als die Germanen; sie führten ausserdem viele fremde Pferde ein, während die letzteren eine sehr constante Race dadurch erhielten, dass sie alle für ihren Gebrauch nöthigen Pferde aus ihrem eigenen Lande nahmen.

Cäsar, welcher diese nicht sehr für den Kriegsdienst geeignet fand, gab den germanischen Hilfsvölkern römische Pferde, während die gallischen wie die italienischen und spanischen vielfach zur Vervollständigung der Reiterei herangezogen wurden. Der Gebrauch der Wagen, welche mit Ochsen oder Pferden bespannt wurden, ist allen Kelten, sowie den Scythen eigenthümlich; sie dienten bei den grossen Völkerzügen zum Mitführen der Weiber, Kinder und der ganzen Habe; über selbe wurden trockene Felle gespannt, auf welchen sie trommelten, wenn es zur Schlacht ging. Zu deren Bewachung und Vertheidigung waren Hunde abgerichtet.

Wenn der Feind bis zu diesen Wagen vordrang, so fand hier stets die Entscheidung des Kampfes Statt, denn dann focht Alles mit doppelter Anstrengung; besonders aber kämpften die Weiber noch leidenschaftlicher als die Männer.

Da seit den Kriegen mit den Römern das ganze Land eine Veränderung erfahren hatte, so musste dies wohl auch selbstverständlich mit den Pferden geschehen; es wurden viele fremde und edle Thiere eingeführt, was den Erfolg hatte, dass zur Kaiserzeit die gallischen und germanischen Pferde in Italien sehr hoch geschätzt wurden.

Die Gallier, die Stammväter der Franzosen, besassen einst grosse Ländergebiete an den Grenzen Italiens, Spaniens und des Rheins, welches Gebiet das eigentliche Gallien, nämlich das jetzige Frankreich und die britischen Inseln ausmachte, deren Völkerschaften das Gesetz der Druiden befolgten und den Tentales verehrten. Sie erkannten nur einen einzigen Gott an, den Schöpfer des Himmels und der Erde, der das Gute belohnt und das Böse bestraft. Es scheint, als ob der Druiden-Cultus aus dem Mithra-Cultus abstamme, der sich von Persien aus über fast alle Völker verbreitet hat.

Mithra oder die Sonne wurde durch das Pferd symbolisch dargestellt; es war das Sinnbild des unaufhörlichen Laufes der Sonne an dem Himmelsgewölbe; es wurde also das Symbol des höchsten Gottes von den chaldäischen Ebenen an bis zu den germanischen Sümpfen, wo die Art seines Laufes und seines Wieherns als Prophezeiung betrachtet wurde.

Der Mithra-Dienst ging von den Persern zu den Hebräern über, und überall wurde das Pferd auf dem Altar des Sonnengottes geopfert.

Die gallischen Münzen legen es zweifellos dar, dass das symbolische Pferd seit den ältesten Zeiten in Gallien angetroffen wurde. Die Pferde dieser Münzen sind im Allgemeinen grob gezeichnet und können keine Andeutung über den eigentlichen Körperbau des gallischen Pferdes geben; einige jedoch sind vor-

trefflich gezeichnet, und da sind seine Körperformen stärker und runder, der Hals ist länger und mehr zurückgebogen; es ist das prachtvolle Pferd von Armorica, das man im Laufe der Jahrhunderte unter verschiedenen Namen wiederfindet.

Dass dieses edle Thier bei den Vorfahren der jetzigen Franzosen eine mystische Bedeutung hatte, erhellt nicht blos aus den gallischen Münzen, sondern auch aus mehreren Pferdestandbildern, die an verschiedenen Orten gefunden wurden; auch bezieht sich die Erinnerungsfeier an das Pferd Mallet, die vor Kurzem in der Landschaft Retz stattfand, offenbar eben so auf den Cultus des Pferdes und auf die Mithra-Mysterien, wie der Gebrauch, dass bei den Festen der Irmensäule — eines hohen steinernen Altars der Sonne — der ganze Adel zu Pferde stieg und um das Sinnbild des Gottes herumritt.

Die Gallier zerfielen in das Volk, die Ritter und die Druiden. Der Ritter hiess Mar'hec; die Reiterei: Mar'hesec — wörtlich: Pferde — der Plural von Mar' das Pferd. Die Römer und Griechen nannten die gallische Reiterei Markisia und Tirmarkisia.

Den Galliern, welche so wie alle nordischen Völker glaubten, dass sie nach ihrem Tode in den Palästen des Himmels die Beschäftigungen, Gewohnheiten und Vergnügungen, die sie im Leben hatten, fortsetzen würden, gab man ihre Waffen, ihre Hunde und vor Allem ihr Schlachtross in das Grab mit, welches sie am Tage der Auferstehung, im Kreise der Glückseligen wieder besteigen sollten.

In Folge der Berührung mit Griechenland durch die Colonie der Massilier, mit Spanien durch die Kriege Hannibal's, mit Italien durch den Einfall des Brennus, haben die Gallier die Reitkunst derart ausgebildet, dass ihre Reiterei zur Zeit Cäsar's die berühmteste der Welt war und später die kräftigste Stütze der römischen Kriegsheere ausmachte. Dies erwähnt Strabo mit der Bemerkung, dass die Gallier zu Pferde weit besser kämpften als zu Fuss.

Nach Pausanias bestand die gallische Reiterei aus lauter Rittern, von denen jeder zwei Knappen oder Waffenträger bei sich hatte, die in der Schlacht hinter ihm standen, ihm frische Waffen und Pferde boten, auch die ihm vermeinten Hiebe auffingen oder ihn aus dem Gefechte trugen, falls er verwundet wurde. Im Falle des Todes wurde der Ritter von seinem Knappen, und dieser von seinem Kameraden ersetzt.

Arrian, der unter den Kaisern Antoninus und Marcus Aurelius lebte, machte die Bemerkung, dass alle in Rom gebräuchlichen Ausdrücke der Reitkunst gallischen Ursprunges seien. Hannibal, welcher die Pferdeliebhaberei der Gallier kannte, liess die Kriegsgefangenen dieses Volkes miteinander kämpfen und versprach demjenigen, welcher seinen Gegner tödten würde, ein Pferd.

Die Gallier hatten auch die Kriegswagen in Gebrauch, die manchmal mit Sicheln versehen waren; sie hiessen *essedae*, wurden mit kleinen, wilden Pferden bespannt und setzten den Feind in Schreck und Unordnung, wie dies den römischen Phalangen widerfuhr, als sie mit Cäsar in Britannien landeten.

Die Celto-Britannier scheinen sehr viele solcher Wagen in ihren Heeren gehabt zu haben, denn Cäsar führt an, dass Cassivelaunus den grössten Theil seines Heeres entliess und nur viertausend Essedarier behielt, weil er alle Hoffnung, den Römern zu widerstehen, verloren hatte.

Diese Krieger waren die würdigen Vorfahren der jetzigen Engländer, und Cäsar bewundert an ihnen die Kunst, mit welcher sie einen Wagen lenkten und die Pferde behandelten, die sie selbst in das Meer gegen die Schiffe schwimmen liessen.

Trotzdem einige Schriftsteller, die meistens nur nach Hörensagen berichteten, behauptet haben, dass die gallischen und germanischen Pferde sich weder durch Schönheit noch durch Schnelligkeit auszeichneten, ist es doch eine allgemein anerkannte Wahrheit, dass sie stark und muthig waren und nur durch ihren athletischen Körperbau, ihre struppigen Mähnen und langen breiten Schweife den an das leichte, glatte und lebhafte, aus orientalischem und griechischem Blute stammende italienische Pferd gewöhnten Augen der lateinischen Geschichtschreiber als hässlich erschienen.

Cäsar, welcher das gallische Pferd richtiger beurtheilte, setzte es dem germanischen entgegen. Ausser den Remonten, welche sein Heer in Italien aushob, kaufte er auch viele Pferde in Spanien, wo die Pferdezucht seit jeher auf einer hohen Stufe stand. Dessenungeachtet konnte die römische Reiterei, mit Ausnahme der Hilfstruppen, sich mit der gallischen nicht messen.

Der gallische Krieg trug in jeder Hinsicht den Charakter eines Volkskrieges an sich und war von allen jenen Umständen und Verlegenheiten begleitet, die ein solcher dem feindlichen Heere bereitet; er bot ein reiches Bild von Erscheinungen, deren gleiche Ursachen auch ihre häufige Widerholung bedingten, und war sowohl in der Lage, in welcher Cäsar sich befand, so wie auch in den Massnahmen, welche er anwandte, den derartigen neueren Kriegen sehr ähnlich.

Cäsar war auf Oberitalien oder das cisalpinische Gallien basirt. Seine Operationslinie ging aber durch die noch wenig bekannten Alpenpässe. Im eigentlichen Gallien waren nur die nächsten, am Fusse der Alpen wohnenden Völkerschaften den Römern unterwürfig. An Narbo Martius (Narbonne) in der Provinz Narbonensis hatten sie einen haltbaren Punkt.

Von den entfernteren Völkerschaften waren nur einzelne früher bekämpft worden und theilweise dem römischen Interesse ergeben, namentlich waren dies die Äduer und Remer.

Die gegenseitigen Streitigkeiten der einzelnen gallischen Völker brachten den Römern Vortheile, die sie mit geschickter Politik zur Unterwerfung der übrigen benützten, weshalb sie es nie mit der gesammten Kraft von ganz Gallien und Belgien zu thun, und dagegen den Vortheil der Einheit für sich hatten.

Dessenungeachtet dauerte der blutige Kampf acht Jahre, während welcher Zeit wohl an dreissig Schlachten und Treffen geliefert und angeblich dabei von den Galliern drei Millionen Menschen getödtet und gefangen wor-

den sein sollen. So unverhältnissmässige, von Muth und Tapferkeit gesteigerte und nicht ohne Einsicht geleitete Kräfte, wie sie die zahlreichen Gallier in den Kampf brachten, hätten ohne eine bedeutende Überlegenheit an Kunst und Intelligenz unmöglich besiegt werden können.

Wie es die Volkskriege mit sich bringen, hatte Cäsar oft viele Feinde zugleich und auf verschiedenen Punkten zu bekämpfen, und dazu im Ganzen nicht mehr als etwa 50 bis höchstens 60.000 Mann, die Hilfstruppen mitgerechnet, zur Verfügung. Er musste seine Streitkräfte entweder im ganzen Lande vertheilen, oder sie von einem Ende Galliens zum andern bringen, wollte er auf Einem Punkte die Entscheidung erwirken oder seinen plötzlich angegriffenen detachirten Corps zu Hilfe kommen. Hatten seine Truppen nach einem beschwerlichen Feldzuge die Winterquartiere bezogen, so wurden sie von allen Seiten überfallen und zu einem noch beschwerlicheren Winterfeldzuge gezwungen. Oftmals war Cäsar von seiner ursprünglichen Basis abgeschnitten und überall von Feinden umgeben. Den Unterhalt des Heeres musste er aus dem Lande selbst beziehen, weshalb auch dasselbe häufig dem Mangel preisgegeben war, da die Lieferungen der befreundeten Völker ausblieben; man musste die Lebensmittel eben nehmen, wo man sie fand, was zum fast täglichen Schlagen Anlass gab.

Unter solchen Umständen war es natürlich, dass Cäsar eine stete Sorge für die Nachfuhr und für die Sicherheit der Strassen, auf welchen sie kommen mussten, so wie für jene Punkte hatte, wo sich des Heeres Kriegsdepôts befanden. Er band sich aber nicht ängstlich an diese Strassen und Punkte, die auch nicht immer dieselben waren. Ging eine Verbindung verloren, so wurde eine andere etablirt; seine letzte und sicherste Basis war das Heerlager, sein nächstes Operationsobject der Feind, seine kürzeste Operationslinie der Weg zur Schlacht, die er fast beständig suchte. Er bewahrte sich stets die Initiative und siegte hauptsächlich durch das Überraschende seines Erscheinens; die Umstände konnten ihn nur auf kurze Zeit in die Defensive versetzen.

Er war eben gerade dann am gefährlichsten, wenn seine Gegner zu siegen glaubten; seinem Adlerblicke entging keine ihrer Schwächen, und er verstand es, sie mit Blitzesschnelle zu benutzen; er ging aus jedem Unfalle um so siegreicher hervor.

Die Leistungen und der Thatenreichthum dieses ausserordentlichen Mannes, den selbst Cicero ein Wunderthier von Geist und Schnelligkeit nannte, übertrafen alles Vorhergehende; er war ein Meister in allen Theilen der Kriegführung und ging aus fünfzehn Feldzügen unbesiegt hervor.

In den langwierigen Kriegen unter den Scipionen, unter Marius, Sulla, Pompejus etc. hatte bei den Römern das strategische Element einen solchen Grad von Ausbildung erlangt, dass Cäsar hieran nur mehr die letzte Hand legen durfte, um Vollkommenes zu leisten.

Cäsar hat seine Feldzüge mit grosser Einfachheit und Klarheit selbst

beschrieben, und nur wenige hieher gehörige Schriften, wie z. B. jene Friedrichs des Grossen, des Erzherzogs Carl von Österreich nebst wenigen andern der Art bilden würdige Seitenstücke zu Cäsar's Commentaren. Die ersten Feldzüge, in welchen Cäsar als Feldherr auftrat, waren die in Gallien und endigten mit der völligen Eroberung dieses Landes. Ihnen folgten gewissermassen als Fortsetzung der bürgerliche Krieg mit Pompejus, dann der alexandrinische, der afrikanische und der spanische.

Nach dem Sturze des römischen Reiches war auch Alles, was nach einer Jahrhunderte langen schmählichen Vernachlässigung noch von Wissenschaft und Kriegskunst vorhanden sein konnte, völlig verschwunden; die Welt lag vom schwarzen Meere bis zum Tajo, von der Weichsel, dem baltischen Meere und der Nordsee bis zur Tiber und Nordafrika in Trümmern, und unter diesen war alles Wissen und alle Gesittung begraben. Auf diesen Trümmern aber tummelten sich rohe Barbaren, welche in kurzer Zeit das vertilgten, was der Fleiss und Geist der Menschen durch Jahrhunderte geschaffen hatte.

Der Grieche Agathias beschreibt die Franken nach ihrer Einwanderung in Gallien mit folgenden Worten: „Die Waffen dieses Volkes sind schlecht und kunstlos, bedürfen keiner geschickten Verfertiger und können leicht von jedem Krieger selbst ausgebessert werden. Harnisch und Kriegsstiefel sind ihnen unbekannt; die meisten gehen mit blossem Kopfe, nur Wenige haben Helme. Brust und Nacken sind bis zur Hüfte entblösst; von ihr bis zur Wade bedecken sie leinene oder lederne weite Hosen. Pferde haben sie nur wenige, weil sie nach alter Sitte zu Fuss fechten. An der Hüfte hängt ein Stossdegen, am linken Arme der Schild. Von Bogen, Schleudern und andern weittragenden Waffen machen sie keinen Gebrauch, sondern bedienen sich zweischneidiger Streitäxte — Franciska — und einer eigenen Art Angel — oder Hakenspiesse — Angones. Diese sind mittlerer Länge, gleich geschickt zum Wurfe und zum Stosse, in ihrer ganzen Länge fast mit Eisenschienen belegt und an der Spitze mit Widerhaken. Wer damit getroffen wird, ist ohne Rettung verloren, denn die Widerhaken greifen tief ein und verhindern das Ausreissen, indem sie die verwundeten Theile gänzlich zerfleischen würden.

„Bleibt der Spiess auch nur am Schilde hängen, so kann er ebenfalls weder abgehauen noch ausgerissen werden. Der Franke springt dann gewöhnlich mit dem Fusse auf den Schaft, reisst so den Schild herab und tödtet dann den wehrlosen Feind. — Dieser Angon dürfte die uralte Framea sein, jetzt besser und künstlicher eingerichtet und wahrscheinlich das Urbild der späteren Hellebarde."

Bereits unter Chlodowigs Söhnen kommen jedoch schon Helme und Harnische von Thierhäuten vor, welche nach und nach durch metallene ersetzt wurden. Zu den Degen, Wurfspiessen und Streitäxten kamen auch noch ein langer Schild und ein weittragender Bogen.

Die Heerschaaren zerfielen in Abtheilungen von Hundert mit einem

Hauptmann, und diese wieder in Unterabtheilungen von zehn Mann unter einem Zehntmeister.

Körperliche Kraft und Gewandtheit in Handhabung der Waffen, Kühnheit und Muth im Kampfe, waren für den höchsten und niedrigsten Krieger ganz unerlässliche Eigenschaften und wurden schon in der zarten Jugend angestrebt.

Alles in dem Heere der Franken trug noch den Stempel des Entstehens und stand auf der untersten Stufe der Kunst. Dem Heere voran zog der König, vor dem Volke jedes Gaues der Graf.

Die Schlachten bei Casilinum, Poitiers und Fontenai geben uns ein Bild der Streitart jener Zeit.

Der Einfall der Römer in Gallien hinterliess, gleich einer grossen Überschwemmung, einige dauernde Spuren von Verwüstung, während der fränkische Einfall, wie ein ausgetretenes Meer, sich ein bleibendes Bette grub und nur hie und da auf seiner Oberfläche einige kleine Inseln stehen liess, welche der allgemeinen Eroberung entgangen waren. So retteten, durch dichte Wälder, unzugängliche Sümpfe und steile Berge geschützt, einige gallische Volkshaufen ihre eigenthümliche Nationalität und bewahren das Gepräge ihres Ursprunges noch bis auf den heutigen Tag.

Die bretagnische Völkerfamilie namentlich, die aus Galliern und Kelten bestand und von den Franken nach Armorica, von den Angeln und Sachsen in die kaledonischen Gebirge gedrängt wurde, setzte noch durch sechs Jahrhunderte ihr erstes, wildes, thatenreiches und kriegerisches Leben fort. Das bretagnische Volk hatte, sowie alle Völker mit lebhafter und poetischer Phantasie, seine sagenhaften und mysteriösen Heldenzeiten; deren mittelalterliche Mythologie wurde von Ariosto, Tasso, Shakespeare und Cervantes auf das Schönste benützt.

An dem Meeresufer, im Crystallpalaste der Feen Galliens und in den wundervollen Grotten des Landes Arvor steht die Wiege der Sagen von den Rittern der Tafelrunde, von Artus, Tristan und Isolde, von dem Schlosse Joyeuse-Garde und von den Erzählungen von Amadis, dem Urbilde des christlichen Helden.

In diesem poetischen Zauberkreise spielte das Pferd eine wichtige Rolle, denn es war der Freund, der Gefährte und Gehilfe der Helden, indem es sie zu den Damen ihres Herzens trug und ihnen so das reinste und edelste Vergnügen verschaffte.

Einem freien Manne von Wallis durften Schulden halber weder Pferd noch Schwert oder Harfe gepfändet werden.

Die Sitte, nach welcher in Griechenland die Frauen der Helden und die Töchter der Könige die Rosse ihrer Männer, ihrer Väter und der fremden Gäste, denen sie eine besondere Aufmerksamkeit beweisen wollten, putzten und fütterten, findet sich bei den Bretagnern des vierten und fünften Jahrhunderts wieder; ihre Krieger pflegten und beschlugen ihre Pferde — wie die homerischen Helden — selbst, und die Frauen ritten eben so gut wie

die Männer. Die Pferdeliebhaberei war den bretagnischen Völkern angeboren, und war ihnen stets viel an dem Besitze und der Veredlung ihrer Pferde gelegen.

Damals wurden die Pferde in halbwildem Zustande gezogen; man liess, so wie jetzt noch in einigen Ländern des Continents, Hengste und Stuten in den weiten Wäldern und unbebauten Steppen frei umherlaufen. Jeder grosse Lehensmann hatte derlei bedeutende Gestüte, welche nach germanischer Sitte durch einen Mare-schal beaufsichtigt wurden, wie die Geschichte des Corbecenus und die Berichte über die Gestüte der ersten Herzoge der Normandie und der normannischen Barone nachweisen.

In dem Leben des heiligen Severus lesen wir, dass er in seiner Jugend bei diesem Corbecenus, welcher ein mächtiger Lehensmann in Neustrien war, als Pferdehirt gedient hatte.

Die Abstammung oder das Geschlecht dieses Corbecenus ist nicht bekannt, aber sein Schloss lag auf einem Berge an dem Bache Bourronne, der in dem jetzigen Walde Saint-Sever entspringt und sich in den Fluss Vire unterhalb der Stadt gleichen Namens ergiesst.

Das Land Vire besitzt vortreffliche Waideplätze und Bäche mit klarem Wasser, wo Corbecenus wohl leicht viele Stuten halten und Fohlen erziehen konnte.

Die weltlichen Fürsten und die Abteien besassen grosse Gestüte, in welche sie wo möglich orientalische Beschäler einführten, die von allen Völkern und zu allen Zeiten als die Grundpfeiler der Veredlung der Pferderacen anerkannt wurden.

Die Abtei Quenipily gehörte zu denjenigen, welche die besten Pferde besassen; an sie trat Allain Fergant, als er nach dem heiligen Lande ging, ein Grundstück für tausend Solidi und ein schönes Pferd ab.

Die Abtei Redon besass ebenfalls eine schöne Stuterei; ihr Abt bot im Jahre 1108 demselben Allain Fergant ein Pferd für 300 Solidi, was in jener Zeit eine ungeheure Summe war.

Ein Herzog kaufte im Jahre 1160 die Stadt Brest für ein weisses Pferd und 100 Pfund Silbers jährlicher Rente.

Die bretagnischen Kreuzritter brachten ebenso wie jene aller andern Länder eine grosse Menge arabischer Pferde in ihre Heimat zurück. Eine Urkunde von 1212 bezeugt, dass Olivier, Vicomte von Rohan, aus dem Kreuzzuge neun arabische Pferde mitgebracht habe, welche er im Walde von Kénécan, wo schon viele Pferde im halbwilden Zustande lebten, in Freiheit setzte. Aus der Paarung dieser Pferdefamilien zog er eine zahlreiche und sehr geschätzte Race, von welcher er die Hälfte an die Abtei Bon-Repos abliess.

In der Absicht, diese kostbare Race fortzupflanzen, verbot der Vicomte die Ausfuhr der Beschäler und traf strenge Massregeln in Betreff der Stuten. Diesem Umstande muss man ohne Zweifel den Ursprung des Rechtes zu-

schreiben, das von den Herzogen von Rohan auf dem Pferdemarkte zu Royal bei Pontivy, der jährlich am 6. Juli stattfand, ausgeübt wurde.

Auf diesem Markte, auf welchem gewöhnlich mehr als 3000 Pferde versammelt waren, mussten die Verkäufer dieselben dem Vicomte oder seinem Stallmeister zur Prüfung vorführen. Er wählte eine gewisse Anzahl von ihnen aus, welche er für einen nach dem Tagescurse festgesetzten Preise ankaufte. Ein gegen diese Sitte verkauftes Pferd wurde confiscirt.

Es würde schwer sein, alle die von den Kreuzrittern angelegten Gestüte aufzuzählen, in welchen sie die mitgebrachten Pferde aufstellten; es gibt keine Provinz, deren Archive nicht den Beweis lieferten, dass diese Etablissements im alten Frankreich sich vermehrten; Limousin, Navarra, die Franche-Comté, die Picardie, Lothringen, Auvergne, Poitou — alle haben in ihrer Vergangenheit so manche überseeische Geschichte, welche das Entstehen ihrer Pferderace an eine bestimmte Epoche knüpft.

Oderic Vital erzählt, dass der König von Tripolis, dessen Pferde zu den reinsten orientalischen Racen gehören sollten, den französischen Kreuzfahrern damit ein Geschenk machte. So schickte er ihnen einmal zehn prachtvolle Renner, vier Maulthiere und eine Summe Goldes, ein andermal fünfzehntausend Byzantiner Dukaten und fünfzehn sehr werthvolle Pferde.

Im Allgemeinen betrachtet man die Gesetze des walisischen Fürsten Houël-d'Ha als eine Sammlung von Vorschriften, welche durch die römischen Gesetze vermehrt wurden. Der bretagnische Gesetzgeber hat dem Pferde eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und enthalten seine Vorschriften besondere Angaben über den Werth und Verkauf der Pferde. Er hatte z. B. den Preis eines Fohlens von vierzehn Tagen auf 14 Solidi, den Preis eines solchen von einem Jahre und einem Tage auf 48 Solidi festgesetzt. Ein junges, noch nicht dressirtes Pferd von drei Jahren schätzte er auf 60 Solidi, und eines von gleichem Alter, das an den Zügel gewöhnt und für den Dienst abgerichtet war, auf 120 Solidi.

Die Schwindeleien der Pferdemäkler waren ihm nicht unbekannt und wurden gerecht bestraft. Dem Käufer bewilligte er eine Frist von drei Tagen zur Entdeckung des Kollers, drei Monate zur Erkennung der Brustkrankheiten und ein Jahr, um sich zu versichern, ob das Pferd an Rotz leide. Mit Ausnahme der Ohren- und Schwanzfehler zog jeder nach dem Verkaufe entdeckte Fehler den Ersatz eines Drittels des Verkaufspreises an den Käufer nach sich.

Wir haben schon erwähnt, dass die Engländer Gesetze zur Unterdrückung und Bestrafung der schlechten Behandlung der Thiere besitzen; ihr Ursprung aber lässt sich auf das Gesetzbuch des Fürsten Houël-d'Ha zurückführen, welches folgende Verordnung enthält:

„Wenn ein Pferd auf dem Rücken geschunden wird, so kostet es vier Solidi Strafe; wenn die Haut so sehr abgerissen ist, dass das Fleisch blos liegt, so ist die Strafe dafür 8 Solidi; wenn endlich die Wunde bis auf den Knochen geht, so werden 16 Solidi als Strafe gezahlt."

Als die waghalsigen Männer des Nordens, die kühnen Seeräuberschaaren vom neunten bis eilften Jahrhunderte das übrige Europa heimsuchten, brachten sie keine Pferde in ihre neue eroberte Heimat mit; sie sassen auf leichten Barken, als sie kamen, und bedurften daher der Reitkunst nicht; auch Rollo, welchen die Chroniken den Wanderer nennen, ging fast immer zu Fuss.

Sobald diese kräftigen Männer aber das feurige Auge des Rosses glänzen sahen und den Hufschlag des flüchtigen Renners hörten, wurden sie auch sofort Reiter. Es wäre jedoch unrichtig, wollte man glauben, dass alle diese nordischen Horden vor ihren kriegerischen Zügen die Reitkunst noch nicht verstanden hätten. Die Normannen, Dänen, Sachsen hatten das Pferd schon in den frühesten Zeiten gekannt und zu verschiedenen Diensten benützt, nur war es nicht allgemein angenommen.

Die Namen der skandinavischen Helden Hengist und Horsa geben den Beweis, dass bei den Völkern, wo sie üblich waren, das Pferd im hohen Ansehen stehen musste, denn Horsa ist der Gattungsname des Pferdes in mehreren Sprachen des Nordens und hat sich im englischen Idiom bis heute noch als *horse* erhalten, und Hengist bedeutete das männliche, zeugungsfähige Pferd: den Hengst.

Die Herzoge von Braunschweig und die Könige von Hannover, welche von diesen nordischen Helden abstammen, führen das weisse Pferd der Germanen in ihren Wappen.

Die Pferdezucht machte bei diesen verwegenen Seefahrern ungemein schnelle Fortschritte; die normännischen Soldaten betrachteten die Pferde, welche sie den besiegten Völkern abnahmen, als die kostbarste Beute des Sieges. Rollo hatte in seinem Heere schon Reiterei und Saumpferde, welche das Gepäcke trugen.

Bei den alten Normannen findet sich dieselbe Sitte, wie bei den Germanen, wo die Heerführer ihren getreuen Lehensmännern Waffen und Pferde schenkten; auch hat die mächtige Dynastie der Söhne Rollo's für die Civilisation, für die Künste, die Industrie, den Handel, die Schiffahrt, für Krieg und Frieden, für den Landbau und die Pferdezucht bekanntlich sehr viel gethan.

Die Herzoge der Normandie hatten auf ihren grossen Gütern, besonders in der Umgegend von Rouen und Caen, Gestüte und hielten nach der Sitte der nordischen Völker auf selben einen Marschall, dem die Oberaufsicht der Pferde anvertraut war. Dieses Amt wurde bisweilen erblich und verschaffte oft den Familien den Adelsrang. Ebenso besass die Familie Tesson mehrere Gestüte auf ihren grossen Gütern, die besonders in Bessin, Cotentin und Cinglais lagen und in der Normandie und in England berühmt waren; auch schenkten sie der Abtei Fontenay, deren Gründer sie waren, die Zehnten ihres Gestütes von Cerny.

Die in der normännischen Geschichte so berühmten Marmions, die stolzen Kämpen der englischen Könige, die zu Baronen von Cramworth und von

Scrivelsbye ernannt worden waren, besassen grosse Gestüte in der Umgegend von Caen, Fontenay und Bayeux.

In selben wurden jene Streitrosse gezogen, welche in den Zeiten des Ritterthums „das gute Recht" — *le bon droit* — entschieden.

Sie verwandten in Folge des Umstandes, dass sie ihrer Würde gemäss eine grosse Anzahl von Kämpfern stellen mussten, die aufmerksamste Sorgfalt auf die Zucht und Veredlung des Pferdegeschlechtes, und verdient ihr Name mit Recht unter jenen der grössten Hippiatriker genannt zu werden.

Roger von Belesme, Graf von Shrewsbury, besass beträchtliche Gestüte auf seinen Gütern in der Normandie und in England; er soll der erste gewesen sein, welcher das spanische Pferd in England einführte, um seine Racen mit ihm zu kreuzen. In der Normandie war das Kreuzen der verschiedenen Pferderacen, wie wir schon gesehen haben, bereits bekannt.

Die Abteien, welche sich vorzugsweise mit wissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigten und, wie schon erwähnt, grosse, gutorganisirte Anstalten zur Pferdezucht besassen, trieben sogar Handel mit Schlachtpferden, welche sie entweder von alten Kriegern, welche Mönche wurden, erhielten, oder auch von Weltleuten, die für ihr Seelenheil den Klöstern solche Geschenke machten.

So hatte die Abtei Mont-Saint-Michel — eine der berühmtesten des Mittelalters — ein herrliches Gestüte, und ihre Mönche beschäftigten sich vorzugsweise mit der Zucht solcher Pferde.

Nebst den Gestüten hatten die Normannen auch Anstalten, welche den Zweck hatten, die Eigenschaften des Pferdes zu entwickeln und ihren Werth schätzen zu lehren. Hiezu gehörten die Jagd zu Pferde und die Pferderennen. Erstere zählte man zu den grössten Vergnügungen, und die Normannen waren ihr leidenschaftlich ergeben. Die französischen Herren, wie Wace in seinem Gedichte erwähnt, kamen häufig in die Normandie, um hier an den Hofjagden und an den militärischen Festen Theil zu nehmen. So hatten sich im Jahre 935 Wilhelm von Poitiers, Hugo der Grosse und Herbert von Vermandois dahin begeben. Die Normannen nahmen die Pferderennen, welche, wie man vermuthet, keltischen Ursprungs waren, an und vervollkommneten sie. Sie hatten Ringelrennen und übten ihre Pferde, sowie die Engländer es jetzt noch bei den sogenannten Thurmjagden (steeple chases) thun, indem sie mit ihnen über die Felder jagten.

Eine Urkunde aus dem Jahre 1238 erzählt, dass ein Gutsherr den Einwohnern des Kirchspiels La Mauffe bei Saint Lô ein Stück Haideland schenkte, um darauf die Pferde zu üben und nach dem Ringe zu stechen, und gibt eine interessante Beschreibung dieser alten Einrichtungen.

Vor wenigen Jahren ist an dieser Stelle eine Rennbahn eingerichtet worden, und die Nachkommen reiten jetzt dort um die Wette, wo sich einst ihre Vorfahren im Ringelstechen ihre Lorbeeren holten.

Zu jener Zeit waren die Pferderennen wohl sehr gebräuchlich; ihrem Ursprung nachzuforschen ist jedoch schwer, denn er verliert sich bis in die

Zeit der Kelten und Gallier. Die ritterlichen Gewohnheiten und Vergnügungen dieser Völker und der Wunsch ihre Pferde zu verbessern, mögen ihr Entstehen bewirkt haben.

Ob sie nun anfänglich an die griechischen oder römischen Rennen, an die der nordischen Völker oder gar an die Reiterübungen von Zegris und Abencerrago erinnert haben mögen, ist nicht zu entscheiden.

Einige Spuren, welche sich in der Nähe des Städtchens Semur vorfinden, weisen auf Rennen hin, die in Burgund gepflogen wurden, und die sich auf die älteste Zeit zurückdatiren.

In den alten Legenden wird ein Wettrennen des fünften Jahrhunderts wie folgt beschrieben: „Als der Ritter auf dem Kampfplatze ankam, ertönten die Hörner; eine grosse Menge Volkes war versammelt, und die Pferde wurden unruhig. „Derjenige, welcher im Galop die grosse Schranke der Festbahn überspringen wird, soll die Tochter des Königs zur Gemalin haben." Bei diesen Worten wieherte sein junges Ross, jagte im Galop vorwärts, schnaubte Feuer aus den Nüstern und warf Blitze aus den Augen, überholte alle andern Pferde und sprang mit einem Satze über die Schranke. „König, ihr habt es geschworen, eure Tochter Linor muss mir gehören."

Die Weinbergbesitzer in der Umgebung von Montauban mussten sich im Mittelalter zu Pferde setzen, bespornt und mit der Lanze in der Hand nach dem Schlosse Chevigny begeben, wo nach einem Frühstück, welches ihnen der Herr gab, ein Rennen stattfand. Auch in den Pyrenäen und einigen südlichen Gegenden findet man Rennen an bestimmten Orten, deren Ursprung sich in dem Dunkel der Zeiten verliert. Am meisten haben aber die Rennen in der kleinen Bretagne tief in die Gewohnheiten und Sitten des Volkes eingegriffen und sind hier älteren Ursprunges als jene der übrigen Länder.

Der arme, nothleidende Bergbewohner der Bretagne hat diese Gewohnheit noch nach einem Jahrtausend beibehalten und feiert jede Hochzeit, Taufe oder sonstiges Freudenfest mit Tanz und Pferderennen. Sein grösster Stolz liegt darin, seinem kleinen Gebirgspferde den Lorbeerzweig als Sieger an den Kopf stecken zu dürfen.

Dieser sein Renner ist eher klein als gross, eher hässlich als schön; sein Kopf ist aber immer schön und ausdrucksvoll, seine Beine sind nervös und dürr, seine Hufe sind hart und vollkommen wohl gebildet; Alles deutet auf Kraft und Ausdauer in diesem kleinen, aus der Art geschlagenen Wesen, welches der Stolz und der Schatz seines armen Herrn ist.

Der Sattel ist ein mit Stroh gestopfter und mit einem Strick befestigter Sack; am häufigsten fehlt aber auch dieser. Der Zügel ist eine lange Schlinge über seinem Kopf, bisweilen ist daran ein Mundstück angebracht, manchmal vertritt aber dessen Stelle blos der Strick. Der Jokey ist ein junger Mensch von 10 bis 15 Jahren; sein ganzer Anzug besteht in einem Hemde und einer leinenen Hose. Ein Taschentuch hält das lange schwarze Haar in die Höhe, seine Schenkel und Füsse sind nackt; er trägt aber dessenungeachtet einen Sporn, dessen Schnalle seinen Fuss verwundet, und oft mischt sich sein Blut

mit jenem seines Renners; dessenungeachtet blitzt sein Auge vor Freude und Hoffnung, und graziös, mit edler und sicherer Haltung, sitzt er auf diesem munteren ungeduldigen Pferdchen, das sich bäumt und in den plumpen Zügel beisst.

Zehn oder zwölf derlei Jungens, bisweilen auch mehr, können den Augenblick nicht erwarten, der zum Aufbruch ruft; endlich laufen sie ab, und dann geht's durch sumpfige Moräste und auf schmalen, zwischen Felsen sich durchschlängelnden Wegen mit Todesverachtung fort. „Hat man, sagt Löffler, diesen gefährlichen Wettkampf nicht mit angesehen, so kann man sich keinen Begriff davon machen. Hier ist ein Strom zu überspringen, dort ein jäher Abhang, auf welchen ein eben so steiler Berg folgt, dann ein Sumpf. Nichts hält sie auf! sie fliegen durch Haiden, über Felsen, Schluchten, wie eine Gruppe luftiger Sylphen, welche an den Mähnen der im Gehölz herumirrenden Rosse hängen. Auch legen sie Strecken von vier bis fünf Kilometer (mehr als einer deutschen Meile) zurück. Unfälle sind selten; der sichere Fuss der Pferde, die feste Hand und das wachsame Auge des Reiters sind ihre Beschützer."

Im alten Frankreich findet man überall die Pferdeliebhaberei und die Gewohnheiten der Reiter in Verbindung mit den Lebensbedürfnissen, was auch bei einer schlagfertigen Nation, die unaufhörlich gegen Einfälle und Eroberer zu kämpfen hatte, nicht anders möglich war. Jeder Grundeigenthümer unterhielt eine grosse Anzahl Pferde auf seinem Hofe. Kriege, Jagden, Reiteraufzüge, öffentliche Ceremonien machten die Übung im Reiten und den Besitz des Pferdes zur Nothwendigkeit.

Karren, Wagen und sogar Sänften waren den Rittern nach den Gesetzen der Ritterschaft verboten; sie durften nur zu Pferde reisen, um zu zeigen, dass sie keine Strapazen scheuten und zur Erfüllung ihrer erhabenen Bestimmung stets bereit waren. Die Adeligen reisten nicht nur zu Pferde, sondern besorgten ihre Angelegenheiten und Besuche in den Städten auf dieselbe Weise; sogar die Damen reisten zu Pferde und sassen hiebei entweder nach römischer Sitte auf einem Quersattel oder rittlings wie die Frauen des Nordens.

Die Königin Bertha spann während des Reitens, und in Payerne, wo ihr Grabmal steht, sieht man noch jetzt den Sattel der schönen Spinnerin, an welchem das Loch zu bemerken ist, worin der Spinnrocken stack.

Die Behörden ritten Maulthiere, die Kaufleute und Mathurins-Brüder auf Eseln, und wurden letztere auch deshalb Eselsbrüder genannt.

Die Frauen sassen zuweilen, und dies selbst bei öffentlichen Ceremonien, hinter den Reitern auf. Als Carl VII. von Montauban nach Toulouse kam, hielt die Königin, hinter dem Dauphin auf einem Schimmel sitzend, ihren Einzug in diese Stadt.

In den Städten und namentlich in Paris waren nach dem alten griechischen und römischen Gebrauche auf verschiedenen Plätzen Tritte oder Reitersteine angebracht, die, stufenartig behauen, zum Aufsitzen dienten.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte des österreichischen Heerwesens. 1813/14.

1. Ordre de bataille.

Nach der im Mai 1813 entworfenen Ordre de bataille war die Armee in 2 leichte Divisionen, 6 Linien-Inft.-Divisionen, 2 Inft.-Reserve-Divisionen, 2 Cavallerie-Reserve-Divisionen und 1 leichte, aus Infanterie und Cavallerie zusammengesetzten Reserve-Division eingetheilt.

Diese Divisionen zählten folgende Truppen:

	Bataillons				
	Füselier-	Grenadier-	Jäger- oder Grenz-	Escadrons	
1. leichte Division	—	—	4	12	jede zu 2 Brigaden
2. " "	—	—	3	18	
1. Linien-Inft.-Division	8	—	—	—	wie oben.
2. " " "	8	—	—	—	
3. " " "	8	—	—	—	
4. " " "	8	—	—	—	
5. " " "	8	—	—	—	
6. " " "	8	—	—	—	
1. Inft.-Reserve-Division	—	8	—	—	
2. " " "	12	—	—	—	zu 3 Brigaden
1. Cavallerie-Reserve-Division	—	—	—	28	in 6 Regt.

davon 4 schwere zu 4, und 2 leichte Regimenter zu 6 Escadronen in 3 Brigaden: 2 schwere und 1 leichte.

2. Cavallerie-Reserve-Division: wie die 1.

3. Reserve-Division: aus einer Brigade von 5 Grenz-Bataillons und einer leichten Cavallerie-Brigade von 12 Escadronen bestehend. Im Ganzen 80 Bataillons, 100 Escadr. 29 Compagnien Extratruppen und 276 Geschütze.

Die Armee lag in Cantonnirungen zu beiden Seiten der Elbe, nördlich von Prag.

Diese Divisionen standen aber nicht immer unter der unmittelbaren Leitung des Armee-Commandanten, sondern wurden je nach den Operationen und den hiezu verwendeten Truppen-Divisionen verschieden gruppirt.

So wurden, um ein Beispiel anzuführen, zwischen dem 8. und 10. August 1813, 4 Linien-Inf.-Divisionen und 1 leichte Cavallerie-Brigade gegen Rumburg und Gabel vorgeschoben, und das Commando über diese Armee-Abtheilung dem FZM. Grafen Gyulai übertragen. Zur Erleichterung und Vereinfachung des Dienstes wurden die 4 Inf.-Divisionen in zwei Flügel getheilt, in einen rechten und einen linken, und jeder einem Feldmarschall-Lieutenant untergeordnet.

Ordre de bataille der österreichischen Armee im August 1813:

	Bataillons	Mann	Escadrons	Mann	Anmerkung
1. leichte Division	4	3.943	12	1.544	2 Brigaden u. 2 Batterien.
2. „ „	3	2.987	18	2.305	„ „ „
1. Linien-Division	12	12.865	—	—	Jede zu 3 Brigaden mit 3 Brigade-Batterien.
2. „ „	13	12.872	—	—	
3. „ „	11	9.715	—	—	
4. „ „	12	12.620	—	—	
1. Inft.-Reserve-Division . .	8	6.175	—	—	2 Grenadier-Brigaden mit 2 Batterien.
2. „ „ . . .	12	10.285	—	—	3 Brigaden mit 3 Batterien.
1. Cavallerie-Division . . .	—	—	16	2.402	Jede zu 2 schweren Brigaden.
2. „ „ . . .	—	—	18	2.717	
3. „ „ . . .	—	—	24	2.780	2 leichte Brigaden.
Reserve od. 3. leichte Div.	5	5.826	12	1.659	1 leichte Inft.- u. 1 Cavall.-Brigade mit 1 Batterie.
Linkes Flügel-Corps unter G. d. C. Gf. Klenau . .	27	25.855	20	2.663	1 leichte, 2 Linien-Div. u. 1 Cavall.-Brigade mit 7 Brigade-Batterien.
Artillerie, 36 Compagnien	—	6.030	—	—	— —
Summa	107	109.173	120	16.070	mit 31 Batterien.

Reserve-Artillerie.

Zur Disposition des Feld-Artillerie-Directors:

1	3pfd. Brigade-Batterie	Summa 23 Batterien.
4	6pfd. Positions-Batterien	
11	12pfd. „ „	
2	18pfd. „ „	
5	6pfd. Cavallerie- „	

Von diesen Reserve-Batterien gehörten 6 Batterien zum Klenau'schen Corps. Durch die Zusammenstellung aller bei den Truppen und bei der Artillerie-Reserve ausgewiesenen Batterien zeigt sich, dass die Geschütz-Ausrüstung für die k. k. Armee in Böhmen aus folgenden Batterien bestand:

3	3pfd. Brigade-Batterien	Zusammen 52 Batterien.
22	6pfd. „ „	
14	6pfd. Positions- „	
11	12pfd. „ „	
2	18pfd. „ „	

Da die ursprüngliche Artillerie-Ausrüstung im Jahre 1813 nach dem 1809 eingeführten System geschah, so bestand jede Brigade-Batterie aus 8 Kanonen, jede Positions- und Cavallerie-Batterie aus 4 Kanonen und 2 Haubitzen.

Bei den 52 Batterien befanden sich demnach:

24 der 3pfd. 232 „ 6pfd. 44 „ 12pfd. 8 „ 18pfd.	308 Kanonen	50 7pfd. Haubitzen 4 10pfd. „	54 Haubitzen	im Ganzen 362 Geschütze.

Die österreichische Armee war bei der Vorrückung nach Sachsen in der zweiten Hälfte des August keineswegs in Corps, sondern, abgesehen von den beiden leichten

Divisionen, nur in einen rechten und linken Flügel und in das Corps des G. d. C. Grafen Klenau getheilt.

Die Erfahrung hatte gelehrt, dass diese Gliederung viel zu schwerfällig sei; denn der rechte Flügel unter dem Prinzen Hessen-Homburg zählte beim Marsche auf Dresden nicht weniger als 4 Inft.- und 3 Cavallerie-Divisionen, der linke Flügel unter FZM. Graf Gyulai 2 Inft.- und 1 Reiter-Division.

Um nun solche Übelstände für die Zukunft zu beseitigen, kam man wieder auf die Unterabtheilung in Armee-Corps zurück, unstreitig die sachgemässeste und in taktischer sowohl als in administrativer Beziehung die mobilste und einfachste.

Man nannte aber die dadurch aufgestellten Armeetheile nicht Corps, sondern Armee-Abtheilungen, obschon die Sache dieselbe blieb.

Die Armee erhielt anfangs September folgende Eintheilung:

	Inft.	Jäg.o.Grz.-B.	Escadrons leichte	Escadrons schwere	Batterien 3pfd.	Batterien 6pfd.	Batterien Cavall.-	Mann	Pferde
1. leichte Division:									
1. Brigade	—	2	6	—	—	—	—		
2. „	—	2	6	4	—	—	—		
Summa		4	16		1	—	1	6418	2436
2. leichte Division:									
1. Brigade	—	1	6	—	—	—	—		
2. „	4	—	6	—	—	—	—		
3. „	—	2	6	—	—	—	—		
Summa	7		18	—	1	—	1	11197	2692
1. Armee-Abtheilung:									
1. Division: 1. Brigade	—	2	6	5	—	—	—		
2. „ 1. „	6	—	—	—	—	—	—		
2. „	5	—	—	—	—	—	—		
3. „ 1. „	4	—	—	—	—	—	—		
2. „	4	—	—	—	—	—	—		
Summa	21		11		—	4	1	26232	1842
2. Armee-Abtheilung:									
1. Division: 1. Brigade	—	1	4	4	—	—	—		
2. „	4	—	—	—	—	—	—		
2. „ 1. „	4	—	—	—	—	—	—		
2. „	5	—	—	—	—	—	—		
Summa	14		8		1	3	1	15742	1367
3. Armee-Abtheilung:									
1. Division: 1. Brigade	—	2	12	—	—	—	—		
2. „	5	—	—	—	—	—	—		
2. „ 1. „	4	—	—	—	—	—	—		
2. „	5	—	—	—	—	—	—		
3. „	4	—	—	—	—	—	—		
Summa	20		12		—	4	1	23800	1922
4. Armee-Abtheilung:									
1. Division: 1. Brigade	—	3	14	—	—	—	—		
2. „ 1. „	5	—	—	—	—	—	—		
2. „	6	—	—	—	—	—	—		
3. „ 1. „	6	—	—	—	—	—	—		
2. „	4	—	—	—	—	—	—		
Summa	24		14		—	4	1	30056	2192

Armee-Reserve:	Inft.	Jäg.od.Grenz.	Escadron leichte	Escadron schwere	Batterien 3pfd.	Batterien 6pfd.	Batterien Cavall.-	Mann	Pferde
1. Division: 1. Brigade	4	—	—	—	—	—	—		
2. „	4	—	—	—	—	—	—		
2. „ 1. „	6	—	—	—	—	—	—		
2. „	6	—	—	—	—	—	—		
1. „ 1. „	—	—	—	8	—	—	—		
2. „ 1. „	—	—	—	8	—	—	—		
3. „ 1. „	—	—	5	4	—	—	—		
2. „	—	—	—	8	—	—	—		
Summma	20		33		—	4	4	24988	4612

Artillerie-Reserve.

Jede der 4 Armee-Abtheilungen hatte noch in der Reserve 1 6pfd. und 2 12pfd. Positions-Batterien.

Die Armee-Reserve: 1 3pfd. Brigade-Batterie 2 6pfd., 4 12pfd. und 2 18pfd. Positions- und 5 6pfd. Cavallerie-Batterien.

Die gesammte Artillerie der k. k. Armee in Böhmen bestand sonach im September 1813 aus

	3pfd. Fuss- Brigade-	6pfd. Fuss- Brigade-	6pfd. Cavall.-	6pfd. Positions-	12pfd. Positions-	18pfd. Positions-	Haubitzen
	Batterien						
1. leichte Division	1	—	1	—	—	—	
2. „ „	1	—	1	—	—	—	
1. Armee-Abtheilung	—	4	1	1	2	—	
2. „ „	1	3	1	1	2	—	
3. „ „	—	4	1	1	2	—	
4. „ „	—	4	1	1	2	—	
Armee-Reserve	—	4	4	—	—	—	
Artillerie-Reserve	1	—	5	2	4	2	
Summa	4	19	15	6	12	2	40

58 Batterien.

Detail:

32	3pfd.	Brigade-Batterien Kanonen.
152	6pfd.	„ „ „
90	6pfp.	Cavall.- „ „
24	6pfd.	Positions- „ „
48	12pfd.	„ „ „
8	18pfd.	„ „ „
36	7pfd.	Haubitzen
4	10pfd.	„

Summa 394 Geschütze.

Recapitulation:

	Bataillons	Escadrons	Effective Mann	Effective Pferde
1. leichte Division	4	16	6.418	2.436
2. „ „	7	18	11.197	2.692
1. Armee-Abtheilung	21	11	26.232	1.842
2. „ „	14	8	15.742	1.367
3. „ „	20	12	23.800	1.922
4. „ „	24	14	30.056	2.192
Armee-Reserve	20	33	24.988	4.612
Summa	110	112	138.433	17.063

2. Geschäfts-Eintheilung beim Armee-Commando.

Am 2. Juni 1813 erliess der Armee-Commandant bezüglich der Behandlung der Dienstesgeschäfte folgenden Befehl:

Damit der Geschäftsgang im Hauptquartier nach einer festgesetzten Ordnung eingeleitet, und die Angelegenheiten der Armee unter unmittelbarer Verantwortlichkeit der betreffenden Vorsteher verhandelt werden, habe ich alle administrativen Gegenstände in folgende Abtheilungen zu vertheilen befunden und jeder derselben ihren bestimmten Wirkungskreis vorgezeichnet.

Der Armee geschieht davon die Eröffnung, damit in den vielfältig an mich gelangenden Eingaben, Berichten, Bittschriften-, Dienst- und Privatschreiben und Geschäften jeder Art alle Kreuzungen vermieden und jeder Gegenstand gleich an der für ihn gewidmeten Stelle vorgetragen und erledigt werde.

Diese Abtheilungen bestehen:

I. Aus meiner geheimen Kanzlei.

Hieher gehören alle Privatgegenstände, welche unter meiner unmittelbaren Aufschrift zugeschickt werden.

II. Aus der Operations-Kanzlei.

Hier werden alle Berichte, Meldungen und Relationen an den Hofkriegsrath und die Länderstellen verfasst; ferner alle auf die taktischen Operationen sich beziehenden Ausarbeitungen, alle Marschbefehle, Ordres de bataille, Dispositionen, die Erledigung aller auf Operationen gerichteten Meldungen, Rapporte u. s. w.

Alle Kundschaftssachen, Aussagen der Deserteure und Gefangenen, die hohe Militär-Polizei im Hauptquartier und im ganzen Bezirk der Armee, die Ausfertigung aller Schutz- und Geleitsbriefe, Ertheilung der Pässe, die Aufsicht über alle Fremde, Wirthe, Kaufleute, Marketenders, die Unterordnung sämmtlicher Profossen, Wagenmeister und Wegmeister, dann des gesammten Boten-Personals.

Alle Angelegenheiten der Pionniers und Pontoniers.

Alle auf diese oben specificirten Unterabtheilungen Bezug nehmenden Eingaben, Berichte und Meldungen werden unter meiner unmittelbaren Adresse eingesendet, und die Aufschrift mit der Zahl II bezeichnet.

III. Abtheilung. Aus der Detail-Kanzlei.

In dieser werden alle Armee-Befehle, alle Kundmachungen von Beförderungen und Gnadensachen und alle Commandirungen im Dienste abgethan; Stand- und Dienst-Tabellen, Früh-Rapporte, Verlust-Eingaben etc. verfasst, und überhaupt Alles, was auf das Innere des Dienstes Bezug nimmt, gehandhabt, so wie alle das eigentliche Disciplinarfach betreffenden Eingaben, Berichte und Meldungen erledigt.

Dem Vorsteher der Detail-Kanzlei, dem General-Adjutanten liegt ob, alle wahrnehmenden Unordnungen im Dienste überhaupt und in der Verpflegung und Conservation des Mannes, insoweit letztere zu dessen Wirkungskreis gehört, gleich abzustellen.

Ohne Vorwissen des General-Adjutanten darf keine öffentliche Handlung im Hauptquartier stattfinden; Alles, was im Dienste dahin commandirt wird, hat sich bei demselben zu melden, und überhaupt hat derselbe überall auf die pünktlichste Befolgung der ergangenen Befehle zu wachen. Er besorgt auch die genaue Führung des Dienstrosters, der Rangs-Ausweise etc. und referirt mir über alle Eingaben, Berichte und Meldungen.

Endlich liegt demselben die Abfertigung der Adjutanten und der zum Hauptquartier gehörigen Branchen, so wie auch die richtige und pünktliche Expedition aller, sowohl mit der Post als durch Ordonnanzen ab- und einlau-

fenden Piecen ob, daher denn auch die zu diesem Behufe in's Hauptquartier commandirten Ordonnanzen an ihn angewiesen sind.

Alle auf die eben specifizirten Unterabtheilungen Bezug nehmenden Eingaben, Berichte und Meldungen werden unter der Adresse „An die Detail-Kanzlei" mit der Zahl III eingesendet.

IV. Abtheilung. Aus dem Armee-General-Commando.

Der Verweser derselben und zugleich General-Director aller Verpflegs-Geschäfte ist der FML. Baron Prohaska.

Sein Wirkungskreis umfasst folgende Abtheilungen:

1. Das Commissariat-, Cassa-, Transport-, Montur- und Auswechslungs-Geschäft.
2. Das Verpflegs-, Fuhr- und Packwesen.
3. Lieferungen und Prästationen.
4. Sanitäts-Anstalten.
5. Rechtspflege.
6. Feldpostwesen.

Im Hauptquartier befanden sich 2 Divisionen Stabsdragoner, aus den Cavallerie-Regimentern zusammengestellt, und 1 Landwehr-Dragoner-Division, die aus landwehrpflichtigen Cavallerie-Veteranen errichtet war und von einem pensionirten Titular-Major commandirt wurde, ferner 1 Bataillon Stabs-Infanterie zu 4 Compagnien, und 1 Sanitäts-Bataillon von 4 Compagnien.

3. Lager-, Marsch- und Bagage-Ordnung.

Am 17. August kam das Hauptquartier nach Schlan, die Armee bezog ein Lager in der Nähe dieses Ortes.

Nach Beziehung des Lagers hatten den Tag zu übernehmen: 1 Feldmarschall-Lieutenant, 1 General-Major, 1 Obrist und 1 Obrist-Lieutenant der Infanterie und 1 Major der Cavallerie.

Der Befehl über den Lagerdienst lautete:

Um 12 Uhr Mittags ist die Abfertigung im Hauptquartier, bei welcher sich sowohl diejenigen Generale und Stabs-Officiers, welche den Tag übernehmen, als jene, die ihn übergeben, einzufinden haben.

Diese Generale und Stabs-Officiere haben auch die Inspection über die Pikets und Feldwachen zu besorgen.

Von der Cavallerie werden 3 Escadrons auf Feldwachen bestimmt, welche der Prinz von Hessen-Homburg beordern werden. Eine Escadron ist zur Deckung des rechten Flügels bestimmt.

Von der Infanterie sind so viele Abtheilungen auf Feldwachen zu beordern, als die beiden FML. Colloredo und Weissenwolf zur Sicherung des Lagers nothwendig finden werden, welche auch deren zweckmässige Aufstellung, so wie jene der Cavallerie-Pikets zu besorgen haben. Der General-Major vom Tage hat die Inspection über die Feldwachen des rechten Flügels, der Obrist vom Tage über jene des linken Flügels, und der Cavallerie-Stabs-Officier vom Tage über die Cavallerie-Feldwachen zu führen.

Dem Feldmarschall-Lieutenant, welchem die Aufsicht über sämmtliche Feldwachen und Bereitschaften anvertraut ist, bleibt daher noch 1 Stabs-Officier zur Disposition.

Seine Durchlaucht befehlen, dass sich diesfalls pünktlich nach dem 1. und 2. Capitel, II. Abschnittes des II. Theils des General-Reglements benommen werden solle.

In stehenden Lagern hat täglich um 12 Uhr Mittags, und bei Märschen

gleich nach dem Einrücken im Lager von jeder Division ein Brigade- oder Divisions-Adjutant im Hauptquartier einzutreffen.

Im Lager wurde auch jedesmal der Sperr-Schuss zur vorgeschriebenen Zeit gegeben.

In Fällen, wo nicht die ganze Armee oder ein grösserer Theil derselben concentrirt war, hatte bei jeder einzelnen lagernden Division ein Stabs-Officier den Tag und die Inspection über die Feldwachen und Pikets zu halten.

Wo 2 Divisionen in einer Stellung waren, hatte 1 General-Major oder Oberst und 1 Stabs-Officier den Tag und die Inspection zu besorgen. Diese Generale und Stabs-Officiere wurden von dem betreffenden Divisions- oder Flügel-Commandanten bestimmt.

Fremden-Polizei in den Cantonnirungen. In den Stationen wurden unter dem Namen von Feuer-Pikets, zur Beobachtung der Passanten, die nöthigen Posten und Wachen aufgestellt, welche die Reisenden ohne Unterschied anzuhalten und über den Zweck und die Richtung ihrer Reise zu befragen hatten.

Selbst auf Märschen und im Lager ward sämmtlichen Truppen-Commandanten die strengste Aufmerksamkeit auf alle Fremden und Reisenden anempfohlen, und jeder reisende Officier oder Militär-Beamte, so wie jeder Courier war verbunden, sich mit seiner Marsch-Route oder offenen Ordre auf jeder Post-Station, auf Verlangen des Postmeisters oder was immer für einer Polizei-Behörde, ohne mindesten Anstand auszuweisen.

Um die Armee-Polizei bei der verbündeten Armee bei ihrem Übertritte in Sachsen zu besorgen, wurden von jeder der drei Armeen 1 Stabs-Officier und 2 Oberofficiere einem russischen General-Lieutenant, welcher die oberste Leitung führte, beigegeben. Zur Bewachung des Hauptquartiers und zur Handhabung der Polizei erhielt derselbe eine Abtheilung von Infanterie, Cavallerie und Kosaken. Von österreichischen Truppen wurde 1 Compagnie und 1 Escadron bestimmt.

Alle einzeln herumziehenden Soldaten, die mit keinem Pass, keiner Marschroute oder keinem sonst legalen schriftlichen Beweis versehen waren, waren zu ergreifen und an die Stabs-Stockhäuser abzugeben; falls ihnen aber sonst kein weiteres Verbrechen zur Last gelegt werden konnte, sollten selbe, um die Stockhäuser nicht zu überfüllen, sogleich mit 50—60 Stockstreichen abgestraft und mit nächstem Transport zu ihren Regimentern abgesendet werden.

Polizei auf Märschen. Um das Marodiren zu verhindern, wurde für Plünderung und Excesse das Standrecht publicirt. Um aber jedem Unfug um so gewisser Schranken zu setzen, wurde angeordnet, dass jeder Abtheilungs-Commandant eine verhältnissmässige, aus Infanterie und Cavallerie zusammenzuziehende Arrièregarde unter den Befehlen eines Stabs-Officiers seiner Colonne folgen zu lassen habe. Diesem Stabs-Officier wurde für die Tage seines Commandos das Jus gladii übertragen, vermöge dessen derselbe jeden auf Raub, Plünderung oder gewaltsamer Erpressung ergriffenen Mann ohne Unterschied der Waffengattung oder Armee-Abtheilung sogleich mit dem Tode durch Erschiessen zu bestrafen hatte. Alle übrigen Traineurs und einzelne Leute, die nicht krankheitswegen zurückgeblieben wären, oder sich sonst über die Ursache ihrer Entfernung von der Truppe nicht vollständig ausweisen könnten, waren auf der Stelle mit 60—100 Stockstreichen abzustrafen, und nach dem Einrücken ihren Regimentern zu übergeben.

27. März 1814. Um die Unordnungen in den Ortschaften, durch welche die Truppen marschirten, zu verhindern, wurde befohlen, jeden Ort, den eine Colonne durchzieht, mit einer Compagnie, Division oder einem Bataillon, nach der Grösse des Ortes zu besetzen. Diese Besetzung sollte von der nächsten Colonne

abgelöst werden, und die letzte hatte erst mit dem Nachtrab abzuziehen. Jeder Nachzügler, jeder Plünderer, jeder, der aus seinem Gliede trat, war anzuhalten und dem Kriegsgericht zu übergeben, welches jeden Plünderer auf der Stelle mit dem Tode zu bestrafen hatte. Im Hauptquartier und in jenem jeder Armee-Abtheilung wurde ein permanentes Kriegsgericht zusammengesetzt, welches über alle eingebrachten Plünderer ohne mindesten Verzug Standrecht zu halten und solche zum Tode zu verurtheilen hatte, welche Strafe, ohne dass eine Begnadigung eintreten durfte, auf der Stelle zu vollziehen war.

Diese Massregel wurde auch auf die Lagerplätze der Truppen ausgedehnt. Jeder Ort in der Nähe des Lagers wurde von einer vorausgeschickten Truppen-Abtheilung besetzt, durch die Commandanten derselben gleich der Vorrath an Lebensmitteln untersucht und in Ordnung vertheilt, jedes andere Eigenthum der Einwohner aber streng geschützt.

Am 3. April 1814, nach der Einnahme von Paris, wurde, um die Ordnung auf Märschen zu sichern, Nachstehendes angeordnet:

1. Die Commandanten der Avantgarde haben beim Vorrücken alle an und neben der Strasse befindlichen Ortschaften durch ein angemessenes Detachement besetzen zu lassen, um solche vor Plünderungen der durchziehenden Truppen zu schützen, bis andere Colonnen nachrücken.

2. Alle in der Umgebung eines Biwaks befindlichen Ortschaften sind sogleich beim Einrücken auf den Lagerplatz mit Sicherheitswachen zu versehen, welche die Einwohner beschützen und keinem einzelnen Soldaten den Eingang gestatten.

3. Da künftig die Ortschaften nicht mehr von ihren Einwohnern verlassen sein werden, so sind die Bedürfnisse für die Truppen nicht durch die Mannschaft selbst aus den Ortschaften abzuholen, sondern durch den hiezu beorderten Officier vom Maire der Commune abzufordern und durch die Ortsbewohner zusammenzutragen, wo sie von dem abgesendeten Commando ordentlich zu übernehmen sind.

4. Jeder Armee-Abtheilungs-Commandant wird ein aus Infanterie und Cavallerie bestehendes Detachement unter Commando eines Stabs-Officiers zusammensetzen, welches den Namen „bewegliche Colonne der n^ten Armee-Abtheilung“ zu führen hat.

5. Die hiezu bestimmte Mannschaft wird sich durch grüne Bänder am linken Oberarm unterscheiden und bei Ausübung ihres zur Armee-Polizei gehörigen Dienstes wie eine Patrulle zu behandeln und zu respectiren sein.

6. Bei Märschen wird diese bewegliche Colonne der Armee-Abtheilung in einer angemessenen Entfernung folgen, und alle umliegenden Orte durch Detachements patrulliren lassen; in stehenden Lagern werden ebenfalls beträchtliche Patrullen in der Gegend ausgesendet.

9. Alle Nachzügler, Plünderer etc. ohne Unterschied der Waffengattung oder der Armee werden verhaftet.

8. Diejenigen, welche zu einer der alliirten Armeen gehören, werden mit einer kurzen Species facti in das Hauptquartier der Armee-Abtheilung abgegeben, von wo sie den betreffenden Corps der Alliirten unter Escorte zuzusenden sind; jene der eigenen Armee werden nach den bestehenden Gesetzen bestraft.

9. Widersetzlichkeit gegen diese bewegliche Colonne ist mit Niedermachung des Betreffenden zu ahnden.

10. Die Commandanten der beweglichen Colonne haben dem Armee-Commando täglich das Verzeichniss der in Verhaft genommenen Excedenten einzusenden, mit Angabe des Truppenkörpers, zu welchem sie gehören.

Feindliche Parlamentäre durften niemals über die Vorposten gelassen werden; dieselben waren an den äussersten Posten anzuhalten, die Depe-

schen gegen Empfangs-Bestätigung abzunehmen, und diese dem die Vorposten commandirenden General oder Stabs-Officier zur weitern Verfügung zu übergeben, und wenn sich die Parlamentärs weigern, die Depeschen abzugeben, hievon dem Vorposten-Commandanten sogleich die Anzeige zu erstatten; ebensowenig sollen ohne ausdrücklichen schriftlichen Befehl des commandirenden Generals diesseitige Parlamentärs an den Feind abgesendet oder sonst Jemanden gestattet werden, unsere Vorpostenlinie zu passiren.

Bagageordnung und Trainwesen. Jeder Officier erhielt ein Packpferd gratis. Wer transferirt wurde, hatte jedoch das Pferd für seinen Nachfolger zurückzulassen.

Bei Operationen war nur den Generalen die Mitnahme eines leichten Wagens gestattet; alle übrigen Officiere, vom Obersten abwärts, durften kein Fuhrwerk mitführen.

Von den Regiments-Fuhrwerken durften aber mitgeführt werden: die Proviant-Wagen, der Cassawagen, die Feldschmiede, das Stabswagerl mit den Medicinen und Instrumentenkisten, der Fleischhauerwagen und die Markedenter-Wagen.

Diese beizubehalten bewilligte Wagen der Regimenter hatten bei Bewegungen nach vorwärts sich stets regimenterweis an der Tête der Colonnen-Magazine zu befinden, bei rückwärtigen Bewegungen aber an der Queue derselben, um sogleich, wenn die Umstände es gestatteten, von den Regimentern an sich gezogen zu werden. Unter sich selbst hatten diese Fuhrwerke in jener Ordnung zu marschiren, in welcher die Regimenter in der Ordre de bataille eingetheilt waren. Die Fuhrwerke der Generale schlossen sich an die Proviantwagen ihrer Brigaden und Divisionen an.

Es ward streng befohlen, dass kein Fuhrwerk, besonders vom Artillerie-Train oder vom Fuhrwesen, auf der Strasse halte.

Sollte der Fall eintreten, dass unterwegs gefüttert werden müsste, so hätten die betreffenden Commandanten ausserhalb der Strasse einen schicklichen Platz aufzusuchen, um auffahren und füttern zu können, wodurch dem nachkommenden Fuhrwerk die Möglichkeit verschafft werde, unaufgehalten den Marsch fortsetzen zu können. Es sollte endlich immer die rechte Seite der Strasse beim Fahren eingehalten werden.

Wenn den Truppen nur die kleine Bagage bei einer Marschbewegung folgen durfte, so gehörten zu dieser: die Kesselpferde, Fleischhauer- und Markedenter-Wagen, dann die Officiers-Packpferde. Diese schlossen sich an die Queue der Colonne, und von jeder Division wurde ein Officier beordert, um Aufsicht und Ordnung bei diesem Train zu führen.

Es bleibt immer ein grosser Übelstand bei dem System des Regiments-Fuhrwesens, dass die Pferde der Infanterie keine ordentliche Pflege und Wartung erhalten können, weil dieser Dienst von der Fusstruppe selbst geleistet werden muss, die denselben zu wenig versteht.

Nach der kurzen, aber immerhin beschwerlichen Operation auf Dresden litten daher besonders die Bespannungen der Infanterie.

„Von mehreren Regimentern und Bataillons sind Anzeigen über marode Zug- und gedrückte Packpferde eingelaufen. Die grosse Zahl in einem so kurzen Zeitraume unbrauchbar gewordener Pferde beweist, wie wenig Aufmerksamkeit die Regimenter und Bataillone der Erhaltung ihrer Pferde und der gehörigen Packung derselben widmen."

Der commandirende General empfiehlt die angelegentlichste Sorgfalt des Regiment-Proviant-Fuhrwesens und der Packpferde (Kesseltragpferde), weil der gute Zustand derselben so wesentlich auf die Verpflegung, mithin auf die Erhaltung des Soldaten wirkt.

„Da die gegenwärtigen Umstände den Austausch der maroden Pferde eben

so wenig, als die Anweisung einer Vorspann an die Truppen gestatten, so sind die Kochgeschirre, so lange bis die Packpferde hergestellt sein werden, unter der Mannschaft zur Tragung zu vertheilen."

Als Ersatz für die Zugpferde wurde einstweilen die Abnahme der Vorspann gestattet, die jedoch alle 5 Tage gewechselt werden musste.

17. September 1813: Das Armee-Bespannungs-Commando führt die Klage, dass die Truppen die Wartung und Packung der Ärarial-Pferde so sehr vernachlässigen und die Abgabe der vernachlässigten, beinahe unheilbar gedrückten Pferde so leicht erwirken.

Die Generale haben ihr Augenmerk auf die Conservirung der ärarischen Pferde zu richten und sich bei solchen Pferden, welche nicht mehr zum Dienst verwendbar sind, die Überzeugung zu verschaffen, dass sie nicht durch Nachlässigkeit zu Grunde gegangen sind.

Nur auf diese Bestätigungen haben die Kriegs-Commissäre die Abgabs- und Empfangs-Entwürfe zu fertigen.

Wo Vernachlässigung wahrgenommen wird, ist auf Strafe, und wenn die Pferde aus Vernachlässigung zu Grunde gehen, auch auf Ersatz anzutragen.

Jenen 3. Bataillons, die, getrennt von den 2 andern Feld-Bataillons ihrer Regimenter, selbständig agirten, wurde 1 Feldschmiede und 1 Stabs-Requisiten-Wagerl bewilligt.

Das Mitführen von nicht gebührenden Vorspannswagen nahm häufig überhand. Strafe und Confiscirung der auf einem Vorspannswagen gefundenen Ladung, welche plus offerenti zu Gunsten des Spitalfondes veräussert werden sollte, standen auf Übertretung dieses Verbots.

7. Jänner 1814: Alle auf das linke Rhein-Ufer mitgenommenen Landesfuhren wurden ohne Ausnahme nach Hause entlassen und mit Certificaten zu ihrer freien Rückkehr versehen.

Das nöthige Landesfuhrwesen, so wie auch schwere Zugpferde zur Ergänzung einiger sehr herabgekommenen Artillerie- und Fuhrwesens-Bespannungen wurden auf französischem Boden requirirt, und diese Requisitionen durch die Commandanten der Armee-Abtheilungen in ihren Cantonnirungs-Bezirken und betreffenden Unter-Präfecturen bewirkt.

Die durch die Requisition erhaltenen Pferde wurden bei der Pro-Cento-Division assentirt, mit dem Brand versehen und sodann an die betreffenden Batterien oder Regiments-Bespannungen abgegeben. Über solche, wie über jede andere Requisition, musste von Zeit zu Zeit Bericht erstattet und die Verwendung ausgewiesen werden.

Die Anschaffung der Zeugamts- und Fuhrwesens-Requisiten, so wie die Reparaturen am Geschütz und sonstigen Fuhrwerk, sollte in Frankreich nach Thunlichkeit durch Requisition mit billiger Berücksichtigung der Lieferungsfähigkeit der betreffenden Gemeinden oder Bezirke vor sich gehen, und nur in äusserst dringenden Fällen durften Auslagen in klingender Münze gemacht werden.

4. Verpflegung.

Die Oberleitung der Armee-Verpflegung war dem Präsidenten des General-Rechnungs-Directoriums von Baldacci übertragen.

Commissariat. Jede Division erhielt einen Kriegs-Commissär. Die Fuhrwesens-Divisionen, da selbe bei der Armee keine permanente Aufstellung haben konnten, im Gegentheile ihre Standpunkte nach Umständen verändern mussten, hatten sich mit ihren monatlichen Rechnungen und sonstigen Rechnungs-Thesen, der Revision und der Ausfertigung wegen an den nächsten Feldkriegs-Commissär zu wenden, welcher hiezu angewiesen wurde.

Die bei den Truppen-Divisionen eingetheilten Artilleriekörper hatten sich in Respicirungs-Angelegenheiten an den Divisions-Commissär zu wenden, die Stabs-Infanterie, Sanitäts-Infanterie, die Stabs-Dragoner, die Pionniere und Pontoniere aber an jenen des Hauptquartiers der Armee.

Zur Respicirung der 10 Haupt-Spitäler waren 5 Commissäre bestimmt. Ein jeder Kriegs-Commissär hatte nebst den zur Division gehörigen Regimentern und Bataillons auch alle dabei zugetheilten Branchen der Artillerie, des Fuhrwesens etc. zu inspiciren.

Kein solcher Beamter durfte sich von seinem Anstellungsposten ohne Vorwissen des Divisionärs entfernen; im Fall aber, dass derselbe wegen vorgehender Kriegs-Operationen sich zurück zu begeben hätte, hatten die Treffen- oder Divisions-Commandanten jedesmal den Ort zu bestimmen, wo sich der ihnen beigegebene kriegscommissariatische Beamte mittlerweile mit Sicherheit aufhalten solle, und den diesfälligen Aufenthaltsort den unterstehenden Truppen bekannt zu machen, damit sie sich an denselben in allen ökonomischen Angelegenheiten ungesäumt wenden könnten.

Sämmtliche bei den Truppen angestellten Kriegs-Commissäre und Verpflegs-Beamten mussten beritten sein.

Bei Natural-Fassungen durften die Commissäre keine Quittung coramisiren, wenn derselben nicht das vorgeschriebene Natural-Journal oder eine Marsch-Route beigelegt werden konnte.

Brod-Vorrath. Sämmtliche zum Feldstand gehörigen Truppen-Gattungen waren vom 17. Juni 1813 ab angewiesen, sich für den Fall einer Concentrirung wenigstens mit einem zweitägigen Brod- und einem eintägigen Zwiebackvorrath, welcher jedoch unverzehrt von den Truppen unterhalten werden musste, zu versehen; in der Folge aber, sobald die Bäckereien in volle Wirkung gebracht wären, war die Truppe in einem dreitägigen, unangreifbaren Brod- und in einem eintägigen Zwiebacks-Vorrath zu erhalten. Vom 1. Juli an musste überdies ein weiterer unangreifbarer Vorrath von drei Brod- und einer Zwiebacksportion auf den Regiments-Wagen erhalten werden. Wo etwa aus Mangel kein Zwieback gefasst werden konnte, war die entfallende Gebühr ganz in Brod zu fassen. Bei jeder Fassung sollte immer das alte Brod aus dem unangreiflichen Vorrath zur Gebühr verabfolgt, und der Reserve-Vorrath jedesmal von der frischen Fassung ergänzt werden. Alle Pferde mussten stets einen viertägigen Fourage-Vorrath, zu 1¼ Hafer und ½ Heu die Portion, versehen sein.

Fleisch. Die Truppen erhielten ihre Gebühr an Rindfleisch aus der ärarischen Fleisch-Regie.

Den Truppen war zur Pflicht gemacht, stets einen zehntägigen Vorrath an Schlachtvieh zu erhalten, „damit der Soldat, wenn durch die Ereignisse des Krieges manchmal die Herbeischaffung der Verpflegung an den übrigen Artikeln unthunlich gemacht würde, wenigstens an diesem Artikel keinen Mangel leide.“

Durch das Armee-Ober-Landes-Commissariat wurden im Wege der Kreisämter die nöthigen ergiebigen Hutweideplätze dem bei den Regimentern und den Depôts befindlichen Schlachtvieh zugewiesen, und die Weideportionen den betreffenden Eigenthümern der Vorschrift gemäss abquittirt.

Die Fütterung mit Heu war den Sommer über untersagt.

Die Weide musste entweder auf ergiebigen Hutweideplätzen oder auf Wiesen, die nicht durchgewässert und nicht sumpfig waren, angewiesen werden.

Die Entschädigung an die Eigenthümer geschah nach dem Massstabe, dass die tägliche Weide eines Stück Schlachtviehs mit dem Werthe einer zehnpfündigen Heuportion, d. i. mit dem zehnten Theil des mit einem Centner trockenen Heues coursirenden Preises vergütet wurde.

Der Genuss dieser Weide war dem Lande, d. h. der Ortsobrigkeit, Ge-

meinde, oder dem Eigenthümer vollständig zu quittiren, und das Land hatte sofort über diese Quittungen mit dem nächsten Magazin abzurechnen, daher sich die Regimenter mit Bestätigung oder Abquittirung des Geld-Äquivalents für die Weide-Portionen nicht zu befassen hatten.

Das Pfund Rindfleisch wurde zu 11 kr. festgesetzt und um diesen Preis von den ärarischen Fleisch-Regien geliefert; das Pfund Kernfett kostete 18. kr., und demgemäss wurde das Fleischgeld an die Truppen verabfolgt.

Es ist nicht klar, weshalb das Ärar die Fleischgebühr nicht analog wie das Brod an die Truppen verabfolgen liess; sondern das Schlachtvieh, welches das Ärar ohnehin selbst ankaufte, sich von den Truppen wieder abkaufen liess. Momentan erwuchsen dem Ärar doppelte Auslagen; da es das Schlachtvieh kaufen, zugleich aber auch den Truppen das Geld vorschiessen musste, damit es sich dieses Fleisch vom Ärar kaufen könne. Sehr oft erhielten die Truppen das Fleisch billiger beim Orts-Fleischhacker, z. B. zu 7 kr. das Pfund, wobei wohl die Mannschaft, aber nicht das Ärar einen Gewinn hatte, wie aus nachstehenden Befehl hervorgeht:

„Durch das ungleich schwächere Consumo an Fleisch, als nach dem Stand der Truppen erfolgen sollte, verbleibt zum Nachtheil des Ärars zu viel Schlachtvieh bei den Übernahms- und Vertheilungs-Depôts. Auch sind die weiteren Anschaffungen an Schlachtvieh für die Armee nach ihrem Bedarf berechnet; es ist daher nöthig, sämmtliche Truppen zur Abfassung des Regie-Fleisches nach ihrem Bedarf zu verhalten, welches für die den Fleischbeitrag geniessenden Truppen von keinem Nachtheil sein kann, weil der Fleischbeitrag nach dem bemessenen Preis von 11 kr. per Pfund den vollen Ersatz dem Soldaten leistet, wenn auch das Fleisch in den Cantonnirungs-Stationen unter dem Regie-Preis zu haben wäre."

Gratis-Fleisch. Sobald die Armee das Lager bezog, wurde die Fleischportion per Kopf von $^1/_3$ auf $^1/_2$ Pfund erhöht, und ausserdem der Mannschaft vom Feldwebel abwärts in diesem Falle zur besseren Subsistenz jeden dritten Tag $^1/_2$ Pfund Gratis-Fleisch bewilligt. Der Fleischbeitrag wurde eingestellt, und der Mannschaft von nun an (18. August 1813) das Fleisch ohne Entgeld geliefert.

Truppen, welche in der Regel so vertheilt waren, dass sie nicht im Stande waren, Schlachtvieh zu fassen und auszuhauen, wie z. B. die Pontoniere, waren ermächtigt, das bewilligte Gratis-Fleisch beim nächstgelegenen Truppenkörper gegen Quittung zu fassen.

Den Officieren der in Böhmen gestandenen Truppen vom General abwärts wurden die Fleisch-, Gemüse- und sonstigen Vertheilungen nach dem Ausmass der Brod-Gebühr, jedoch mit der Beschränkung auf sechs Portionen, als das Maximum, verabfolgt.

Gratis-Wein, Reis und Fleisch wurden den Truppen häufig bewilligt.

Pferde-Futter. Wegen Mangels an altem Heu und auch an Hafer, welcher im Juli eintrat, wurde $^1/_3$, und auch die Hälfte der Heuportion in Futterstroh, und $^1/_3$ der Haferportion in Gerste oder Korn gefasst.

Marketender durften aufgenommen werden bei jeder Grenadier-Brigade, bei jedem Infanterie-Regiment und jedem einzelnen Grenz- und Jäger-Bataillon; sie durften Naturalien gegen vorschriftsmässige Bezahlung beziehen.

Requisitionen. Mit dem Übertritt nach Sachsen wurde die Cavallerie beauftragt, sich durch Fouragirung zu verpflegen, sich dabei pünktlich nach den bestehenden Vorschriften zu benehmen, nicht mehr zu fassen, als der wirkliche Bedarf und die Gebühr beträgt, und sich sorgfältig zu enthalten, dem Landmann einen grösseren Schaden zuzufügen, als die Umstände gebieten.

Die Mannschaft und Officiere wurden etappenmässig verpflegt, sie erhielten Gage und Löhnung in Papiergeld ausbezahlt, weshalb dem Papiergeld

ein gezwungener Umlauf gegeben werden musste. Die Officiere erhielten nur nach Zulässigkeit der Cassa-Mittel ein Drittel der Gage in Conventions-Münze.

Wenn bei angestrengten Märschen und schlechter Beschaffenheit der Wege, den Regimentern ihre mit dem Naturalvorrath beladenen Wägen nicht nachkommen konnten, durfte aushilfsweise und bis die Proviantwägen ihre Regimenter erreichten, täglich ein Pfund Fleisch der Mannschaft verabfolgt werden. (24. August 1813.)

Dies war auf dem Marsche über das Erzgebirge nach Dresden der Fall; auch wurden die Divisions-Commandanten angewiesen, Sorge zu tragen, dass in jenen Gegenden, wo sich Erdäpfel befänden, die Mannschaft, Regimenter- und Brigadeweise entweder aus dem Lager oder während des Marsches, wenn es ohne grosse Störung der Colonne sein konnte, die Fassung dieses Zugemüses auf die wenigen Tage, als die Proviantwägen nicht nachkommen, bewirkten.

Der Nachschub an Lebensmitteln aus Böhmen zu der in Sachsen stehenden Armee war äusserst beschwerlich, daher die Truppen angewiesen wurden, ihre Verpflegung vom Lande zu requiriren.

Um allen Missbräuchen und Unordnungen vorzubeugen, wurden folgende Grundsätze aufgestellt (26. August).

1. Jeder Divisionär ernennt zu diesem Geschäfte einen verlässlichen Officier, dem ein angemessenes Commando beizugeben ist.

2. Dieser Officier ist mit einer offenen Ordre, die vom Divisions-Commandanten unterschrieben sein muss, zu versehen.

3. Ausser Schlachtvieh, Brod, Salz, Mehl und Hafer, darf nur noch die zum Transport nöthige Vorspann requirirt werden.

4. Das von den Gemeinden erhaltene Quantum aller Gattungen Korns ist ordnungsmässig zu quittiren, um mit dem Lande die Ausgleichung treffen zu können.

5. Unter schwerer Verantwortung der mit diesem Geschäfte beauftragten Officiere, darf Niemanden mehr als die Hälfte seines Vorrathes abgenommen werden.

Sowohl Colonnenmagazine als Provintwagen blieben der schlechten Strassen halber zurück, und mussten durch ausgesandte Officiere und Detachements aufgesucht und zurecht gewiesen werden.

Verpflegung in Cantonnirungen durch die Ämter, während des Stillstandes am rechten Rhein-Ufer. Während des Aufenthaltes der Armee am Rhein in Cantonnirungen geschah die Verpflegung mit Brod, Fleisch, Gemüse und Brandwein, sowie auch mit Hafer und Heu durch die Quartierträger; in dem Falle aber, als einzelne Quartierträger dieses nicht zu erschwingen im Stande waren, wurde die Aushilfe von andern, nicht mit Truppen belegten Orten geleistet. Die Abtheilungs-Commandanten (Corps) hatten sich bezüglich dieser etappenmässigen Verpflegung der ihnen unterstehenden Truppen mit den betreffenden Ämtern in's Einvernehmen zu setzen, und vereint mit diesen Behörden mit dem erforderlichen Nachdruck darüber zu wachen, dass die Truppe keinen Mangel leide. Frankfurt a./M., 6. November 1813.

Verpflegung während des Marsches im Auslande. Frankfurt, 16. November 1813. Den Abtheilungs-Commandanten wurden die Routen und die Ortschaften, die sie täglich zu erreichen, und wo sie zu cantonniren hatten, stets bekannt gegeben. Während des ganzen Marsches hatte jede Armee-Abtheilung inner zweimal vierundzwanzig Stunden voraus einen Stabsofficier zur Sicherstellung der Verpflegung im Einvernehmen mit den betreffenden Civil-Autoritäten in die Armee-Abtheilungs-Quartierstationen voraus zu schicken — welcher mit dem Natural-Erforderniss-Aufsatze für die zu verpflegende Truppe und mit

einer offenen Ordre versehen wurde. Die erhaltene Verpflegung wurde von den Truppen bescheinigt.

Auf die Dauer dieser Verpflegungsart durfte kein Brod reluirt und keine Fassung aus irgend einem Proviant-Magazin gemacht werden, und keine Truppe war befugt, an irgend einem Orte mehr, als die Verpflege-Gebühr auf einen Tag zu fordern. Machten es die Umstände nöthig, dass die Truppe sich in einen zwei- oder mehrtägigen Brod- oder Fourage-Vorrath setzen musste, so durfte dies nur über Anordnung der Armee-Abtheilungs-Commandanten oder des Armee-Commandos geschehen, welche sodann auch die Stationen, wo diese Abfassung zu bewirken war, bestimmten und daselbst die zu diesen Behuf nöthigen Voranstalten trafen.

Für jeden Übergenuss blieben die Truppen-Commandanten verantwortlich und hatten denselben nach dem Anschaffungspreise zu ersetzen.

Für nicht abgefasstes Fleisch und Gemüse durfte keine Reluition in Geld stattfinden, jedoch war diese für die nicht gefassten Brodportionen, insoferne nicht eine Etappen-Verpflegung eintrat, gestattet, weil die Brodportion eine reelle Gebühr des Mannes ist, Fleisch- und Gemüse-Portionen aber nur ausserordentliche Gratis-Beiträge sind, die sich auf den Fall der möglichen Abgabe beschränken. Für den Fall, dass eine Brod-Abgabe nicht statt haben konnte, wurde die Portion mit 2 kr. vergütet.

Bei dem Marsche durch die Schweiz wurden die Geldgebühren in Silber verabfolgt, und in dieser Münze auch Alles bezahlt. Mit dem Tage des Eintrittes in die Schweiz hatten laut Befehl vom 24. December 1813 alle Truppen auf 8 Tage mit Brod oder dessen Äquivalent, auf 2 Tage mit Gemüse und auf 6 Tage mit Hafer verpflegt zu sein; dieser Vorrath wurde aus den Magazinen zu Lörrach, Engen und Stockach gefasst.

„In dieser Voraussetzung, und da es unter den gegenwärtigen Umständen von der höchsten Wichtigkeit ist, dass alle Truppen fortan mit einem Vorsichtsvorrathe versehen sind, wird verordnet, dass in der Folge diese an Brod oder Zwieback auf 4, an Reis oder Kochmehl auf 2, und an Hartfutter ebenfalls auf 2, an Schlachtvieh aber, wo nicht auf 10, doch wenigstens auf 4—5 Tage zu bestehen habe und sich stets bei diesem Vorrath erhalte, dass also die Truppen von den letztlich abgefassten Vorräthen, während des Marsches durch die Schweiz, nur dasjenige nach und nach consumiren, was den obigen unantastbaren Reserve-Vorrath übersteigt. An welchem Tage die Verzehrung der mehr abgefassten Portionen stattfinden solle, haben die Abtheilungs-Commandanten, mit der billigen Berücksichtigung der von Tag zu Tag mehr oder minder bestehenden Thunlichkeit der Etappen-Verpflegung, ihren unterstehenden Truppen zu bestimmen.

Für jene Truppen, welche schon jetzt Nichts von dem abgefassten Vorrathe verzehren dürfen, tritt gleich jetzt die Etappen-Verpflegung ein; in der Regel aber hat solche für die gesammten Truppen von der Zeit an einzutreten, als der abgefasste Vorrath auf die oben bestimmte Auslangszeit herabgekommen sein wird.

Nur in Nothfällen sind die Abtheilungs-Commandanten berechtigt, die oben vorgeschriebenen Vorsichtsvorräthe anzutasten; es ist aber sodann deren Obliegenheit, den mit ihrer Bewilligung verzehrten Theil immer bei der ersten Gelegenheit, wo es ohne Druck der Landesbewohner geschehen kann, ergänzend zu machen.

Zur Ergänzung des auf vorhergegangene Bewilligung des Abtheilungs-Commandanten geschlachtet und verzehrt werdenden Schlachtviehs wird ein Schlachtvieh-Depôt der Armee nachfolgen, und von Zeit zu Zeit die Aufstellung dieses Depôts bekannt gegeben werden.

Die Avantgarde-Commandanten haben, sobald sie sich auf feindlichem

Boden befinden, auf die Staats- und andern öffentlichen Cassen, auf alle Gefälle und auf das übrige Staatseigenthum Beschlag zu legen und die Anzeige unverweilt davon zu machen, damit die weiteren Anordnungen getroffen werden können.

Mit 1. Jänner 1814 wurde zur Erleichterung der Etappen-Verpflegung jeder Armee-Abtheilung ein Verpflegs-Beamter beigegeben, welcher beim Vorrücken mit der Avantgarde vorzugehen, und im Einvernehmen mit dem Avantgarde-Commandanten die Verpflegung jener Armee-Abtheilung, welcher derselbe zugetheilt war, zu besorgen hatte. In jenen dringenden Fällen, wo die Etappen-Verpflegung unmöglich wurde, waren die Armee-Abtheilungs-Commandanten ermächtigt, aus den aufgefüllt werdenden Magazinen zu Pontarlier, Pruntrut und Altkirch die erforderlichen Naturalien abfassen zu lassen; zu Arberg und Schopfheim bei Lörrach waren Schlachtvieh-Vertheilungs-Depôts aufgestellt.

Limito-Rauchtabak wurde der Armee bis nach Frankreich nachgeführt und von den Truppen gegen Bezahlung in Einlösungsscheinen nach den in den k. k. Erblanden üblichen Modalitäten gefasst.

Langres, 22. Jänner 1814.

Die Regimenter hatten bisher einen 10tägigen Schlachtvieh-Vorrath mitgeführt, ohne hievon Gebrauch machen zu dürfen, da sie theils von den Quartierträgern, theils durch Requisition das Fleisch täglich erhielten. Durch die anhaltenden Märsche in der Schweiz und in Frankreich wurden viele Schlachtochsen marode, wodurch das Ärar einen beträchtlichen Schaden erlitt, und die Truppe keinen unmittelbaren Nutzen davon, dass sie diesen Vorrath mitgeführt hatte. Am 22. Jänner erging daher die Anordnung an die Regimenter, von nun an die beihabenden Schlachtochsen auszuschroten und der Mannschaft vom Feldwebel abwärts jederzeit auf 2 Tage (Winter) 1 Pfund zu vertheilen. In dem Masse jedoch, als sie nach ihrem Stand Fleisch für die Truppe ausschroten, sollten die Abtheilungs-Commandanten vom Lande die erforderliche Anzahl Schlachtvieh jederzeit wieder an die Regimenter abgeben lassen, um diese immer bei dem zehntägigen Vorrath zu erhalten. Das Unschlitt durfte der Mannschaft gratis gegeben werden, dagegen waren die Häute alle 10 Tage mit Intervenirung des respicirenden Kriegs-Commissärs plus offerenti zu verkaufen und der Geldbetrag in die Kriegs-Cassa abzuführen.

Der auf den Regimentswagen befindliche viertägige Brod-Vorrath ward ebenmässig an die Truppe von zwei zu zwei Tagen zu vertheilen, weil derselbe sonst durch die Länge der Zeit ungeniessbar geworden wäre, dagegen durch Requisitionen vom Lande hierin wieder so viel zu ersetzen, als an die Truppe ausgegeben worden war. Von nun an durfte keine Passirung für verdorbenes Brod oder zu Grunde gegangenes Schlachtvieh mehr stattfinden.

Bei allen vorgefundenen Landes-Magazinen mussten jederzeit die erforderlichen Sicherheitswachen durch das Platz-Commando sogleich aufgestellt werden.

Die für das Hauptquartier oder für die Magazine bestimmten Landeslieferungen unterwegs anzuhalten oder zum eigenen Bedarf zu verwenden, ward allen Truppen auf das Strengste untersagt.

Zur Realisirung der von der General-Intendantur ausgeschriebenen Requisitionen hatten die Truppen-Commandanten auf alle mögliche Weise mitzuwirken und zur Transportirung der Naturalien in die Magazine, die nöthige Escorte beizugeben.

Alle unbefugten Requisitionen waren bei Cassations-Strafe verboten; was zur Verpflegung und Bekleidung der Truppen vom Lande empfangen wurde, war gehörig zu quittiren, das nicht Bescheinigte wurde als eine Erpressung angesehen und als solche bestraft.

Hauptquartier: Paris, 2. April 1814.

„Die Verlegenheiten, welche sich bisher in der Verpflegung der Armee ergeben haben, werden entfernt, wenn die Armee-Abtheilungen die Hilfsquellen, welche fruchtbare, noch wenig erschöpfte Landesstrecken darbieten, auf eine regelmässige Weise benützen und alle Unordnungen und Eigenmächtigkeiten sorgfältig entfernt halten, welche bisher die Subsistenz der Armee so sehr e r- schwert haben.

Damit bei künftigen Bewegungen der Armee die Verpflegung sicher gestellt, zugleich aber alle Kreuzungen und Nachtheile möglichst vermieden werden, die von einer willkürlichen Requisitionsweise unzertrennlich sind, werden von nun an in jeder Marsch-Disposition diejenigen Bezirke bezeichnet werden, aus welchen jedes Corps und jede Abtheilung ihre Verpflegung zu beziehen haben wird.

Die Gebühr eines jeden Mannes besteht in der Regel täglich in $^1/_2$ Pfund Fleisch, 2 Pfund Brod, $^1/_2$ Pfund Kochmehl oder $^1/_4$ Pfund Hülsenfrüchten, dann 1 Seidel Wein oder $^1/_4$ Seidel Brandwein, — für jedes Pferd in 8 Pfund Hafer und 12 Pfund Heu, — Alles poid de marc.

Den Officieren und Armee-Beamten gebühren so viele Victualien-Rationen, als ihnen Brodportionen bewilligt sind.

Gleich nach dem Eintreffen einer Marsch-Disposition wird der Armee-Abtheilungs-Commandant einen schon im Voraus bestimmten Stabs-Officier mit einem kriegscommissariatischen oder Verpflegs-Beamten und einem angemessenen Cavallerie-Detachement in den angewiesenen Bezirk absenden, welcher im Einverständniss mit der Districts- oder unmittelbar mit der Orts-Behörde die für die Armee-Abtheilung erforderlichen Naturalien und Victualien nach einer billigen, von den Bezirks-Obrigkeiten selbst zu bestimmenden Repartition auszuschreiben und für deren schleunige Herbeischaffung zu sorgen haben wird. Sollte die Einlieferung im Ganzen mit Schwierigkeit oder Zeitverlust verbunden sein, so können die Divisions-, Brigade- und selbst Regiments-Commandanten durch einen eigenen Befehl ermächtigt werden, in den ihnen zuzuweisenden Theilen des für das ganze Armee-Corps bestimmten Bezirks die gebührenden Verpflegungsgegenstände auszuschreiben und solche einliefern zu machen.

Sind Truppen-Abtheilungen in Städten oder Dörfern bequartirt, so hat eben diese Verpflegung stattzufinden, wobei es den Orts-Obrigkeiten überlassen bleibt, diese entweder von den Quartierträgern oder aus den hiezu eigens errichteten Orts-Magazinen abreichen zu lassen.

Alles, was die Truppen vom Lande empfangen, muss von den Regiments- und Bataillons-Commandanten gehörig bescheinigt werden.

Die Regimenter, Bataillons und Corps müssen stets mit einem viertägigen Vorrath an Brod, Zwieback oder einem Äquivalent, mit einer zweitägigen Fourage und einem fünftägigen noch lebenden Schlachtvieh versehen sein, um in keinem Falle, wenn die Umstände die hier vorgeschriebene Verpflegsweise erschweren oder unthunlich machen, in Verlegenheit zu kommen.

(Fortsetzung folgt).



Entgegnung

auf die Berichtigung zu dem Werke: „Der Antheil des königlich sächsischen Armeecorps am Feldzuge 1866" im X. Jahrgang, III. Band, 8. Heft pag. 254 der Österreichischen Militärischen Zeitschrift.

In der citirten Berichtigung ist bezüglich des Gefechtes von Gitschin die Behauptung aufgestellt worden, es habe sich, als der Entschluss zum Abbrechen des Gefechtes gefasst und demzufolge eine Linksrückwärtsschwenkung der ganzen Schlachtlinie angeordnet worden sei, sogleich die Frage aufgedrängt: wem die Besetzung von Gitschin zufallen solle? den österreichischen oder sächsischen Truppen? Se. königliche Hoheit der Kronprinz von Sachsen habe darauf in Betracht der gemachten Vorstellungen des österreichischen Corps-Commando's über die Erschöpfung der kaiserlichen Truppen angeordnet, dass die Besetzung Gitschin's von den sächsischen Truppen zu bewirken sei.

Es ist hierauf zu erwidern, dass diese letztere Anordnung einem spätern Moment angehört. Als der Befehl zum Beziehen der neuen Stellung gegeben wurde, war dem sächsischen Armeecorps-Commando das Detail des Abzugs der einzelnen österreichischen Brigaden in die neue Aufstellung, wie solches in der Berichtigung angegeben ist, nicht bekannt. Man nahm bei dem sächsischen Corps-Commando vielmehr an, dass die auf dem linken Flügel stehenden österreichischen Brigaden die Podhradhöhen und die Stadt Gitschin besetzen würden, der sächsischen Division dagegen die ihr auch örtlich zunächstliegende Aufgabe zufallen müsse, sich zur ferneren Abwehr der gegen den rechten Flügel gerichteten feindlichen Angriffe und als Stützpunkt der vorzunehmenden Bewegung auf dem östlichen Ufer der Cidlina am Zelinberge aufzustellen, wozu auch der Befehl gegeben wurde.

Erst als die beiden Armeecorps-Commandanten bei schon einbrechender Dämmerung (etwa Abends um 9 Uhr) vor dem Münchengrätzer Thor von Gitschin hielten, wohin sich die stark gelichtete Brigade Ringelsheim und andere Abtheilungen vom österreichischen linken Flügel eben abzogen, kam die Besetzung der Stadt zur definitiven Besprechung und Erledigung, und einigten sich jetzt erst beide Corps-Commandanten dahin, dass die Besetzung von Gitschin an Stelle der k. k. Truppen von der noch intacten sächsischen Leibbrigade übernommen werden solle.

Wodurch die Ausführung dieser Massregel sich verspätete, ist im Detail aus der sächsischen Gefechtsdarstellung zu ersehen.

Hätte ein solches Missverständniss über die Disponirung der beiderseitigen Truppen von vorn herein nicht stattgefunden, sondern eine feste Verabredung vorgelegen, so wären auch die sächsischen Truppen sicherlich gleich anfänglich auf der viel bequemeren Türnauer Chaussée nach Gitschin geführt worden, statt sie mittels eines beschwerlichen Flankenmarsches über Cidlina in die Stellung am Zelinberge zu ziehen.

Die sächsische Darstellung muss daher im Wesentlichen aufrecht erhalten werden, wenn sie sich auch über die der Brigade Ringelsheim österreichischerseits gegebene Bestimmung im Irrthum befunden haben mag.

Aus ausserdeutschen Militär-Zeitschriften und Notizen.

The Army and Navy Gazette.

(September 1869.)

Neues Gepäck der Infanterie.

Das neue Gepäck für die britische Infanterie ist nunmehr sanctionirt. Ein wasserdichter Mantelsack, ohne Gestell und von geringem Gewicht, ersetzt den bisherigen Tornister. Dieser Mantelsack wird auf dem unteren Theile des Rückens in folgender Weise getragen: An dem Leibriemen befindet sich vorn auf jeder Seite eine kurze Strippe mit Ring. In letzteren greift ein breiter Riemen, der über die Schulter geführt wird, sich mit dem von der entgegengesetzten Seite kommenden auf dem oberen Theile des Rückens kreuzt, hier eine Ecke des Mantelsackes hält und dann unter dem Arme fort nach dem entgegengesetzten Ringe des Leibriemens läuft. Ein kürzerer Riemen führt von jedem Ringe nach rückwärts an das untere Ende des Mantelsackes und sichert die Lage des letzteren an dem Körper. Vorn werden an dem Leibriemen zwei verschiebbare Patrontaschen getragen, jede zur Aufnahme von zwanzig Schüssen eingerichtet, während der Mantelsack zwanzig weitere Patronen aufzunehmen bestimmt ist. Das neue Gepäck ist ungemein leicht und lässt die Brust vollständig frei; es vereinigt Einfachheit mit Dauerhaftigkeit, ist Beschädigungen wenig ausgesetzt und leicht abzunehmen oder anzulegen. Nach dem Öffnen des Leibriemens kann das Gepäck ohne Weiteres abgenommen werden. Der Mantel wird über dem Mantelsack getragen, ohne die ganze Anordnung im Geringsten zu stören. Jedem Manne soll ausserdem ein kleiner Leinwandbeutel zur Aufnahme der nöthigsten Utensilien gegeben werden, wogegen der bisherige, für 25 Mann bestimmte Corporalschaftssack (squad-bag) in Fortfall kommt.

Über die Colonial-Armeen.

Der Staats-Secretär für die Colonien hat ein Circular an die Gouverneure der australischen Colonien erlassen, worin er ihnen anzeigt, dass die Regierung alle Truppen bis auf Ein Regiment Infanterie aus den Colonien zurückziehen werde. Dieses Eine bleibende Regiment wird vertheilt werden; eine Compagnie bleibt in New-South-Wales, zwei in Victoria, zwei in Süd-Australien und je Eine in Queensland und Tasmania. Eine Batterie Artillerie wird in Sydney bleiben, und wenn das Gouvernement von Victoria es wünscht, kann eine zweite in Melbourne bleiben. Es ist zugleich darauf hingewiesen worden, dass die Colonien in nächster Zeit die Kosten ihrer militärischen Bedürfnisse selbst zu tragen haben werden.

Lupis-Whitehead-Torpedos.

Die „Army and Navy" Gazette knüpft an die Mittheilung, dass die englische Regierung eine Commission zur Prüfung des Lupis-Whitehead-Torpedo nach Fiume gesendet, und dass dieselbe, dem Vernehmen nach, einen günstigen Bericht erstattet, die Nachricht, dass das Flaggenschiff „Franklin" der Vereinigten Staaten Nordamerica's mit dem Contre-Admiral Radford an Bord sich im adriatischen Meere befindet, um gleichfalls die genannte Erfindung zu erproben, und gibt dabei nähere Einzelheiten, welche von Interesse sein dürften. Der Whitehead-Torpedo ist hiernach ein Projectil, welches mit fast unfehlbarer Genauigkeit bis auf mehrere Hundert Yards

gegen Schiffe gerichtet werden kann, und zwar in jeder Tiefe unter der Wasseroberfläche. Seine explosive Gewalt ist so bedeutend, dass der stärkste Eisenpanzer, der gegenwärtig auf dem Wasser schwimmt, eben so leicht zertrümmert wird als ein hölzernes Schiff. Die Vorwärtsbewegung des Torpedo kann in einer gekrümmten oder zickzackähnlichen Richtung Statt finden, so dass er ohne Gefahr für die in der Nähe befindlichen eigenen Schiffe benutzt werden kann. Da die Vereinigten Staaten vor Kurzem, vorzugsweise zur Küsten-Vertheidigung, ein eigenes Corps unter dem Namen der Torpedo-Brigade errichtet haben, und in dieses sehr unterrichtete Officiere eingetreten sind, so ist es nicht unwichtig, dass diese Sachverständigen der Erfindung zu Fiume einen vollständigen Erfolg zugesprochen haben. Der Torpedo wurde einer Reihe von Versuchen ohne irgend einen Misserfolg unterworfen. Der Widerstand des Wassers in der Tiefe gegen die im Fluge befindlichen Geschosse und die verschiedenen Phänomene beim Ricochetiren derselben haben in letzter Zeit bei der nordamerikanischen Marine grosse Aufmerksamkeit erregt, so dass es für sie von doppeltem Interesse war, zu ermitteln, ob der Torpedo in einer Tiefe von 15 oder 18 Fuss Wasser eine gleichförmige Bahn verfolgt. Zu diesem Zwecke wurden auf verschiedenen Stellen des von dem Torpedo zurückzulegenden Weges Netze mit daran befestigten, mit Masseintheilung versehenen Stangen versenkt. Durch die durchlochten Maschen konnte festgestellt werden, dass der Torpedo auf mehrere Hundert Yards nur um wenige Zoll von seiner ursprünglichen Richtung abweicht. Das Princip der Erfindung ist Geheimniss, aber der Erfinder oder richtiger der Verbesserer der Erfindung, ein englischer Ingenieur Whitehead, der in Fiume eine Maschinenfabrik besitzt, nimmt keinen Anstand zu erklären, dass der erste Gedanke ihm durch die Mechanik der Fischkörper gekommen, und dass der Mechanismus und die Functionen der Schwimmblasen, mittels deren die Fische ihr Auf- und Niedersteigen im Wasser bewirken, ihm den Schlüssel für die Vervollkommnung geliefert. Die Maschine ist etwa 16 Fuss lang, gestaltet wie ein Fisch, bewegt durch eine Schraube, gesteuert durch ein Ruder, und lässt in klarem Wasser eine Schwimmfähigkeit und anscheinende Lebendigkeit erkennen, welche den Beschauer wunderbar ergreift.

Chronoscop.

Der ehemalige Artillerie-Capitän Andreas Noble hat ein Chronoscop erfunden, welches den millionsten Theil einer Secunde mit verlässlicher Genauigkeit anzeigt und zum Messen der Geschwindigkeit bei Geschützproben dient. Das geistreich erfundene und sehr complicirte Instrument ist in Woolwich schon einige Zeit bei den Proben mit verschiedenen Arten Schiesspulver in schweren Geschützen angewendet worden und soll sich auf das Beste bewährt haben.

Neues Exercir-Reglement.

Der Bericht eines seit längerer Zeit mit Berathung über das bisherige Exercir-Reglement beschäftigten militärischen Ausschusses liegt gegenwärtig vor und entscheidet sich gegen das seitherige System mit einem ständigen rechten und linken Flügel. Schnelligkeit und Einfachheit der Bewegungen und Deckung der Infanterie gegen feindliches Feuer durch kleine Erdaufwürfe werden empfohlen; zu letzterem Zwecke sollen die Mannschaften in Zukunft einen Spaten tragen, und statt dessen die Tornister nachgefahren werden.

Zur Heeresverwaltung.

Der Schatzkanzler Lowe hat nunmehr die militärischen Finanzfragen selbst in die Hand genommen. Der von betreffender Seite natürlich stets vertheidigte Plan, die gesammten Ausgaben für das Heer den Militärbeamten zu überlassen, die ihre eigenen Rechnungen prüfen und sich selbst die gewünschten Gesetze vorschreiben würden, unbehelligt von der unbequemen Überwachung durch Civilbeamte, ist jetzt als vollständig abgethan anzusehen. Lowe besteht darauf, dass die Autorität des Schatzamtes streng aufrecht erhalten bleibe, und es wird daher über besondere Be-

stimmungen verhandelt, welche für die Trennung der Verwaltung der Vorräthe von der Cassenverwaltung massgebend sein sollen. Letztere wird vereinfacht werden, so dass der Kriegs-Minister eine wirksame Hilfe zur Controlirung und Ermässigung der Armee-Ausgaben erhält.

Das Henry-Martinigewehr.

Unter dem Titel: Military Breech-Loadings Rifles, ist von zwei beim Laboratorium in Woolwich beschäftigten Artillerie-Officieren, Capitän Majendie und Capitän Browne, eine kleine Arbeit über die Geschichte des Hinterladers, besonders in der englischen Armee und mit besonderer Berücksichtigung der Munition, erschienen. Wir ersehen daraus, dass man das Snider-Gewehr nach einander zweimal nicht unwesentlich verbessert hat, während die von Oberst Boxer erfundene und noch unbenannte Patrone bereits die siebente Wandlung durchgemacht und in ihrem jetzigen Zustande einen bedeutenden Grad der Vortrefflichkeit erreicht hat. Zehn dieser Patronen gehen auf ein Pfund, und der Preis ist 3 Guineen pr. 1000 Stück. Hinsichtlich der Henry-Martini-Büchse, welche bekanntlich bestimmt ist, mit der Zeit die Snider zu ersetzen, wird die flache Flugbahn, die Genauigkeit, die grosse Anfangsgeschwindigkeit und die Kraft, mit welcher die Kugel das Ziel durchdringt, gerühmt. Die mit Zinn gehärtete Kugel schlug bei den vorgenommenen Versuchen durch $14^1/_2$-zöllige Bretter aus Ulmenholz, während die Snider nur durch $8^1/_2$-zöllige Bretter ging. Auf 200 Yards durchbohrte sie eine halbzöllige Eisenplatte, welche von dem Snider-Gewehre auf 100 Yards nicht durchgeschlagen wurde, und eine Blendung, aus Tauwerk geflochten, wurde auf 350 Yards durchbohrt, wo die Sniderbüchse auf 50 Yards wenig Eindruck machte. Was das Schiessen anbelangt, so ist dasselbe 25% besser als bei der Sniderbüchse. Die zerschmetternde Wirkung wurde an einem Pferdeleichname erprobt, in welchem die Henry-Martinibüchse die Knochen vollständig zersplitterte, während dieselben unter den Schüssen der Snider unversehrt blieben. Gegen die Chassepot errang die neue Waffe den Preis sowohl wegen der flacheren Flugbahn als wegen der Genauigkeit des Schusses. In 48 Secunden wurden 20 Schüsse abgegeben, wobei es sich auswies, dass die Chassepot für die gleiche Anzahl 1 Minute 42 Secunden gebrauchte. Schliesslich ist noch zu bemerken, dass die englische Waffe einfacher und leichter zu behandeln ist als die französische. Indess werden für diesen neuen englischen Hinterlader noch manche andere Veränderungen ersonnen. Zunächst sollen zur Beschleunigung des Ladens so wie zur besseren Verpackung der verhältnissmässig leichten Munition die Patrontaschen anders eingerichtet werden als bisher, so zwar, dass dieselben sich nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten öffnen. Sodann tritt an die Stelle des heutigen Bajonnets das Haubajonnet, den Rücken zur Säge eingerichtet. Um den Rost abzuhalten, sollen Mündungsdeckel eingeführt werden, welche zugleich das Korn schützen. Bisher war der Mündungsdeckel amtlich in der englischen Armee nicht bekannt, wiewohl der Soldat das Bedürfniss fühlte und mit Kork- oder Lumpenpfropfen sich zu helfen wusste.

In Preussen hat das Henry-Martini-Gewehr gleichfalls eine hervorragende Anerkennung gefunden, und dürften dort umfassende Versuche mit dieser Waffe stattfinden. Die Beziehungen zwischen der englischen und preussisch-norddeutschen Armee dürfen überhaupt in neuester Zeit als sehr innige und unmittelbare betrachtet werden. So sind englischerseits in diesem Sommer im Lager von Aldershot die Manöver-Übungen nach preussischem Muster eingeführt worden, und befanden sich nicht weniger als 27 englische Officiere, zur Beiwohnung der verschiedenen preussischen Manöver theils commandirt, theils als Freiwillige bei denselben anwesend. Preussischerseits hingegen werden, wie verlautet, auch die bei der englischen Armee eingeführten neuen Tornister oder eigentlich den Jagdranzen nachgebildete und an einem Riemen über die Schulter zu tragende Taschen einer umfassenden Prüfung unterzogen werden. Bereits in diesem Frühjahre waren bei dem 2. Garde-Regiment durch Vermittlung des englischen Militär-Attaché's in Berlin, Oberst Walker, einige dieser Taschen zur Probe ausgegeben worden, und ist dieses wichtige neue Ausrüstungsstück nach mehrmonatlichem Gebrauche bei einer Inspection des Regiments von dem Könige persönlich in Augenschein genommen worden. Es soll nun, wie versichert wird, diese Probe auf mehrere grössere Truppentheile ausgedehnt werden. Übrigens war schon 1867 bei der preussischen Armee eine derartige Änderung der gegenwärtig in Gebrauch

befindlichen Tornister beabsichtigt, und haben auch, so weit bekannt, bereits damals dahin einschlagende Versuche stattgefunden, welche jedoch schliesslich als den gehegten Erwartungen nicht entsprechend, wieder aufgegeben worden sind.

Veränderungen in der englischen Munition.

In der Munition für die Hinterlader der englischen Armee hat das Kriegs-Ministerium, wie verlautet, beschlossen, mehrere Veränderungen vorzunehmen, um dieselbe gegen klimatische Einflüsse (zumal in Indien) zu sichern. Die Patronen sollen in Zukunft eine innere Hülse von Schellackfirniss und dünnem Papier erhalten; die Kapsel für das Zündhütchen soll aus Kupfer statt wie bisher aus Messing gefertigt werden; die Kugel wird einen Firnissanstrich erhalten, und für besonders strenge Klimate soll eine luftdichte Verpackung eingeführt werden.

Neue Erfindung.

In America soll, sicheren Nachrichten zufolge, eine Erfindung gemacht worden sein, welche ein Triumph der mechanischen Geschicklichkeit sei. Diese lasse sich nämlich auf viele der jetzt bekannten Hinterlader-Gewehre anwenden, aber bisher sei dieselbe in aller Heimlichkeit von der französischen Regierung für Chassepot-Gewehre angenommen worden. Die Erfindung besteht in einer Einrichtung, welche das Gewehr im Wesentlichen unverändert lässt, aber für ausserordentliche Fälle demselben die Vortheile des Repetirgewehres gewährt. Ein Knopf wird umgedreht, welcher das Gewehr in Stand setzt, ohne auf's Neue geladen zu werden, acht Schüsse abzuschiessen. Durch das Öffnen der Kammer nach jedem Schusse mittels eines Zapfens wird die leere Patronenhülse hinausgeworfen, die neue Patrone wird auf ihre Stelle hineingeschoben, und das Gewehr ist zum Abschiessen fertig.

Le spectateur militaire.

(August-September 1869.)

Kriegsminister General Leboeuf.

Leboeuf, Adjutant des Kaisers und bisher Ober-Commandant des 6. Armee-Corps (Toulouse), gilt in der Armee für einen ausgezeichneten Artillerie-General und ist wegen seines Muthes rühmlichst bekannt. Seine Ernennung erregt jedoch unter den Officieren keine besondere Befriedigung. Er ist zu sehr Fachmann, und man hält ihn deshalb mit den Bedürfnissen der Armee für zu wenig vertraut; in dieser Beziehung geht es ihm wie Niel, der in seiner Eigenschaft eines Officiers vom Genie auch nie zu dem gehörigen Ansehen kommen konnte. Leboeuf ist 59 Jahre alt. Er war Zögling der polytechnischen Schule und trat 1830 in die Artillerieschule von Metz; 1837—1841 hielt er sich in Algerien auf, wo er sich als äusserst geschickter, muthiger, selbst tollkühner Artillerie-Officier auswies und bei jedem Gefechte, an dem er theilnahm, auf dem Tagesbefehle namentlich citirt wurde. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er Rittmeister. Im August 1848 wurde er zweiter Commandant der polytechnischen Schule. Man bedurfte nämlich eines energischen Mannes für diese Schule, in der seit 24. Februar des genannten Jahres eine gewisse Anarchie herrschte. Die Polytechniker hatten sich nämlich nicht allein beim Ausbruche der Februar-Revolution an die Spitze der Insurrectionshaufen gestellt, sondern auch später einen sehr thätigen Antheil an der Bewegung genommen. 1850 wurde Leboeuf Oberst-Lieutenant und trat aus der Schule aus. 1852 zum Obersten ernannt, machte er den Feldzug im Orient mit, wo er als Chef des Generalstabes der Artillerie functionirte und später, nach seiner Beförderung zum Brigade-General der Artillerie, das erste Armee-Corps befehligte. Nach Frankreich zurückgekommen, commandirte er die Artillerie der Garde. 1857 zum Divisions-General befördert, erhielt er 1859 das Ober-Commando der Artillerie der italienischen Armee, bei welcher Gelegenheit zum ersten Male die gezogenen Kanonen in Anwendung gebracht wurden. Er zeichnete sich bei

Magenta sowohl als bei Solferino aus. Man schreibt ihm sogar die Entscheidung zu Gunsten der Franzosen in der letzteren Schlacht zu. Er führte nämlich im Augenblicke, wo die Franzosen sehr gedrängt wurden, eine äusserst kühne Bewegung aus. Er ging mit seiner Artillerie, die ohne Bedeckung war, auf den Feind los, eröffnete ein mörderisches Feuer und warf denselben, der bereits beinahe siegreich war, mit grossem Verluste zurück. Der Marschall Niel hatte eine besondere Vorliebe für Leboeuf; er empfahl ihn auch dem Kaiser auf seinem Sterbebette als Nachfolger.

Das Gewehr nach dem System Comblain.

Das Gewehr, System Comblain, von competenter Seite als das beste, Metallpatronen führende Hinterladungsgewehr anerkannt, hat kürzlich eine höchst interessante Probe seiner Solidität bestanden. Ein Gewehr dieses Systems wurde am 4. August von der königl. belgischen Probeanstalt zu Lüttich folgenden Proben unterworfen:

1. Probe	mit	6	Grammes	Pulver	und	1	Kugel
2. "	"	12	"	"	"	6	Kugeln
3. "	"	18	"	"	"	12	"
4. "	"	24	"	"	"	18	"
5. "	"	30	"	"	"	25	"
6. "	"	36	"	"	"	30	"
7. "	"	42	"	"	"	35	"

Das Gewehr hat nicht allein diese ganz fürchterlichen Proben ausgehalten, sondern die Mechanik war auch in keiner Weise alterirt, ein Beweis ihrer vorzüglich guten und soliden Construction.

Revue maritime et coloniale.

(August-September 1869.)

Neues Kanonenboot.

Die Versuche, welche man in Havre mit dem neuen Kanonenboote gemacht hat, das in St. Denis bei Paris in den Werkstätten von Claparède gebaut wurde, sollen sehr gut ausgefallen sein. Dieses Boot, welches eine Kanone trägt, die Kugeln im Gewichte von 288 Pfund wirft, hat nur einen Meter Tiefgang und erhebt sich nicht mehr als einen Meter über den Wasserspiegel. Dabei soll es sehr leicht zu handhaben sein und einen äusserst schnellen Gang haben. Der Erfinder desselben ist der Lieutenant zur See Farcy.

Die diesjährigen Sommer-Übungen der englischen Flotte.

Wie die Land-Armeen, befinden sich auch die Flotten in einem Übergangs-Stadium. Die grossen Probleme der Gegenwart sind nur theilweise oder gar nicht gelöst. Vieles bleibt noch der Zukunft vorbehalten. Um möglichste Klärung in die Situation zu bringen, hat die englische Admiralität grosse Übungen durch ihre Flotten ausführen lassen, worüber uns mehrere Berichte und Ansichten vorliegen, die wir, des allgemeinen Interesses halber, nachstehend mittheilen:

Mitte dieses Sommers dampfte die mächtigste Flotte, die England je besessen, dem Mittelmeere zu, um sich mit der dort unter den Befehlen von Sir Alexander Milne stationirten Panzerflotte zu verbinden und mit ihr eine Übungsfahrt vorzunehmen. Sie soll eine praktische Probe für die neumodischen Kriegsschiffe abgeben, und da diese Gattung in den verschiedensten Formen vertreten ist — vom schweren Agincourt bis zum leichten Inconstant, der seine 17 Knoten in der Stunde zurücklegen kann — so wird das Ergebniss nicht blos für England, sondern für alle Seestaaten von tiefer Bedeutung sein. Dass diese Probefahrt endgiltig entscheiden werde, ob Eisen oder Holz der richtige Stoff sei, aus dem ein Kriegsschiff gezimmert werden soll, lässt sich allerdings nicht behaupten, und eben so wenig, dass

sich die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Panzer und Systeme allesammt bis zur Evidenz werden nachweisen lassen. Denn viel hängt vom Wetter ab, und am Ende ist es doch nur ein Manöver, aus dem sich höchstens annähernde Schlüsse auf die Wirksamkeit der betheiligten Schiffe in einer wirklichen Seeschlacht ziehen lassen. Doch auch schon damit wird viel gewonnen sein. Ist es doch bis auf den heutigen Tag noch durchaus nicht erwiesen, dass die schwere Panzerung der Schiffe wirklich den an sie geknüpften Voraussetzungen entspricht. Der schwere Goliath wurde von dem kleinen, flinken David erschlagen, und die alten Ritter des Mittelalters entledigten sich ihrer schweren Rüstzeuge in dem Masse, als das Schiessgewehr an Kraft und Sicherheit gewann. Wer kann behaupten, dass unseren schweren Kriegsschiffen nicht ein ähnliches Schicksal bevorstehe, wie dem groben Goliath, und dass sie ihre Panzer wieder abschnallen werden, wenn es sich nur erst herausstellen sollte, dass sie ihnen gegen die neumodischen Geschütze doch Nichts helfen, dagegen das Manövriren erschweren? Charleston und Lissa haben so viel wie gar Nichts, weder für, noch gegen, bewiesen; die wahre, endgiltige Entscheidung bleibt dem nächsten grossen Seekriege vorbehalten. Dass trotzdem sämmtliche Seemächte, von Peru angefangen bis auf England, mit ungeheuren Kosten Panzerschiffe bauen, ist begreiflich; es muss eben jeder Staat anschaffen, was unter den obwaltenden Verhältnissen das Tüchtigste, wenn nicht gerade ist, doch zu sein scheint. Und so wird es fortgehen von einem Schiffsmodell zum anderen. Der englische Warrior hat sich überlebt, wie die französische Gloire, und auch das amerikanische Thurmschiff, das tief im Wasser stack, ist bei dem jetzigen englischen Geschwader bereits durch eine neue hochbordige Abart verdrängt. Mit welchem Rechte? Das eben ist es, worüber die Gelehrten streiten. Jeder Capitän hat seine Voreingenommenheiten, und bei den alten Admiralen sind diese in Blut und Fleisch übergegangen. Recht zweckmässig ist es daher, dass der Marine-Minister, Hr. Childers, obgleich ein see- und schiffskundiger Mann, doch dem Civilstande angehört, der Sonderinteressen beurtheilen kann und den Eifersüchteleien der eigentlichen Seemannszunft somit fern steht. In seiner Umgebung befinden sich Officiere und wissenschaftliche Männer genug, um ihm mit ihrem Urtheile hilfreich zur Seite zu stehen; doch braucht er sich deshalb nicht beirren zu lassen. Wenn nichts Anderes, wird sich auf dieser Fahrt die grössere oder geringere Seetüchtigkeit der nach verschiedenen Modellen gebauten Panzerschiffe erproben lassen. Dazu gehört freilich böses, stürmisches, so was die englischen Seeleute recht hässliches Wetter nennen. Um böses Wetter beteten die Herren deshalb, als sie von Plymouth ausliefen. Auch der Marine-Minister selbst, Hr. Childers, betheiligte sich an dieser Übungsfahrt, obwohl ihm dies von der englischen Presse meist sehr verübelt wurde, wohl hauptsächlich aus Furcht vor besonderen Auslagen. Wir meinen indess, ein Volk wie England sei reich genug, seinem Minister eine Inspectionsreise in's Mittelmeer zu bezahlen. Gegen Ende September war die Übungsfahrt der vereinigten Flotten vollendet, und waren beide Geschwader wieder auf ihre Posten zurückgekehrt.

Die Panzerfahrzeuge haben sich sämmtlich gut und seetüchtig erwiesen und einem Sturme in der Bucht von Biscaya, dem schäumenden Grabe so manches herrlichen Schiffes, erfolgreich getrotzt, wenn es auch dabei nicht ohne die unvermeidlichen Beschädigungen abging. Dass unter den Schiffen verschiedener Bauart sich für den eigentlichen Kampf das Thurmschiff Monarch am besten bewährt hat, weil es am wenigsten schlenkerte, wird einhellig anerkannt, und es scheint demnach eine sehr einfache Folgerung, dass in Zukunft sämmtliche Schiffe dieser Art ihm nachgebildet werden. Dawider erhebt sich indessen eine andere Thatsache. Noch vor wenigen Tagen weigerte sich die Mannschaft des Scorpion zur See zu gehen, weil das Schiff nicht seetüchtig sei. Der Scorpion aber ist ein wirkliches Thurmschiff, eines von den zwei Dampfwidderschiffen, die seiner Zeit für die nordamerikanischen Südstaaten in Liverpool gebaut wurden, und verdient insofern den Namen Thurmschiff mehr als der Monarch, weil letzterer immer noch über den Wasserspiegel hervorragt, der Scorpion aber ausser dem Thurme keine Fläche für das feindliche Feuer über dem Wasser zeigt. Die Frage, welches Schiff für die Flotte das Modell abgeben soll, scheint sich nach diesen Erfahrungen dahin zu, beschränkend wie weit man der Bauart des Scorpion behufs Erzielung grosser Stärke entgegengehen kann, ohne die bei dem Monarch gerühmte Seetüchtigkeit einzubüssen.

Auch die Reserveflotte hat eine Übungsfahrt gemacht, und liegt der sehr befriedigende Bericht des Contre-Admirals Kley über dieselbe vor. Ähnlich wie im Falle der

Nothwendigkeit hatte man dieses Geschwader zusammengesetzt und zur Canalflotte stossen lassen, und der Versuch hat sich im Ganzen vortrefflich bewährt. Es waren zwei Stations-Admiralschiffe, acht Districts-Stationsschiffe der Küstenwache und drei andere Fahrzeuge zusammengebracht worden. Die Bemannung derselben war eine äusserst gemischte. Zunächst hatte man auf die Schiffe 1119 Unterofficiere und Seeleute der Kriegsmarine vertheilt; dazu kamen 1058 Marinesoldaten. Den Rest bildeten 1675 Mann der aus ehemaligen Seeleuten zusammengesetzten Küstenwache und 1700 Mann von der Seereserve, von denen nur 184 in der Flotte gedient hatten. Die Küstenwache besteht im Ganzen aus 10.000 Mann Seeleuten mit mindestens achtjähriger Dienstzeit in der Kriegsmarine, die indessen grösstentheils, was den Seedienst anbelangt, ausser Übung sind. Die Flottenreserve wird von Mannschaften und Officieren der Handelsmarine dargestellt. Die ersteren verpflichten sich, auf einen Zeitraum von fünf Jahren verfügbar zu sein und im Nothfalle sich einziehen zu lassen und drei Jahre in der Flotte zu dienen. An die Disciplin eines Kriegsschiffes und an die Bedienung schwerer gezogener Geschütze sind diese Mannschaften nicht gewöhnt, und ohne alle Vorbereitung kam diese bunte Gesellschaft von Officieren und Mannschaften an Bord der betreffenden Schiffe. Fast das Einzige, was an ihnen ausgesetzt wird, ist eine gewisse leicht erklärliche Langsamkeit. Sonst erklären sich die verschiedenen Capitäne wie der Admiral vollkommen zufrieden. Der letztere schlägt nun vor, die körperliche Stärke der Armeereserve-Mannschaften für die Folge im Auge zu behalten, sie direct unter die Admiralität zu stellen, die betreffenden Übungsschiffe grundsätzlich nur mit Geschützen neuester Construction zu armiren, eine bedeutendere Anzahl von Unterofficieren der Flotte für Verwendung unter der Reserve vorzubereiten und verfügbar zu halten und bei etwaigen Übungsfahrten sonst die eingezogenen und die Stamm-Mannschaften der Flotte unter einander zu mischen.

Literatur.

Neue Bücher.

Instruction für den Betrieb der Gymnastik bei den Truppen zu Pferde. Berlin 1869. 48 Octav-Seiten. Gerold. 48 kr.

Amtliche Vorschrift des Kriegs- und Marineministers v. Roon vom 1. April 1869, mit 44 in den Text gedruckten Figuren in Holzschnitt.

Büdinger Max. Wellington. Ein Versuch. Leipzig 1869. 56 Octav-Seiten. Gerold. 76 kr.

Vortrag, gehalten im Rathhaussaale zu Zürich am 10. December 1868. — Die glückliche Erhebung der Völker des Festlandes gegen die Gewaltherrschaft Napoleons I. ist eigentlich doch nur durch die Ausdauer des britischen Widerstandes möglich geworden. Die kaltblütige, klug berechnende und unerschütterliche Art dieses Widerstandes hat ihren berühmtesten Vertreter in Wellington (1769—1852) gefunden, der hier von dem vortheilhaft bekannten Historiker Max Büdinger mit wenigen Worten sehr richtig charakterisirt erscheint. Als Feldherr wie als Staatsmann in der ersten Reihe der Grössen Englands stehend, verdient Wellington mit Recht die ungetheilte Bewunderung und Verehrung seines Volkes, das ihn mit zutreffender Bezeichnung den eisernen Herzog nennt. Überall, im Frieden wie im Kriege, der treueste Bürger seines Vaterlandes, liess er bei allen öffentlichen Angelegenheiten seine eigenen Interessen gänzlich zurücktreten, weil der Gedanke an Englands Wohl und Blüte ihm stets über Alles ging.

Kessel von, General à la suite Sr. Majestät des Königs etc. Die Ausbildung des preussischen Infanterie-Bataillons im praktischen

Dienst. Mit Holzschnitten im Texte und 2 Plänen in Buntdruck. 3. Auflage Berlin 1869. 184 Octav-Seiten. Gerold. 2 fl. 38 kr.

Eine vorzügliche, auf praktische Erfahrungen basirte Arbeit. — Die erste Auflage erschien im Jahre 1863, die zweite unveränderte Auflage im Jahre 1867, und die jetzige dritte Auflage ist wieder unverändert geblieben.

Ranke Leopold von. Geschichte Wallenstein's. Leipzig 1869. 532 gr. Octav-Seiten. Braum. 6 fl. 97 kr.

Wallenstein ist wohl die ausserordentlichste und merkwürdigste Gestalt, die in der weitausgreifenden Bewegung des dreissigjährigen Krieges auftritt. Über das gesammte Thun und Treiben Wallenstein's sind in den letzten Jahrzehnten fleissige Forschungen angestellt worden, doch ist man damit über Anklage und Vertheidigung, wie sie im ersten Momente einander gegenübertraten, nicht weit hinausgekommen.

Nun versucht ein Meister der historischen Wissenschaft, der hochverdiente Gelehrte Leopold v. Ranke, als Verfasser von sehr gediegenen Werken, wie: „Französische Geschichte im 16. und 17. Jahrhunderte", „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", „Englische Geschichte im 16. und 17. Jahrhunderte" etc. in der literarischen Welt allgemein bekannt, die Lösung der so schwierigen Aufgabe. Mit sorgfältiger Beachtung der bisherigen Wallenstein-Literatur, mit besonderer Berücksichtigung der in den Archiven zu Dresden und Brüssel aufbewahrten bezüglichen Schriften und mit ruhiger Sicherheit das ganze riesige Material vollständig beherrschend, bringt hier Ranke, in dieser zur Geschichte der Zeit erweiterten Biographie Wallenstein's eine ungemein anziehend geschriebene, echthistorisch, d. h. durchaus objectiv gehaltene Auffassung der Ereignisse, eine ganz vorzügliche Arbeit, die sich den besten seiner früheren Werke würdig anschliesst, und die als sehr schätzenswerthe Bereicherung der historischen Literatur bezeichnet werden muss.

Kumpel M. L., Conscriptions-Amt-Commissär des Wiener Magistrates. Statistische Tableaus über die Bewegung der Bevölkerung in Wien vom Jahre 1810—1861. Herausgegeben von A. Heusinger. Wien 1869. 23 Octav-Seiten mit 2 Tabellen in gr. Folio. Braum. 1 fl. 50 kr.

Eine sehr fleissige und genaue, auf amtliche Original-Ausweise gestützte statistische Leistung, die über die wichtigsten socialen Verhältnisse Wiens (Bewegung der Bevölkerung, Lebensmittelpreise, Erwerb-, Einkommen- und Hauszins-Steuer-Verhältnisse etc.) innerhalb eines Zeitraumes von fünfzig Jahren (1810—1861) eine leicht fassliche Übersicht darbietet und vieles Interesse gewährt.

Breusing, Dr. Gerhard Kremer, genannt Mercator, der deutsche Geograph. Duisburg 1869. 61 Octav-Seiten. Seidel. 1 fl.

Eine verdienstliche kleine Schrift, die jeder Ungewissheit über den berühmten Reformator der Cartographie ein Ende setzt und dessen unvergängliche Verdienste um die Projection und Verfertigung von Weltkarten mit Recht hervorhebt.

Crousatz A. von, k. preussischer Major z. D. Das Exerciren der Infanterie des norddeutschen Bundesheeres, wie es jetzt ist. Vierte, veränderte und vervollständigte Auflage. Berlin 1869. 266 Octav-Seiten. Gerold. 1 fl. 27 kr.

Praktisch verfasster, gut brauchbarer Leitfaden, nach dem Exercir-Reglement für die Infanterie der preussischen Armee und den ergangenen neueren und neuesten reglementarischen Veränderungen und Ergänzungen für den Standpunkt der Gegenwart bearbeitet, mit Erläuterungen, Quellen-Angaben und alphabetischem Register.

Exposition universelle de 1867 à Paris. Rapport de la haute commission militaire. Paris 1869. 630 Octav-Seiten. Gerold. 6 fl.

Zur Zeit der allgemeinen Industrie-Ausstellung zu Paris im Jahre 1867 hatte die französische Regierung eine besondere Commission aus höheren Officieren verschiedener Waffen unter dem Präsidium des Marschalls Canrobert eingesetzt, welche über alle ausgestellte Gegenstände, die auf das Kriegswesen Bezug nehmen, ausführlich berichten sollte. Dieser aus französischen Officieren gebildeten Commission waren jedoch auch fremde, von ihren Regierungen dazu bestimmte Officiere beigegeben, und auf diese Weise England, Österreich, Preussen, Russland, Spanien, Italien, Schweden etc. bei der Commission vertreten.

Der Bericht der französischen Militär-Commission, systematisch in 21 Capitel gegliedert und sachverständig gearbeitet, gibt ein klares Bild von dem militärisch-wichtigen Theil der Pariser Weltausstellung.

Kamptz W. von, k. preussischer General-Major. Die Organisation im Innern einer kriegsbereiten Festung zur Erhaltung und Schonung der Vertheidiger. Für Officiere, Militär-Ärzte und Militär-Beamte aller Grade etc. Potsdam 1869. 166 Octav-Seiten. Braum. 1 fl. 42 kr.

Der Verfasser bringt in diesen Blättern zu seiner ausgezeichneten Schrift „Der Dienst der Infanterie bei der Vertheidigung der Festungen gegen den gewaltsamen Angriff“, eine ebenso ausgezeichnete Fortsetzung; er versucht nämlich das zur Vertheidigung im Innern einer Festung Erforderliche derart zu organisiren, dass dem Soldaten die möglichste Erleichterung und Schonung zu Theil wird, und gibt dabei über die zu einer energischen Vertheidigung nothwendigen Vorbereitungen und Massnahmen so richtige und lehrreiche Vorschläge, dass deren Studium auf das Wärmste empfohlen werden muss, eingedenk der wahren Worte Aster's: „In der Unwissenheit liegt unstreitig das Hauptübel des so frühen Falles der meisten Festungen.“

Alt, Premier-Lieutenant im 7. brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 60. Das k. preussische stehende Heer. Kurzgefasste Geschichte mit Benützung amtlicher Quellen. 2 Theile. Berlin 1869. I. Theil. 380 und 27 Octav-Seiten mit 1 Beilage. Gerold. 2 fl. 54 kr.

Das Werk bringt nach amtlichen Quellen, und zwar nach Acten des Generalstabes und Kriegsministeriums, nach Berichten der Regimenter und den vorhandenen Regimentsgeschichten eine kurzgefasste Geschichte sämmtlicher preussischen Truppenkörper und nebstbei die Regimentsgeschichten derjenigen norddeutschen Bundescontingente, welche durch Conventionen der preussischen Armee angereiht sind, sowie die Geschichte der höheren Militär-Bildunganstalten.

Der vorliegende erste Theil ist mit grossem Fleisse gearbeitet. In der Einleitung sind die Stämme der jetzigen Truppentheile, eine chronologische Übersicht der erfolgten Formation der gegenwärtigen Truppentheile, der Armeebestand unter den einzelnen Regenten des brandenburgisch - preussischen Staates vom Churfürsten Johann Georg an bis jetzt (1571—1869) etc. und allgemeine Bemerkungen gegeben — dann folgt die eigentliche Geschichte der Infanterie, der Jäger und Schützen — und zum Schluss als Anlagen: die Friedens-Etats-Stärke des norddeutschen Bundes und ein Schlachtenkalender, welcher die Kriege Brandenburg-Preussens vom dreissigjährigen Kriege an bis auf unsere Tage (1618—1866) mit allen Schlachten, Gefechten, Eroberungen etc. unter Bezeichnung der einzelnen Daten enthält.

Der zweite Theil wird auf dieselbe Weise die anderen Waffen behandeln und das Ganze abschliessen.

Mittheilungen

aus der Abtheilung für Kriegswissenschaften des k. k. Militär-Casino's zu Wien.

Verwendung der Genie Truppen auf dem Schlachtfelde.

Mit einer Figurentafel Nr. 21.

Vorgetragen von dem Herrn k. k. Oberlieutenant H. Daublebsky v. Sterneck des 2. Genie-Regiments.

Ich bin vom Ausschusse dieses Vereines aufgefordert worden, über die Genie-Truppen und ihre Verwendung im Felde zu sprechen; aus mehrfachen Gründen habe ich mich schnell und gerne entschlossen, diesem Wunsche nachzukommen.

Sie werden, so hoffe ich, bei der Beurtheilung meines Versuches die Schwierigkeiten in Rechnung ziehen, die sich der Lösung meiner Aufgabe entgegenstellen.

Die Thätigkeit der technischen Truppen im Felde ist eine vielseitige. Die weitaus wichtigste aber ist jene während des Gefechtes. Sie gipfelt hier in der Verstärkung der eigenen Kraft durch Anlage von Befestigungen und durch Vertheidigungs-Instandsetzungen, im Überwältigen der Hindernisse, welche den gleichen Dienst beim Feinde verrichten sollen, in der Herstellung der grösstmöglichen Gangbarkeit des Gefechtsfeldes und in der Unbrauchbarmachung von Communicationen für den Feind.

Die Vortheile, welche die Kriegführung aus der Feld-Befestigung ziehen kann, werde ich später darlegen; dass solche Vortheile existiren, zeigt die Kriegsgeschichte und enthebt mich damit der Nothwendigkeit eines allgemeinen Beweises.

Die Riesen-Armeen der jetzigen Kriege, die Vervollkommnung der Waffen haben diese Bedeutung nicht abgeschwächt, ja sie haben sie erhöht. Je grösser die Feuerwirkung, je verderblicher sie ist, je concentrirter die Verluste, je grösser die Einbusse an moralischer Kraft bei der Truppe ist, die diese Verluste hervorbringen, desto mehr muss man trachten, die Truppe möglichst lange diesem Einflusse vollständig zu entziehen, die Kraft der kämpfenden Truppen zu erhöhen, sie, so gut es der Gefechtszweck zulässt, zu decken und möglichst viele Truppen intact für den letzten entscheidenden Stoss zu reserviren.

Mit der Grösse des Heeres und der Ausdehnung seiner Aufstellung wächst die Zahl jener Punkte, welche künstlich verstärkt werden müssen. Je schwieriger der Nahkampf, desto kräftiger muss der wirklich nothwendige Stoss geführt werden, desto mehr muss man für ihn auf anderen Punkten ersparen, d. h. durch todte Vertheidigungsmittel ersetzen.

Nur dann ist auch in dieser Richtung die grösstmögliche Wahrscheinlichkeit des Erfolges, welche allein zu wichtigen Unternehmungen berechtigt, angebahnt, und nur dann ist der Zufall, dieses trügerische Werkzeug des Kriegsglückes, auf den möglichst geringen Einfluss beschränkt.

Man wird mir den Einwurf machen, dass die Taktik unter dem Einflusse der neuen Bewaffnung noch keine bestimmte Form angenommen habe, die Befestigungskunst hier erst Erfahrungen abwarten müsse. Abwarten dürfen wir nicht, wollen wir die Erfahrungen nicht mit schweren Opfern erkaufen.

Allerdings würde die Klärung gewisser taktischer Verhältnisse meine Aufgabe wesentlich erleichtern; erleichtert würde sie, z. B. wenn die Frage über künftigen Werth, über künftige Verwendung der Artillerie entschieden wäre; wenn man z. B. bestimmt wüsste, was die wirkliche Bedeutung der Mitrailleuse ist; wie sie sich verwenden und verwerthen lässt; werden solche Geschütze in Batterien vereinigt von der Reserve aus an jene Punkte entsendet, wo man sie eben benöthigt, oder einzeln den Rohrbatterien beigegeben — sollen sie die Rolle der ehemaligen Bataillons-Geschütze übernehmen?

Meine Aufgabe würde, wie ich sagte, sehr erleichtert sein, wenn das taktisch Unsichere schon entschieden wäre. Ich bestreite aber, dass darum ihre Lösung unmöglich geworden, denn wenn sich auch die Details der Taktik geändert haben, ihre Grundprincipien, auf die einfachsten Gesetze des logischen Denkens basirt, sind unverändert geblieben.

Das Endziel der Taktik ist und bleibt das Brechen des Widerstandes — die Vernichtung des Gegners — der Zusammenstoss im Gefechte.

Die Form kann sich geändert haben und noch ändern, an feste unumstössliche Regeln war sie ohnehin nie gebunden.

Die Grundsätze der Taktik aber sind und bleiben gegebene, unveränderliche, einfach verständliche. Ihnen schliessen sich analog die fortificatorischen Grundsätze in enger Vereinigung an.

Wer von der nothwendigen Untrennbarkeit überzeugt ist, kann mit dem Anpassen der Feld-Befestigung an die Taktik auch beginnen, in was immer für einem Umbildungs-Stadium die letztere sich befindet, wissend, dass auch die erstere fortzuschreiten und zu folgen geeignet ist.

Man wird mir den Einwurf machen, dass sogenannte unangreifbare Stellungen eben nicht angegriffen, sondern umgangen werden.

Ich frage: wie oft weiss man denn, dass der Feind überhaupt eine Stellung bezogen hat, geschweige denn, in welchem Zustande diese sich befindet. Umgeht der Feind die Stellung, so hat man vielleicht seinen Zweck, hier nicht angegriffen zu werden, erreicht, oder man hat eben hiedurch die günstigen Bedingungen für den taktischen Schlag herbeigeführt, und wenn bei dem nun folgenden Kampfe auch nicht eine Schanze direct verwerthet wird, so hat sich die Mühe ihrer Errichtung gelohnt.

Wenn ich den Gegner zwinge, eine bestimmte Operation auszuführen, so habe ich keines der Mittel vergeben, welche anzuwenden gewesen wären,

wenn der Feind die Bewegung freiwillig angetreten hätte. — Ich habe mir ja nur den Vortheil der Initiative des Gesetzdictirens verschafft. Wer die Erfahrung gemacht hat, dass man in 6 Stunden eine Stellung für eine Armee befestigen kann, wird sich nicht bedenken, sie zu verlassen, da er über Nacht eine jede andere Stellung ebenso befestigen kann.

Durch die Befestigung entsteht kein Zeitverlust, da man eben nur bezogene oder zu beziehende Stellungen befestigt und nicht befestigte Stellungen bezieht.

Sind Befestigungen unbeachtet geblieben, dann liegt der Fehler nicht in ihrem eigenen Wesen, sondern darin, dass sie an einem Orte angelegt wurden, der keine Anziehungskraft besass, oder dass sie schlecht ausgeführt waren, und dies kann nicht der Befestigung als solche angerechnet werden.

Die Verschanzungen bei Vacarizza, Valenza etc. im Jahre 1859 konnten zum Siege nicht beitragen, ja nicht einmal den unglücklichen Ausgang des Feldzuges mildern. Dies liegt nicht in ihrer Schuld; des Beweises hiefür glaube ich mich enthalten zu dürfen.

Gegen wenige Beispiele dieser Art kann die Geschichte zahlreiche für die grosse Bedeutung der Feldverschanzung anführen. — Caldiero 1805, Dresden, Borodino; Brückenkopf von Pressburg 1809, Silistria 1854, die Feldschanzen bei Sebastopol, Malborghetto, Predil, Düppel 1864 etc. etc.

Ich erwähne eines ferneren Vorwurfes; man sagt nämlich, dass durch die Befestigungen die Armee zum Defensiv-Kampfe verleitet werde, häufig hinter Stellungen die zum Schlagen günstige Zeit verpasse und gleichsam an den Befestigungen klebe, dass endlich durch das fortwährende Schaffen von Deckungen die Truppe zu sehr an diese gewöhnt werde und leicht den offensiven Charakter verliere.

Ich trete auch diesem Vorwurfe entgegen. Bei einer energischen und verständigen Leitung kann die Freiheit der Bewegung durch Befestigung nicht leiden; je leichter es wird, sich neue Deckungen zu schaffen, um so weniger ist man an geschaffene gebunden. Es wäre auch die Ausnützung einer deckenden Flusslinie zu verdammen, die auch die Offensive beeinträchtigt, wenn der Führer auf sie verzichtet. Ich glaube, dass man jedem möglichen Nachtheile in dieser Hinsicht dadurch begegnen kann, dass Commandanten und Truppen von dem Wesen der Feld-Fortification richtige Vorstellungen erhalten, dass der Führer lerne, wie sie zu schaffen und auszunützen seien, dass man der Truppe niemals zu sagen unterlasse, wie Deckungen nur Mittel zum Zwecke seien, und die Entscheidung schliesslich doch Brust an Brust mit dem Feinde gesucht werden müsse. Das moralische Element wird bei richtiger und intelligenter Ausnützung der Feld-Schutzbauten nicht nur nicht geschädigt, sondern, indem diese die Summe der Verluste zu verringern bestimmt sind, nur gehoben.

Kann denn unzureichende Führung oder Ausbildung nur hier schaden? Ist das Mittel deshalb schlecht, weil seine Benützung Geist erfordert? Ist viel-

leicht die Kanone deshalb schlecht, weil sie, mit der Traube gegen den Feind verkehrt, der eigenen Truppe schadet?

Es ist auffallend, dass gegen die Feld-Befestigung, deren Bedeutung aus der Natur derselben hervorgeht und für welche die Geschichte zahlreiche Beweise aufführt, sich so viele Einwendungen erheben. Es ist von Interesse, die Ursachen für diese seltsame Erscheinung zu suchen. Ich gedenke hier selbstverständlich nur der militärischen Gegner.

Da ist meiner Ansicht nach in erster Linie zu erwähnen, dass die Kenntniss der wahren Bedeutung der Fortification zu wenig verbreitet ist; sie hat in der Armee zu wenig Leben gefunden, die Taktiker haben nicht selten mangelhafte Begriffe davon und wissen sich derselben nicht immer zu bedienen.

Die Befestigungskunst muss Hand in Hand mit der Taktik gehen; nur in der vollsten Übereinstimmung beider liegt der wahre Nutzen. Die Verwerthung der Befestigung aber macht im Kriege einen grösseren Aufwand von Geist nothwendig, und sie ist demnach ein vorzügliches Mittel in der Hand des begabteren Führers.

Da muss ich freilich zugestehen, dass in europäischen Armeen der Gedanke der ausserordentlichen Wichtigkeit des Befestigungswesens nicht in praxi zum Ausdrucke gekommen ist. Anders in Amerika: der Charakter der Führer und des Krieges, der Schauplatz, auf dem die Ereignisse sich abspielten, machten die Anwendung der Befestigung nothwendig; die praktische Nation erkannte ihren Werth, und viele Führer, ja der Oberste, wie Grant, waren Männer vom Metier.

Ein anderer Grund, warum bei uns die Befestigungskunst so schwer zur Geltung kommt, ist der Mangel an Vertrauen, — sind die Fehler, welche vielleicht die Genie-Waffe in der öffentlichen militärischen Meinung discreditirten.

Ich darf es nicht mit Schweigen übergehen: es sind Fehler geschehen.

Ich kann dies getrost zugeben; denn die Fehler, die man dem Genie-Corps aus ähnlichen Anlässen vorwirft, sind bei Weitem nicht so gross oder so lächerlich, als man sie macht.

Es sind Fehler geschehen, und sie werden auch immer geschehen; bei der Lösung einer schwierigen Aufgabe kommt dies eben leichter vor als bei einfachen; denn es war z. B. schwieriger, das Opernhaus in Wien tadellos aufzubauen als eine einfache Bretterbude, und wenn Ersteres auch einzelne Mängel aufweist, letztere vollkommen entspricht, so war doch Van der Nüll ein geschickter Architekt, und der Zimmermann doch nur ein Zimmermann.

Es sind Fehler vorgekommen — aber geschah denn dies nicht auch anderwärts? — fehlte nicht auch der Taktiker? — die Fehler des Ersteren aber wirken um so viel nachhaltiger in der militärischen Meinung, weil, wenn der Eine gesündigt hat, der Erfolg des Gefechtes die grossen, vielleicht nicht ganz nothwendigen Verluste übersehen macht, diese dann mit Erde bedeckt, damit aber bald vergessen werden, — der Andere aber ein Bauwerk herstellt, das lange genug steht, um den Tadel einer ganzen Generation auf sich zu nehmen.

Und wie viel lässt sich doch zur Entschuldigung sagen! Erlauben Sie mir nur auf das Eine hinzudeuten, dass die Anforderungen an den militärischen Techniker so vielerlei Art, dass sie so zahlreich sind — und dass eben in der menschlichen Natur im grossen Ganzen nur die Fähigkeit liegt, in einer Richtung Tüchtiges zu leisten. Man theile die Arbeit, und die Fehler werden vermieden.

Es bleibt mir, bevor ich nun zum eigentlichen Texte meines Vortrages übergehe, noch übrig, an die Geneigtheit des hochgeehrten Zuhörerkreises zu appelliren für jenen Fall, als ich wider Wunsch und Absicht die Meinung erregt hätte, ich wolle hier pro domo sprechen, — meinen Standpunkt als Genie-Officier zur vornehmlichen Geltung bringen.

Ich ersuche Sie, mir zu glauben, dass, wenn in meinen folgenden Ausführungen auch das Meiste vielleicht irrig gedacht ist, ich jedenfalls, uninteressirt für andere Zwecke, einzig und allein nur den Vortheil und das Wohl des Ganzen anstrebe.

I. Das Wesen der Befestigung.

Der hinter einer Deckung stehende Schütze bietet im Augenblicke des Schiessens nur $1/_{10}$ der Trefffläche des ungedeckt Stehenden.

Dieser Umstand bildet die Überlegenheit über den Angreifer, der in demselben Augenblicke durch natürliche und künstliche Ganghindernisse gehemmt und nebstdem, durch die Bewegung im Gebrauche der Feuerwaffe gehindert ist.

Auch das Geschütz hinter Brustwehren, feuert es nun durch Scharten oder über Bank, bietet eine kleine Trefffläche, und die auch nur um wenige Klafter zu kurz gehenden Geschosse des Feindes sind ihm ungefährlich,

Beachtet man noch, dass es, wenn nicht verwendet, ganz hinter die Deckung zurückgezogen werden kann, dass seine Munitions-Vorräthe gesichert untergebracht, seine Bespannung dem feindlichen Blicke entzogen ist, so erhellt der grosse Vortheil von Deckungen auch für das Geschütz.

Aus diesen physischen Vortheilen folgt nun der mächtige moralische Einfluss, den Deckungen auf Einzelne wie auf ganze Abtheilungen ausüben, aus Beiden der Nutzen der Fortification überhaupt.

In der Gefechtsthätigkeit unterscheiden wir die Defensive und die Offensive; beide können aus der Befestigungskunst grossen Nutzen ziehen.

In der Defensive pflegt man die stärkere Form zu sehen, sie erhält durch das Terrain, die Kunst und die freie Wahl der Stellung einen nicht unerheblichen Kraftzuschuss, sie gewinnt indirect jene Kraft, die der Offensive durch die Bewegung etc. entgeht, allein sie ist gleichzeitig die schwierigere Form.

Ihr fehlt das belebende Element der fortgesetzten Thätigkeit, ihr klebt das passive Abwarten, die Abhängigkeit von den Intentionen des Gegners an.

Diese Nachtheile soll die Befestigungskunst theilweise aufheben.

Betrachten wir demnach, was denn diese Schwierigkeiten veranlasst. Wir

sehen vor Allem die Gefahr des Durchbrechens der Vertheidigungslinie, da diese, um auf alle Eventualitäten zu passen, meist grosse Ausdehnung und geringe Tiefe haben wird; die Schwierigkeit, den wahren Angriff von der Demonstration zu unterscheiden, welche im Vereine mit der Gefahr, die der Verzug bringt, meist übereilte Entschlüsse zur Folge hat; endlich die Schwierigkeit, seine eigene Absicht selbständig und, so weit dies nöthig ist, unbeeinflusst zu erhalten und für ihre Ausführung den richtigen Moment zu wählen.

Durch die Befestigung entsteht in der Vertheidigungslinie ein directer Kraftzuwachs, indem die Mühe bei der Erbauung der Befestigungen sich im Momente des Gefechtes in Widerstandskraft umsetzt. Ist z. B. eine Schanze mit 1 Compagnie Besatzung an irgend einem Punkte ebenso widerstandsfähig wie ein im freien Felde aufgestelltes Bataillon, so habe ich für meinen Zweck einen Kraftzuwachs von 3 Compagnien erhalten.

Dieser Kraftzuschuss spricht sich schon darin aus, dass z. B. anerkannte Autoren für die Besetzung des Defensiv-Feldes 6—8 Mann verlangen, wenn dieses unbefestigt — und 3—5 Mann, wenn dieses befestigt ist. Bei einer Ausdehnung von 10.000 Schritten macht dies eine Ersparniss von 30.000 Mann aus.

Die Linie absorbirt eine geringere Truppenzahl und leistet doch einen nachhaltigen Widerstand; denn die Zeit der Vorbereitung und die Nothwendigkeit derselben, wenn die Stellung angegriffen werden soll, wächst mit der Widerstandskraft des Objectes und bewirkt durch die Nothwendigkeit der Heranziehung stärkerer Truppen auch Zeitverlust beim Gegner.

Der Widerstand wird zuverlässiger, die Befestigung bewirkt Selbständigkeit und erhöht direct die Kraft der Truppe, zeichnet ihr strict die ihr zukommende Thätigkeit vor und macht sie von einer grossen Zahl ungünstiger Zufälle unabhängig, welche auf die im offenen Terrain aufgestellten Truppen Einfluss nehmen. Hiedurch ist dem Vertheidiger die grösstmögliche Actions-Freiheit gewahrt. Da er auf den Widerstand mit Zuversicht rechnen kann, ist er in der Lage, den Angriff sich entwickeln zu lassen, den Gegner zur Darlegung seiner Absichten zu zwingen, den wahren und gefährdenden Angriff zu erkennen, und man gewinnt Zeit, Gegenmassregeln zu treffen.

Durch die Krafterhöhung, welche ihm die Befestigung zuführt, vermehrt sich die Zahl der disponiblen Reserven, die er nun beliebig an den gefährdeten Punkt führen kann, um den Angriff abzuweisen, oder im Vertrauen auf die Widerstandskraft seiner Vertheidigung zur Offensive zu benützen, seine Intentionen selbständig zu verfolgen, den Gegner in der ihm gefährlichen Seite zu bedrohen und dadurch der Defensive ihren wahren Werth zu geben.

Als Vortheile der Befestigungskunst für die Defensive sehen wir somit:

a) Zeitgewinn;

b) nothwendige grössere Anstrengung und grösseres Erforderniss an Truppen für den Feind;
c) Vermehrung der eigenen Widerstandskraft;
d) erhöhte Sicherheit;
e) grössere Actions-Freiheit;
f) Vermehrung der für die endliche Entscheidung disponiblen Truppen.

Weniger wichtig scheint auf den ersten Blick das fortificatorische Hilfsmittel für die Offensive zu sein. Ich will aber meine Ansicht entwickeln, wie auch für sie dasselbe wohl ausgenützt werden könnte.

Die Offensive hat die freie Wahl der Action, der Richtung und des Zieles.

Sie kann sich des Vortheils der relativen Überlegenheit bedienen; sie dictirt dem Vertheidiger das Gesetz; sie täuscht, verwirrt und theilt; sie erhöht durch die freie Thätigkeit das moralische Element.

Diesen hohen Vorzügen der Offensive stehen aber auch grosse Nachtheile gegenüber.

Wo auch der Angriff erfolgt, er trifft die vorbereitete Stellung des Gegners; die Sorge für Flanke, die Massregeln für den Fall des Misslingens machen sich geltend und verringern die Überlegenheit nur allzusehr; Demonstrationen und Umgehungen absorbiren Kräfte und entfernen sie vom Hauptangriff, ohne dass ihre Wirksamkeit bestimmt zu erwarten wäre; — die Verluste durch das feindliche Feuer, die Schwierigkeit des Gebrauches der Waffen vermindern endlich den Kraftzuschuss, der in der Activität liegt.

Wir sehen also die physischen Vortheile der Offensive theilweise in Frage gestellt, sobald nicht eine hinreichende Überlegenheit vorhanden ist. Selten aber wird die aus der Persönlichkeit des Führers, aus dem frischen Zuge der Initiative und andern Quellen entspringende moralische Überlegenheit allein zu nachhaltigen Resultaten führen, wenn nicht anderseits jene Nachtheile behoben werden.

Wir wollen sehen, inwieferne die Befestigung diese Aufgabe zu erfüllen im Stande ist.

Bei der Einleitung der Gefechte wird man als Angreifer nur ausnahmsweise in die Lage kommen, für Geschütz und Truppen Deckungen herzustellen; diese werden im Terrain gesucht und von einer taktisch gebildeten und manövrirfähigen Artillerie auch aufgefunden werden.

Beim Angriffe während des Vorgehens Deckungen schaffen zu wollen, ist wohl unmöglich; wenngleich die Franzosen gerade in dieser Beziehung jetzt mit seichten Jägergräben oder Embuscaden Versuche machen (Tranchée d'abri).

Die Sorge für Flanke und Rückzug wird bei der Offensive bedeutende Kräfte absorbiren; ein guter Theil derselben kann sehr gut durch Befestigungen ersetzt werden.

Die Sorge für den Fall des Misslingens des Angriffes wird den Angreifer zwingen, einen Theil seiner Truppen als Reserven zurückzulassen — Rüstow verlangt hiefür sogar $^{2}/_{5}$ der Gesammt-Macht. Durch Befestigungen kann man auch diese Zahl bedeutend herabmindern, was der Kraft für die Offensive zu Gute kommt.

Die Schanzen sind der Ausgangspunkt, ich möchte sagen, die Grundlage, an die sich die Offensive lehnt; in ihnen findet der Angriff Kraftzuschuss, in ihrem Widerstands-Vermögen, in dem Gefühle der erhöhten Sicherheit der schwächsten Punkte — Vertrauen.

Der Einwurf, dass eben das Gefühl dieser Sicherheit zu gross sei, und die Truppen nicht leicht zur Offensive vorgebracht werden könnten, wird durch die Geschichte widerlegt und träfe, wenn er begründet wäre, den zu geringen Einfluss der Führung und der Truppen-Erziehung und nicht den zu grossen der Befestigungen.

Die Schanzen bilden den sichtbaren Punkt, an dem im Falle des Misslingens der Offensive dem nachdrängenden Feinde Widerstand geleistet werden kann, ja muss; selbst der ungeordnete Rückzug wird hinter den Schanzen leicht zum Stehen gebracht werden können.

Erfahrungsgemäss weiss man, dass selbst zersprengte Abtheilungen, ich möchte sagen, instinktmässig dorthin ziehen, von wo die Offensive ausgegangen ist, sobald sie dort Schutz zu finden hoffen. In solchen Momenten, die selbst bei der besten Truppe vorkommen können, handelt es sich um den gemeinsamen Rückzugs-Punkt und Zeitgewinn; beides bietet die Verschanzung. Nur schlechte Truppen werden über diese Grenze des ehrenhaften Rückzuges weichen; denn die Schanzen brechen den Stoss des Feindes, sie theilen ihn, bringen sein Nachdrängen zum Stillstand und zwingen zur Vorbereitung eines Angriffes.

So ist Zeit gewonnen. Die in Unordnung gerathenen Truppen werden gesammelt und geordnet; herbeigezogene frische Truppen ergreifen die Offensive in diesem für den Gegner ungünstigen Momente.

Das ist aber eine Sache, die nur dann ihre volle Wirkung ausübt, wenn sie von den Truppen in ihrem ganzen Umfange gewürdigt wird; die Nothwendigkeit der Belehrung und Übung in dieser Hinsicht kann demnach nicht stark genug betont werden.

Aber auch die Truppen, welche die Fliehenden aufnehmen sollen, finden in der erhöhten Widerstandskraft ihrer Schanzen die Zuversicht, dem Feinde Einhalt gebieten zu können.

Es kann daher nicht leicht der Fall vorkommen, dass sie von den Fliehenden mit fortgerissen werden, was bei den Aufstellungen im freien Felde, selbst im coupirten Terrain wohl schon oft und selbst bei den besten Armeen geschehen ist und nicht selten Katastrophen herbeiführte.

Obwohl ich später darauf zurückkomme, kann ich nicht umhin, schon hier darauf hinzudeuten, dass der erwartete Erfolg hier nur von geschlossenen Schanzen geleistet werden kann.

Es sind noch die Demonstrationen zu erwähnen. Dieses unentbehrliche, das Moment der Überraschung und der Theilung des Gegners anstrebende Mittel erfordert stets den Verbrauch bedeutender Kräfte, deren Verwerthung zum Entscheidungskampfe oft nicht möglich ist.

Häufig kann ein grosser Theil dieser demonstrirenden Kräfte durch demonstrative fortificatorische Bauten ersetzt werden.

Diese erfüllen dann den Zweck der Täuschung und noch dazu den des Schutzes für die verschanzten Stellen, z. B. Flussübergänge etc. gegen einen Offensiv-Stoss des Gegners, dabei grosse Ersparniss an lebendiger Kraft.

Wenn richtig angewendet, wird dieses Mittel kaum fehl schlagen und zuverlässig die eigene Offensive erleichtern — den Angriff sichern — und hauptsächlich die Ökonomie der Kraft bis in's Äusserste ermöglichen.

Allein noch weiteren, erheblichen Nutzen könnte die Offensive aus der Befestigungskunst ziehen.

Jeder unter Opfern erkämpfte Besitz starker Punkte sollte durch Anwendung der in kürzester Zeit möglichen Befestigungs-Vorrichtungen gegen die unausbleiblichen Anstrengungen des Feindes, denselben wieder zu nehmen, gesichert werden.

Ehe dieser seine neuen Angriffs-Colonnen formirt haben wird, können Verhaue, Barricaden, Jägergräben etablirt sein, und dies so häufig vernachlässigte Mittel erhält dann den ohne dasselbe so fraglichen Besitz und gestattet nach Umständen ein wohlbasirtes neuerliches Vorschreiten.

Mit einem Worte: sowie es keine gute Defensive ohne Offensive, so gibt es keine gute Offensive ohne Defensive.

Je mehr man sich gegen einen Rückschlag gesichert hat, desto mehr ist man im Stande, die Offensive kräftig und nachhaltig durchzuführen, desto mehr kann man seine Intentionen noch in dem Momente verfolgen, wo das Treffen in's Schwanken kommt. Während sich in einem Falle vielleicht einzelne Truppen aufopfern müssen, um nur den geordneten Rückzug möglich zu machen, hätten sie vielleicht den Sieg entschieden, wenn sie, durch andere Mittel theilweise disponibel gemacht, als intacte Truppen in den Kampf eingegriffen hätten.

Die Verwendung der Fortification für den Angriff lässt sich somit in folgenden Punkten zusammenfassen:

a) [illegible] Wirkung zur Täuschung und Theilung des Gegners;

b) [illegible] durch Befestigung der Rück-[illegible]

c) [illegible]

d) [illegible]

[illegible] galt [illegible] in der Taktik vergangener [illegible] gewinnt sie eine neue Bedeutung in der Neuzeit, wo [illegible] und grösser, wo sie schneller und verhee-

render feuern, und wo man mit einer halben Million Streiter zu disponiren hat.

Jetzt ist es wohl weit schwieriger, den richtigen Moment für eine Action zu bestimmen, bei den wohl stets mehrere Meilen langen Linien überall hinreichend stark zu sein, sich gegen Überflügelung zu sichern, im rechten Augenblicke an einem gegebenen Punkte eine hinreichende Kraft vereint zu haben, um seine eigene Absicht durchzusetzen, jene des Feindes zu vereiteln. Jetzt, wo bezüglich der Wirkung der Geschosse Minuten Bedeutung haben, wo durch plötzliche concentrirte Verluste das moralische Element in wenigen Augenblicken gebrochen sein kann, wo vielleicht von dem Verluste eines Punktes das Schicksal der Schlacht, mit ihm des Feldzuges entschieden sein kann: müssen jene Mittel eine grössere Bedeutung erhalten, welche im Stande sind, durch erhöhte Widerstandskraft Zeitgewinn zu ermöglichen, welche zwischen Bewegung, die unverändert geblieben, und Feuerwirkung, die sich ungleich potenzirt hat, das Gleichgewicht herstellt, welche alle jene Vortheile gewährt, die ich eben darzulegen versucht habe.

Ist dies aber zugegeben, dann wird man mit Rücksicht auf die Wichtigkeit und Bedeutung, welche der Befestigungskunst zukommt, den Schluss ziehen müssen, dass sie nicht nur nebenbei geduldet, sondern als ein Hauptfactor bei der Kriegführung betrachtet, ihre Verwerthung zur Gewohnheit gemacht werde.

II. Art der Befestigung.

Es fragt sich nun: wo soll man befestigen? und wie müssen solche Befestigungen angelegt sein?

Betrachtet man die Stärke der jetzigen Heere, so wird man sich leicht die Ausdehnung der Front in der Schlacht vorstellen können; sie wird sich wohl auf einige Meilen erstrecken. Selten aber wird man in der ganzen Ausdehnung günstige Terrain-Verhältnisse für die Offensive finden und, fände man sie auch, gewiss die Offensive nicht ergreifen, da man ja nur am entscheidenden Punkte und möglichst concentrirt den Stoss führen, an den anderen Theilen des Schlachtfeldes aber sich damit begnügen wird, entweder blos die Angriffe des Gegners abzuweisen, oder durch die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit der Offensive den Gegner zu bedrohen, seine Kräfte zu fesseln, von dem entscheidenden Punkte abzulenken.

Die Ausdehnung der Stellung hängt nicht von dem freien Willen ab, sie ist durch Ausdehnung der feindlichen Stellung, durch das Vorhandensein von Flügel-Stützpunkten und Deckungen gegen Umfassung abhängig etc. etc. Kurz die Ausdehnung der Stellung ist durch Umstände bedingt, ihre glückliche Wahl vom Talente des Feldherrn abhängig.

Nicht alle Theile des Vorfeldes eignen sich in gleich günstiger Weise für die Offensive; offenbar wird man angreifen, wo dies am leichtesten geht,

am wenigsten Opfer kostet und den grössten Erfolg verspricht; hieraus entspringt die Theilung des Schlachtfeldes in ein Offensiv- und in ein Defensivfeld, und zwar eine Theilung unter dem vornehmlichsten Einflusse des Terrains.

Diese Eintheilung wird von jedem Autor theoretisch anerkannt und ergibt sich in der Praxis meist von selbst; sie muss aber klar in's Bewusstsein des Feldherrn gelangt sein, wenn er aus den Verhältnissen den grösstmöglichen Nutzen ziehen soll.

Man wird also das Defensivfeld mit möglichst wenigen Truppen, das Offensivfeld möglichst stark besetzen; man muss sowohl auf dem Offensiv- als dem Defensivfelde Befestigungen anlegen, hier, um so viel als möglich Truppen zu ersparen, dort, um der Offensive alle ihr vorhin zugewiesenen Vortheile zuzuführen.

Wie soll man befestigen? Unbedingt derart, dass jeder, auch der grösste Erfolg möglich ist, dass der Offensive alle Vortheile bleiben, dass sie auch nicht gehindert ist. Ich will nicht, indem ich den hohen Werth der Feld-Schutzbauten betone, zu dem Glauben verleiten, als befürworte ich eine Überhäufung des Schlachtfeldes mit fortificatorischen Werken; eine solche würde, abgesehen von anderen Übelständen, jedenfalls den Raum des Manövrirfeldes und die Operations-Freiheit für den Offensiv-Stoss beschränken.

Ich möchte hier ein Gruppen-Befestigungs-System befürworten, wie es von anerkannt tüchtigen Genie-Officieren unserer Armee wiederholt und in dieser Auffassung, wie ich glaube, zuerst besprochen und angeregt wurde. Man versteht unter Gruppen-Befestigungen eine solche Anordnung derselben, dass immer einige, sich wechselseitig unterstützend, einen Complex bilden und den Raum bis zur nächsten Gruppe im Vereine mit dieser und den dahinter aufgestellten mobilen Truppen vertheidigen, so dass ein Vordringen zwischen den Gruppen für den Feind nicht leicht möglich ist, er sich in diesem Falle der empfindlichsten Wirkung in Flanke und Rücken aussetzt und in Gefahr kommt, diesen Weg mit Verlust zurückgehen zu müssen.

Diese Gruppen geben der Vertheidigung feste Stütz-Punkte und werden geschaffen, indem man die im Terrain ausgeprägten dominirenden Punkte verstärkt.

Sollten keine solchen Punkte überhaupt vorhanden sein, die als Stütz-Punkte etc. benützt werden können, so müssen sie durch fortificatorische Werke allein ersetzt werden.

Welcher Art sollen nun diese Werke sein? Sollen es offene oder geschlossene Schanzen, sollen es blosse Deckungen sein? Absolut lässt sich hier Nichts bestimmen, das Werk muss sich eben den jeweiligen Verhältnissen anpassen.

Im Allgemeinen aber müssen diese Stütz-Punkte nach meiner Ansicht geschlossene Schanzen enthalten. Dies ist durch die Wichtigkeit und die nothwendige Selbständigkeit dieser Punkte bedingt.

Denken wir uns z. B. den Fall, dass nach misslungener Offensive die Truppen sich in den durch Schanzen gedeckten Raum zurückziehen, und der Feind mit starken Kräften nachdrängt. Jetzt werden die einzelnen Schanzen den Feind theilen, ihn bekämpfen; er muss sich entschliessen, sie zu nehmen, um sich auf dem eroberten Terrain festzusetzen. Diese Zeit ist für die Truppen gewonnen; selbst kleine geschlossene Abtheilungen können jetzt mit Erfolg dem Gegner in Flanke und Rücken fallen, die Vertheidigung der Objecte begünstigen, den Feind zum Weichen bringen. Allein dies ist nur möglich, wenn es geschlossene Schanzen sind, die der Angreifer nicht im ersten Anlauf und in der Verwirrung des allgemeinen Rückzuges von der Kehle aus nehmen kann. Die mobilen Truppen und die Besatzungen müssen in den Schanzen wahre und vertheidigungsfähige Stütz-Punkte erblicken. Annäherungs-Hindernisse, wie Vorgraben, Palissaden, Spickpfähle, Draht-Zäune, Verhaue, Fougassen etc. müssen die grösstmögliche Widerstandskraft verleihen.

Die Gruppen müssen schon deshalb geschlossene Schanzen enthalten, weil man sie oft ihrer eigenen Vertheidigungskraft überlassen wird und muss. Soll das Schlachtfeld nicht in höchst unzweckmässiger Weise mit Befestigungen übersäet werden, so wird man es in diesem Falle kaum verhindern können, dass sich einzelne kleinere Abtheilungen des Feindes zwischen den Gruppen durchschleichen oder durchdrängen.

Das Erscheinen feindlicher Abtheilungen im Rücken einfacher Deckungen würde, da man deren wahre Stärke nicht sogleich erkennt, zum Mindesten grosse Verwirrung, vielleicht den Rückzug bewirken.

Die Erfahrung lehrt, dass 600 —700 Mann der Genie-Truppe im mittleren Erdreiche in 6—8 Stunden eine Schanze für 350 Mann und 4 Geschütze mit einem Aufzug von 6′, Brustwehr-Dicke von 8′, ferner Deckungs-Gräben für die Besatzung im Innern herstellen können.

Eine oder mehrere solcher Schanzen bilden die Hauptpunkte einer Gruppe. An sie werden Jägergräben angehängt. Diese werden von einer Genie-Truppe in 15 Minuten beendet.

Diese Jägergräben, auf jeder Seite etwa 100 Schritte lang, nehmen 2 Compagnien auf, welche in dichtester Front ihr Feuer mit jenem der Schanzen-Besatzung vereinigen.

Je nach der Terrain-Gestaltung wird seitwärts oder zwischen den Schanzen eine Batterie-Stellung aufgeworfen, bei welcher Arbeit übrigens die Artillerie am besten selbstthätig ist. (180 Mann $2\frac{1}{2}$ — 3 Stunden.)

Eine Gruppe wird somit im Allgemeinen aus geschlossenen Schanzen mit angehängten Jägergräben und Batterie-Emplacements bestehen. Man wird sie, wie ich bereits erwähnte, dem Terrain anpassen; man wird sie an vorhandene Ortschaften, Waldlisièren etc. anlehnen und enge anschmiegen; dann wird sich vielleicht auch die Gruppe wesentlich vereinfachen lassen.

Allein bedenkt man, dass Ortschaften meist in den Thälern, in Niederungen oder in der Mitte breiter Rücken, selten aber an dem Aussicht gewähren-

den Terrain-Abhange liegen, somit für die Vertheidigung meistens ungünstig gelegen sind, und die Möglichkeit verloren geht, den Anhang als Annäherungs-Hinderniss zu verwerthen, so wird man sehr oft in die Lage kommen, sich von dem Zwang zu befreien, minder günstig gelegene Ortschaften in den Bereich der Vertheidigung einzubeziehen.

Nicht selten werden Ortschaften für die gedeckte Aufstellung der Reserven besser geeignet sein als für die Vertheidigung, und es wird oft selbst auf ausgedehnten Theilen des Schlachtfeldes kein für die Verstärkung wirklich geeigneter, günstig gelegener Gegenstand zu finden sein.

A) Auf dem Defensivfelde.

Vom Defensivfelde verlangt die Taktik, dass es:

1. Über das Offensivfeld vorspringe, die Wege des letzteren flankire, um das Vorrücken zu protegiren, um den Rückzug der Truppen im Falle des Misslingens der Offensive zu decken und den für den weiteren Rückzug nöthigen Zeitgewinn zu ermöglichen.

2. Das Defensivfeld soll in diesem Falle den Feind zum Angriffe zwingen, daher nicht ungestraft umgangen werden können, am zweckmässigsten die für den Gegner günstige Angriffs-Richtung wenigstens theilweise vorlegen.

3. Es soll mit möglichst wenig Truppen in zuverlässiger Weise vertheidigt werden können und hierin durch Terrain-Formen und Terrain-Hindernisse vor der Front eine Unterstützung finden.

4. Es muss die Möglichkeit des Angriffes gewahrt bleiben; das Defensivfeld muss durch die Möglichkeit einer Offensive eine Art Drohung gegen den Feind ausüben, bei ihm eine Täuschung hervorbringen.

In allen diesen Forderungen der Taktik ist die Nothwendigkeit der Befestigung ausgesprochen. Die gleichmässige Befestigung der ganzen Linie würde aber diesen Anforderungen kaum genügen.

In jeder Gefechtslinie gibt es Punkte oder Räume, welche über den Besitz der anderen entscheiden; sie sind gewöhnlich durch Terrainformen oder Örtlichkeiten markirt und befinden sich in gewissen Intervallen fast auf jedem Schlachtfelde.

So lange diese Punkte im Besitze des Vertheidigers sind, kann der Gegner mit seinem Angriffe nicht vorgehen, ohne gefährliche Rückschläge und grosse Verluste befürchten zu müssen.

Solche Punkte werden zur Anlage von Gruppen-Befestigungen benützt; hier muss der Fortification eine hinreichende Arbeitskraft zur Verfügung gestellt werden.

Hier muss man durch concentrirte Thätigkeit Grosses und Brauchbares schaffen. Alles, was an Verstärkungen zwischen solchen Punkten liegt, hat wohl grossen Nutzen, aber mehr untergeordnete Bedeutung, und darf erst

nach Vollendung der Hauptpunkte oder mit untergeordneten Kräften in Angriff genommen werden.

Die mittlere Entfernung der Gruppen glaube ich mit 3—4000 Schritten angeben zu können; allerdings eine sehr vage Angabe, die sich nach dem Terrain modificiren wird. Innerhalb einer solchen Ausdehnung werden wohl mehrere zu localer Vertheidigung geeignete Objecte als Zwischenpunkte vorhanden sein. Rechnet man noch die Front-Entwicklung der Gruppe selbst hinzu, so wird so ziemlich je eine Gruppe auf die Front-Stellung eines Corps entfallen.

Ein Corps aber hat (oder sollte doch haben) an technischen Kräften 1 Bataillon Genie-Truppen und 8 Brigade-Pionnier-Abtheilungen und 1 –2 Compagnien Pionniere.

Sendet der Armee-Commandant in Erwägung der Verhältnisse die Reserve an technischen Truppen auf das Defensivfeld, zieht der Genie-Chef der Armee die Genie-Truppen des Corps zweiter Linie in die erste, wenn sie bei ihren Abtheilungen weniger benöthigt werden, so ist gewiss an Arbeitskräften kein Mangel.

Bedenkt man, dass die Vertheidigung aus den Jägergräben schon nach 15 Minuten, die Batterie aus den Deckungen schon nach 2 Stunden Nutzen ziehen kann, dass die Schanze schon nach 4 Stunden so weit vollendet ist, dass sie dem Angriffe einen grossen Widerstand entgegenstellt, so wird man wohl auch über den Nutzen, den diese Befestigung bieten kann, nicht in Zweifel kommen.

Bei Besetzung einer solchen Gruppe braucht man für jede Schanze 350 Mann, das ist 2 Compagnien Infanterie und 4 Geschütze; stellt man in die anstossenden Jägergräben 1 Compagnie Infanterie, so gibt dies eine formidable Feuer-Entwicklung, und die Gruppe absorbirt 2 Bataillons, 8 Geschütze, wenn man sich entschliesst, 4 Geschütze in jede Schanze einzustellen, was ich immerhin anrathen möchte. Ein 3. Bataillon wäre als äussere Reserve für die Gruppe anzutragen.

Die Jägergräben bieten dem Vorbrechen keine wesentlichen Hindernisse.

Zur Aufstellung allenfalls noch disponibler Geschütze dienen die Batterien.

Diese Geschütze können aus ihrer gedeckten Aufstellung den Angriff bis zum letzten Momente bekämpfen und kommen nicht leicht in Gefahr, da sie sich im wirksamsten Vertheidigungs-Bereiche der Schanzen befinden.

Wenn nun auf die Entfernung von circa 3—4000 Schritte Gruppen stehen, so werden sie ganz respectable Stütz-Punkte für die Vertheidigung und gewiss nicht Hindernisse für die Offensive bilden, und bei der angegebenen Besetzung nur $^1/_{10}$—$^1/_{14}$ der Gesammtkraft absorbiren.

Ist der Kampf günstig ausgefallen, dann kann man die Besatzung, die ja an einem bestimmten Punkte beisammensteht, unverzüglich an sich ziehen und beliebig verwenden.

Die Gruppen enthalten per Schanze 4 Geschütze; diese haben sich mit der feindlichen Artillerie in keinen Kampf einzulassen, werden während des Artillerie-Kampfes zurückgezogen und erst dann in Thätigkeit gesetzt, wenn sie der feindlichen Infanterie empfindlichen Schaden zufügen können. Bei der Vertheidigung wird man auch die an den wichtigen Punkten zunächst der Gruppen erbauten Batterien besetzen. Gegen das Intervall werden somit aus den 2 Schanzen je 4, also 8 gedeckt stehende Geschütze, ferner bei jeder Gruppe eine oder mehrere Batterien hinter Deckungen wirken; es sind also auf die Entfernung von 1500—2000 Schritte zum mindesten 24 gedeckte Geschütze in Thätigkeit. Da das Corps 12 Batterien hat, so wird noch eine hinreichende Artillerie zur Verfügung bleiben.

Hinter Terrainwellen oder Ortschaften etc. gedeckt, steht das Corps und wartet den günstigen Moment ab, um den vordringenden Feind an einzelnen Punkten mit überlegenen Kräften anzugreifen.

Bevor der Feind den Durchbruch forcirt, muss sein nächstes Bestreben sein, sich der anliegenden Schanzen zu bemächtigen, — schon deshalb, weil diese, auf den dominirenden oder sonst wichtigen Punkten (z. B. in der Nähe der Hauptstrassen) angelegt, ihm die Benützung dieser wichtigen Punkte verwehren.

Er ist also in der misslichen Lage, Schanzen wirklich angreifen zu müssen, was, wenn die Besatzung ihre Schuldigkeit thut, keine leichte Sache ist und Zeitverlust verursacht, der naturgemäss dem Vertheidiger zu Gute kommt. Um jedoch für die Entwicklung der Angriffs-Artillerie den nöthigen Raum zu gewinnen, muss der Angreifer 2 oder mehrere solcher Gruppen angreifen.

Im Vertrauen auf die Widerstandsfähigkeit kann der Vertheidiger mit den erübrigten Truppen theilweise die Offensive ergreifen und hiedurch der Defensive ihren wahren Werth verleihen. Will man aber die Corps für kurze Zeit zusammenziehen oder einer neuen Bestimmung zuführen, ohne die bisherige Stellung ganz aufzugeben, so werden 3 Bataillons, 8 Geschütze in den Schanzen das Intervall besser vertheidigen, als wenn man per Intervall 1 Brigade zurücklässt.

Will man endlich die Stellung ganz wechseln oder verändern, so gibt man eben nur die Schanzen auf und baut sich in der neuen Stellung andere.

Der Frontal-Angriff einer Stellung, immer schwierig, wird, wenn Befestigungen vorhanden sind, selten mit Erfolg angewendet werden können. Der Feind wird durch Umfassung und Umgehung eines Flügels die schwache Seite der Stellung zu gewinnen suchen. Gelingt es nicht, an natürlichen Hindernissen eine gute Anlehnung zu finden, so wird man in den Flügeln mehr als irgendwo durch Fortification nachzuhelfen suchen. Das „Wie“ hängt vom Terrain ab und müsste meiner Ansicht nach eben ein Analogon der Befestigung der Front sein.

Aber eben dieses Streben, die Flanke zu gewinnen, bietet für den Vertheidiger die Gelegenheit, mit Erfolg die Offensive zu ergreifen (wie ich bereits in der Einleitung anzudeuten die Ehre hatte).

B) Auf dem Offensivfelde.

Ich glaube, man sollte hier die einzelnen Gruppen etwas stärker halten, allein sie nie auf weniger als 3—4000 Schritte nähern.

Rechnen wir hier als Besetzung der Stellung mit 10 Mann per Schritt Front-Ausdehnung, so ergibt sich diese Entfernung als die Gefechtslinie eines Corps; dieses kann demnach in seiner vollkommen entwickelten Gefechtsfront vorrücken, sich zurückziehen, ohne durch die Verschanzung beirrt zu werden.

Die dichtere Aufstellung der Truppen bedingt, dass zur Erbauung der Schanzen mehr Kräfte disponibel werden. (Daher der Armee-Commandant in der Lage ist, die Reserve technischer Truppen auf das Defensivfeld zu entsenden.) Es ist möglich, diesen Truppen einen Theil der dem Angriffe vorhergehenden Nacht Ruhe zu gönnen, da sie ihre Arbeit bald vollendet haben werden. Es wird hiedurch ihre Kraft geschont, die sie am Tage des Gefechtes selbst noch in hohem Grade benöthigen.

C) Während des Angriffes.

Die Genie-Truppen werden beim Vorgehen nicht allein die Hindernisse zu beseitigen, beim Angriffe auf Ortschaften mitzuwirken, sondern hauptsächlich die wichtigen Punkte, welche man gewonnen hat, und die Anfangs nur von einer geringen Truppen-Zahl besetzt sind, zu verstärken haben, da der Vertheidiger bald frische Kräfte herbeiführen und ihre Wiedereroberung versuchen muss. So musste die erste preussische Armee nach ihrem Aufmarsche am Morgen des 3. Juli bei Dub, Mzan, Lhota Batterien erbauen und die Lisièren der dortigen Wälder verhauen, um sich vor einem Gegenstoss der Österreicher über die Bistriz zu sichern.

Nach Besitznahme der Bistriz-Linie und Verdrängung unserer Vortruppen wären die Ortschaften Sadova, Dohalicz, Dohaliska, Mokrowes, Přesovitz, Popovitz in Vertheidigungsstand zu setzen und gleichsam als Brückenköpfe für die hinter ihnen herzustellenden Übergänge einzurichten gewesen. Dies wäre eine gewiss sehr bedeutende, nach Umständen auch wichtige Leistung der technischen Truppen gewesen.

III. Einfluss der Feld-Befestigungen auf die Operationen.

In Kürze will ich noch den Werth erwähnen, den Feld-Befestigungen für die Strategie haben.

Gewisse Befestigungen zwingen zum Angriff, z. B. Brückenköpfe, welche eine flankirende Aufstellung bei der Fluss-Vertheidigung gestatten, Thalsperren etc., wenn sie an strategisch wichtigen Punkten liegen; man hat also bestimmte Wege und Handlungen dem Feinde vorgezeichnet und sich hie-

durch die Initiative gewahrt. Sogenannte unangreifbare Stellungen zwingen zum Ausweichen und bedingen wieder geflissentlich herbeigeführte günstige Verhältnisse für den taktischen Schlag.

Statt vieler Beispiele seien hier nur 2 erwähnt.

Im Jahre 1796 in Italien hatte Bonaparte von der Riviera aus mit 35.000 Mann gegen die ihm überlegene 52.000 Mann starke österreichisch-sardinische Armee die Offensive ergriffen, in schnellen wuchtigen Schlägen bei Montenotte. bei Millesimo, Dego, Montovi die Alliirten geschlagen, sie getrennt, Piemont zum übereilten Frieden gezwungen und ihm sehr harte Bedingnisse auferlegt.

Der österreichische Obergeneral FML. Beaulieu fand es unter solchen Umständen angemessen, sich mit den ihm übriggebliebenen 22.000 Mann hinter den Po zurückzuziehen Er vertheilte seine Truppen unter dem Eindrucke des Waffenstillstandes, den Bonaparte mit Piemont abgeschlossen, und in dem er sich Valenza als Po-Übergang gesichert hatte.

Die Stellung Beaulieu's erstreckte sich von Vercelli Sessia abwärts bis über Pavia, also über 10 Meilen. Die grösste Gefahr in dieser übrigens sehr ausgedehnten Stellung lag in der Tournirung des linken Flügels. Bonaparte benützte die vorgefasste Meinung bezüglich Valenza's, erhielt die Täuschung, so lange er konnte, und vollführte dann plötzlich mit der Schnelligkeit, Energie und Sicherheit, die ein Zeugniss seiner Meisterschaft ist, den nicht ungefährlichen Marsch nach Piacenza, schaffte hier aus aufgefundenem Brücken-Material einen Übergang und erntete in den Gefechten von Fombio, Lodi etc. die weiteren Erfolge seiner Unternehmung.

Wie hätte nun Beaulieu dies hindern können, — vorausgesetzt, dass er Gründe hatte, das Gebiet von Mailand zu vertheidigen? Musste er stehen bleiben, und wollte er Zeit gewinnen, dann muss die Möglichkeit der Umgehung über Piacenza ausgeschlossen werden.

Es ist klar, dass Beaulieu seine ohnehin allzu ausgedehnte Stellung nicht bis Piacenza, also um 5 Meilen, verlängern durfte

Er konnte somit seine Absicht nur erreichen, wenn er einen oder zwei Brückenköpfe etwa bei Pavia, und einen stromauf- oder abwärts dieses Ortes anlegte: es konnte dann Bonaparte nie den gefährdenden Flankenmarsch ausführen und sich der Gefahr des Angriffes während desselben aussetzen; er konnte nicht einmal die minder erfolgreiche Richtung — Umgehung des rechten Flügels — einschlagen, weil die Österreicher, wenn sie auch dies zu hindern nicht im Stande waren, ihm doch bei dem Überschreiten der Fluss-Linien hinderlich werden konnten und in ihrer Rückzugs-Richtung nicht gefährdet waren, sondern direct auf Mantua und im ungünstigsten Falle über ihre Brücken auf das rechte Po-Ufer ausweichen und, durch theilweise befreundete, alliirte Gebiete eilend, vor ihm Mantua resp. den Mincio erreichen konnten, während Bonaparte im Kampfe und durch die Reibung der Vorrückung in dem den Franzosen feindseligen Lande Kräfte-Verlust und bei Überschreitung der zahlreichen Flüsse der oberitalienischen Ebene Zeit-Verlust erlitten hätte.

Durch das Vorhandensein der Brückenköpfe war also Bonaparte gezwungen, die Stellung in Front anzugreifen, resp. die Brückenköpfe in seine Gewalt zu bekommen; er musste also der Idee des Vertheidigers Rechnung tragen; dieser konnte sich in Folge dessen concentrirter aufstellen, eine zur Beobachtung hinreichende Kraft auf dem rechten Ufer behalten; Beaulieu erhielt, was er wünschte: — Zeitgewinn und günstige Rückzugsverhältnisse durch die Anlage von Befestigungen. Ob er wirklich alle Vortheile daraus gezogen hätte, mag dahin gestellt bleiben, — erreichbar waren sie.

Als 2. Beispiel erlaube ich mir ein näher liegendes Ereigniss zu wählen:

Es ist bekannt, dass die Stellung bei Königgrätz für den entscheidenden Kampf nicht günstig gewählt war; aus mehreren Gründen war es wünschenswerth eine andere Stellung einzunehmen; in diesem Sinne wurde, und, wie es mir scheint, mit Recht, Pardubitz genannt. Ich unterlasse die detaillirte Schilderung der Vortheile und möchte nur betonen, dass man dieselben nur mit Hilfe der Befestigungskunst auszunützen im Stande war.

Die obere Elbe-Linie schützt mit den Festungen Königgrätz-Josephstadt den rechten Flügel; von Pardubitz abwärts ist die Elbe ein immerhin beachtenswerthes Hinderniss.

Die Verhältnisse der Stellung zu der Basis (Donau-Thal) waren günstig.

Von Königinhof bis Bohdanec sind 3 starke Märsche; die Armee des Kronprinzen konnte, vorausgesetzt, dass sie am 3. Früh aufbrach, im günstigsten Falle am 5. vor dem genannten Orte eintreffen.

Wenn die Preussen über diese Stellung nicht mehr gewusst hätten als über jene bei Königgrätz, so wären sie durch dass Vorhandensein von Befestigungen wohl kaum vom Versuch des Angriffes abgehalten worden, wenn sie diesen überhaupt beabsichtigten.

Wollten sie diesen aber vermeiden, so blieb ihnen nur eine Operation nach Elbe-Teinitz; folgten sie hiebei vielleicht der Idee der Operation mit getrennten Theilen, und liessen sie die 2. Armee zur Beobachtung unserer Armee zurück, so war uns die beste Gelegenheit zu einem Theilsiege geboten: im anderen Falle waren wir in der Lage, sie während des Überganges, also unter taktisch ungünstigen Verhältnissen anzugreifen.

Alle diese Vortheile sind aber nur dann möglich, wenn die Stellung Bohdanec—Nemčić befestigt wurde; mag man den Kampf dies- oder jenseits der Elbe beabsichtigt haben, stets musste man eine starke Stellung vor Pardubitz schaffen, um eventuell von dort aus vorgehen zu können.

Die zu befestigende Stellung, deren Front durch die Höhen nächst der Orte Černa, Bodhaneč, Pohranow, Steblova, Nemčić bezeichnet wird, hat eine Ausdehnung von $1\frac{1}{2}$ Meilen = 15.000 Schritten. Durch die Terrainformen sind 4—5 Schanzen-Gruppen auf den dominirenden Höhen bedingt, wobei die Vertheidigungs-Instandsetzung der Orte und Wald-Parzellen erlaubt hätte, die Gruppen wesentlich zu vereinfachen.

An Zeit fehlte es nicht, man hätte 2 Tage disponibel gehabt. Wohl

aber wäre ein sichtbarer Mangel an Genie-Truppen gewesen, denn die Armee hatte nur 1 Genie-Bataillon bei sich. Wäre diese Waffe in dem Masse wie bei der preussischen Armee eingetheilt gewesen, nämlich circa 1 Bataillon per Armee-Corps, so hätte man für jede Gruppe $1\frac{1}{2}$ Bataillon Genie-Truppen und für die leichteren Arbeiten eine beliebige Zahl Infanterie-Pionnier-Abtheilungen verfügbar gehabt.

Man wäre also in der Lage gewesen, diese Stellung zu befestigen und dann nach Umständen entweder hier eine Defensiv-Schlacht anzunehmen oder Blössen des Feindes durch eine rechtzeitige Offensive auszunützen, — oder endlich nach eigener Wahl hinter die Elbe zu gehen und dieses Hinderniss zwischen sich und denn Feind zu legen.

Und diese Actions-Freiheit erhielt man eben nur durch die Feld-Verschanzung.

IV. Ausführung der Befestigungen.

Wir haben nun gesehen, dass zur Befestigung eines Schlachtfeldes 6—8 Stunden benöthigt werden, dass aber auch schon nach einer viel geringeren Zeit [1]) die Befestigung einen ganz erheblichen Vortheil gewährt.

Ist man auch nur wenige Stunden vor dem Gefechte über die eigene Absicht und über jene des Feindes im Allgemeinen aufgeklärt und mit sich selbst klar, was man zur Verstärkung der Stellung thun kann, so wird man die Befestigung in der früher angedeuteten Weise verwerthen.

Um die Zeit vor dem Gefechte möglichst auszunützen, ist es nöthig, bei den mit der Ausführung betrauten Truppen die grösstmögliche Leistung anzustreben, sie hiezu schon im Frieden auszubilden.

Die Befestigungen müssen bis in den letzten Details gut und zweckmässig ausgeführt, sie müssen den stets wechselnden Formen des Terrains angepasst werden.

Ihre Anwendung ist der Gegenstand eines eingehenden, ernsten Studiums; kleine unscheinbare Versehen werden hier zu Fehlern und können alle Vortheile der Befestigung illusorisch machen.

Hieraus folgt die Nothwendigkeit, Truppen in den Stand der Armee aufzunehmen, welche solche Arbeiten zum Gegenstande steter Übung machen, deren Officiere und Unterofficiere die Mittel kennen und praktisch erprobt haben, durch welche man die eigene Widerstandskraft erhöhen, jene des Feindes brechen kann; deren Mannschaft durch Übung und Gewohnheit andauernder Anstrengungen der Art eine grosse Leistungsfähigkeit erworben haben,

---

[1]) Als Beispiele, dass diese wirklich vorhanden ist, könnte man beinahe jede Schlacht nennen; der Kürze wegen nur einige: Wagram für die Österreicher viele Tage, eigentlich seit der Schlacht von Aspern, — Austerlitz für die Franzosen vom 1. December Nachmittags bis 2 Uhr früh. — Waterloo für die Engländer vom 17. Juni bis 18. früh. — Skalitz für die Österreicher vom 27. Abends bis 28. Mittags. Königgrätz vom 2. bis gegen Mittag des 3.

und welche endlich die Werkzeuge mitführen, um jede Art Hinderniss zu beseitigen und selbst aus dem Geringsten Nützliches zu schaffen.

Man wird nun einwerfen, dass es vielleicht besser wäre, die Genie-Truppen theilweise durch Infanterie-Pionniere zu ersetzen, da die Gelegenheit zur Verwendung der Genie-Truppen verhältnissmässig doch selten vorhanden ist.

Bezüglich des Wortes „selten Gelegenheit" möchte ich jedoch die Behauptung aufstellen, dass nicht die Gelegenheit, sondern deren Benützung selten ist; wenn mit Hilfe der Befestigung, namentlich im Anfange des Feldzuges, nur einige Gefechte entschieden gewonnen wurden, sollten da die Genie-Truppen überflüssig gewesen sein?

Gesetzt, die Infanterie-Pionniere könnten die Thätigkeit der Genie-Truppen vollkommen ersetzen, — ist es denn immer möglich, ja nur zweckmässig. die Pionnier-Abtheilungen den Brigaden wegzunehmen? Sie bilden einen Theil der Brigade, sind dort nothwendig; nur schwer, ich möchte sagen, nur mit grosser Reibung können sie von ihren Abtheilungen getrennt werden, und dies sollte nur bei wichtigen Anlässen geschehen; denn mit ihnen verliert die Brigade jene Abtheilung oft auf mehrere Tage, die, versteht es der Commandant sie zu verwenden, im Lager, auf dem Marsche, im Gefechte zu technischen Verrichtungen unentbehrlich ist. Wer wird sich hier nicht an Hohlwege, dichtes Gestrüppe, Colonnenwege, zu beseitigende Hindernisse erinnern? Fragen wir, wie vielen Brigadieren in der Armee es auch nur gleichgiltig ist, wenn sie die Brigade-Pionnier-Abtheilung auf Tage verlieren? — und doch musste dies wiederholt geschehen, wenn die Armee nicht eine hinreichende Zahl Genie-Truppen hatte, und dennoch Befestigungen anwenden wollte.

Jede Brigade muss Objecte, die sie vertheidigen soll, verstärken; damit ist aber noch nicht das Gefechtsfeld befestigt; es fehlen eben die Hauptstützpunkte des Kampfes. Sind grosse Arbeiten auszuführen, dann müssen die Brigade-Pionnier-Abtheilungen ohnehin beigezogen werden; allein dies soll nur ausnahmsweise geschehen und nicht zur Regel werden; man darf eben auch nicht eine Schaufel unthätig lassen, so lange man durch sie auf dem entscheidend wichtigen Punkte etwas leisten kann.

Die Genie-Truppe durch die Infanterie-Pionnier-Abtheilung zu ersetzen, bedingt, dass man sie tüchtig schult, die Ausbildung der sie leitenden Officiere durch grössere Übungen vereinigter Abtheilungen praktisch, — durch ernste Studien in Taktik und Technik theoretisch ausbilde. Die Mannschaft muss durch unausgesetzte anstrengende Übung an ihre harte Arbeit gewöhnt, die Unterofficiere mit besonderer Sorgfalt ausgebildet werden. Man würde endlich die Pionnier-Abtheilungen mit der Feld-Ausrüstung unserer Feld-Genie-Compagnien versehen müssen.

Es fragt sich, ist es da nicht billiger und besser, solche einzelne Abtheilungen im Frieden in Bataillons zu sammeln, Officiere und Mannschaft einheitlich und dadurch billiger und schneller auszubilden? Ist es nicht zweckmässiger, die Mannschaft auszuwählen? ist es nicht besser, von den Leuten zu

verlangen, dass sie gewisse Schulkenntnisse und die Geschicklichkeit in einschlägigen Handwerken mitbringen? Ist es nicht zweckmässig, den Officier technischen Bildungs-Anstalten zu entnehmen, von Grad zu Grad im Avancement von ihm Prüfungen zu verlangen?

Wer Gelegenheit gehabt hat, die Leistungen der Mannschaft der Genie-Truppe neben Brigade-Pionnier-Abtheilungen zu sehen, wird keinen Augenblick zweifeln, wo die Ausbildung bessere Resultate erzielt hat.

Wenn man sieht, wie die Leute bei engster Anstellung, wo scheinbar kein Raum mehr zur Anwendung des Werkzeuges vorhanden ist, Stunden, ja ganze Nächte arbeiten und Leistungen zu Stande bringen, die jene der gewöhnlichen Friedens-Übungen um das Zwei- bis Dreifache übersteigen, der wird für die Verrichtung einer wichtigen Arbeit die Genie-Truppe entschieden vorziehen.

Während der Infanterist in der Arbeit nach anstrengenden Märschen nur eine ungerechte Überbürdung erblickt, betrachtet der Genie-Soldat im Frieden diese Arbeit als seinen Dienst; seine Leistung wird ihm bewusst, die Fähigkeit hiezu sein Stolz; im Felde findet er die ersehnte Gelegenheit, seine Geschicklichkeit und Ausdauer zu bewähren.

Von all den Vorwürfen also, welche man gegen die Zulässigkeit der Vermehrung der Genie-Truppen — von allen Gründen, die man für den Ersatz derselben durch die Brigade-Pionnier-Abtheilungen angeführt hat, bleibt der Eine übrig, dass man durch sie die Zahl der Nichtcombattanten vermehrt.

Man vermeidet es jetzt ängstlich, Genie-Truppen in der Gefechts-Sphäre zu verwenden, weil sie in so geringer Zahl vorhanden sind, und man nicht Gefahr laufen will, hier bedeutende Verluste zu erfahren; es entgeht daher diesen Truppen die Gelegenheit zur ausgiebigsten Thätigkeit in den letzten Momenten vor Beginn des Gefechtes.

Wären sie aber in hinreichender Anzahl vorhanden, so brauchte man ihre Verluste nicht zu befürchten, sie im Gefechte nicht zu schonen. Ein Sieg würde den Verlust eines Theiles der Genie-Truppen ebenso rechtfertigen, wie jenen bei anderen Waffen.

Mit der Systemisirung einer grösseren Zahl von Genie-Truppen hätte man sich aber eine in Local-Gefechten vorzugsweise zu verwerthende Truppe geschaffen.

Noch muss ich hier eines Umstandes gedenken, es ist dies die Möglichkeit einer Combination des Feld-Genie-Dienstes mit den Verrichtungen der Pionniere, oder wie der wichtigste Dienst derselben heisst: mit dem Brückenschlag.

Ich glaube, es sind dies die zwei Verrichtungen, die nicht durch eine Truppe zugleich geleistet werden können, wenngleich jede, sowohl Genie- als Pionnier-Truppe, zu beiden befähigt sein sollte.

In Preussen hat man bekanntlich nur Pionnier-Bataillons, unterscheidet aber bei diesen eine Pontonier-, 2 Sappeur- und 1 Mineur-Compagnie; den 3 letzteren fällt so ziemlich der Wirkungskreis unserer Genie-Truppe zu.

Schon in ihrer ersten Thätigkeit im Felde werden diese Compagnien getrennt, um nur bei besonderen Gelegenheiten wieder unter dem gemeinschaftlichen Chef vereint zu wirken.

In der Regel beschränkt sich die Thätigkeit der Pontoniere auf die Herstellung der Brücken, die für diese nöthigen Wegherstellungen und sonstige technische Vorkehrungen im Bereiche des Flusses.

Auf dem Marsche könnte man sich die Thätigkeit der Pionnier-Feld-Compagnie (Genie-Truppen) noch am ehesten durch die Pontonier-Abtheilungen ersetzt denken; supponiren wir aber erst den Zusammenstoss der Avantgarde mit dem Feinde, — so wird in diesem Momente der Brückenschlag an der Tête unmöglich, an der Queue und an der Flanke jedoch vielleicht nothwendig, um die Colonnen zu bewegen, den Aufmarsch zu begünstigen, vielleicht den Rückzug in breiter Front antreten zu können.

Es wird also der Abmarsch der Pionnier-Abtheilungen von der Tête in dem Momente nothwendig, wo sie vielleicht in der Zeit bis zum Beginne des eigentlichen Gefechtes Stützpunkte schaffen, damit der Avantgarde ihre Aufgabe erleichtern könnten, wo es nach dem früher Gesagten sogar wünschenswerth wäre, dass sie einzelne Objecte selbst vertheidigen.

Kann man denn einen Pontons-Train in der Gefechts-Linie lassen oder ohne seine Pionnier-Abtheilung zurückzuziehen? Weiss man denn, ob man nicht im nächsten Augenblicke eine Brücke, die erst unnöthig schien, nicht dringend benöthigen wird? Kann man denn auch dann noch die Pionnier-Abtheilung rechtzeitig zurückberufen?

Noch ungünstiger gestaltet sich dieses Verhältniss in der Schlacht. Bei der grossen Ausdehnung der Schlachtlinie, die eine Armee heutzutage einnimmt, kann kaum ein Fall gedacht werden, wo es nicht nöthig wäre, im Rücken der Armee zahlreiche Brücken zu errichten; man braucht sich deshalb nicht immer mit einem Flusse im Rücken zu schlagen, allein ein grösserer Bach, ein Flüsschen schon hat oft zu furchtbaren Stockungen Veranlassung gegeben.

Die Thätigkeit also, welche in erster Linie den Widerstand, und jene, welche im Rücken und Flanke, ausnahmsweise in der Front, die Gangbarkeit erhöht, sind wesentlich verschieden; eine Truppe für beide bestimmen zu wollen, heisst ihr entweder einen schwerfälligen Pontons-Train unnütz anhängen oder auf ihre ausgiebige Thätigkeit bei der Verstärkung des Gefechtsfeldes verzichten.

Was man an Brücken-Train besitzt, muss stets beisammen und zu jeder Verwendung bereit gehalten werden.

In dieser Beziehung wäre es unbedingt von Vortheil, wenn man bei Genie-Truppen und Infanterie-Pionnier-Abtheilungen unausgesetzt jene kleinen Brücken-Herstellungen üben würde, welche sie mit ihrer Ausrüstung und dem aufgefundenen Materiale herstellen können, und die, wollte man erst zu ihrer Herstellung Pionniere herbeiziehen, zu spät fertig würden und Versplitterung dieser Waffe veranlassen würden.

Ich erinnere in dieser Beziehung an die Fassbrücken über den Canal Bianco und Adigetto, welche die 5. Compagnie des 2. Genie-Regiments im Jahre 1866 erbaut hat.

Ich habe in dem Vorhergehenden gezeigt, wie die technischen Truppen im Grossen verwerthet werden können, welchen Einfluss sie auf den Gang der kriegerischen Ereignisse nehmen, und habe versucht zu beweisen, dass es nothwendig sei, dass jedes Corps, beziehungsweise die Armee-Division, einen Theil der Genie-Truppe stabil zugewiesen erhalte.

Die Leistung des Ganzen beruht auf der richtigen Verwendung der einzelnen Theile, und über diese muss man sich klar werden.

Wir wollen also die Verwerthung der Genie-Truppe bei Partial- und Local-Gefechten betrachten.

Ein Eingehen auf specielle Fälle soll, so weit das ohne vorliegende concrete Verhältnisse möglich, die Art der Verwendung und die daraus resultirende Placirung der technischen Kräfte beleuchten.

Stellen wir uns z. B. ein Dorf vor. Eine Reihe zerstreut liegender Hütten, umgeben mit schlecht umzäunten oder offenen Gärten, in welche die zu ihrer Vertheidigung bestimmten Truppen im letzten Momente geworfen werden, bietet eine sehr unvollständige Deckung, welche die verlorene Einheit im Commando, die mangelnde Übersicht für die Leitung, die Zersplitterung der Kräfte kaum ersetzt. So beschaffene Örtlichkeiten wurden oft im ersten Anlaufe genommen, wie dies die Orts-Gefechte des Jahres 1859 am klarsten bezeugen. Vier Orte auf den von Turbigo nach Mailand führenden Chausséen, bei denen übrigens überdies der Angriff häufig auf dammartige Chausséen beschränkt war, erlagen durchgehends schon dem ersten Angriffe, und die Hartnäckigkeit und Tapferkeit der Vertheidigung fand nur darin ihren Ausdruck, dass der Besitz solcher Örtlichkeiten oft rasch 2—3mal wechselte.

Der locale Werth einer Örtlichkeit, einer Befestigung etc. liegt darin, dass sie den Vertheidiger dem Auge und der Waffenwirkung des Gegners entziehen, dass die Annäherung des Angreifers erschwert und die durch die Ruhe und Sicherheit ihres Gebrauches potenzirte Waffenwirkung des Vertheidigers bis zum letzten Momente erhalten bleibt, dass endlich selbst nach Verlust der äussersten Vertheidigungs-Linie in geeigneten Abschnitten der Widerstand neu aufgenommen und das Verlorene wieder leicht gewonnen werden kann.

Die meisten Örtlichkeiten werden diese Bedingungen erst nach einer technischen Vorbereitung erfüllen.

Erst diese Arbeiten schaffen aus den Hecken, Zäunen und Planken der Umfassung eine wirksame, schusssichere Deckung; sie richten diese durch Bankette, Brüstungen, Schiessscharten zum Gebrauche der eigenen Waffen ein, herstellen die Communicationen längs der Enceinte, schaffen Abschnitte und Reduits, wo diese die Vertheidigung fördern, sperren Eingänge und Strassen durch Werke und Barricaden, lichten das Vorfeld, wo Büsche und

Bäume die Übersicht erschweren, und bilden daraus Hindernisse für den anrückenden Gegner, beseitigen oder isoliren feuergefährliche Theile und Dacheindeckungen und treffen Löschanstalten für den Brand, — das die Vertheidigung lahm legende Drama fast jedes Orts-Gefechtes.

So hergerichtete Dörfer werden mit Recht zum Stützpunkte, zum Pivot aller taktischen Bewegungen, sie werden das wichtigste Kampf-Object für den Gegner.

Unsere Kriegs-Geschichte liefert zahlreiche Beispiele, wo die für solche Befestigungen disponible Zeit zum Nachtheile des Erfolges unbenützt blieb.

Ich erinnere hier nur an Aspern, Esslingen, Markgraf-Neusiedl und Wagram 1809, an Pastrengo 1848, das der Gegner nach Besitznahme befestigte und uns so die Verbindung mit Tyrol vollkommen unterbrach, — an Magenta, Medole, Cavriano u. s. w.

Dort aber, wo solche Arbeiten am rechten Orte zur Ausführung kamen, sehen wir sie glänzende Resultate liefern. — So trägt 1848 das in Vertheidigungszustand gesetzte Sta. Lucia entscheidend zum Schicksal des Tages bei, — so hindert bei Custoza im selben Jahre das in der kürzesten Zeit zu hartnäckiger Vertheidigung hergerichtete Valeggio die Vereinigung des Gegners mit dem Corps Sonnaz etc.

Es drängt sich die Frage auf: Ist selbst in der kurzen Zeit eines Schlachttages eine technische Truppe im Stande, eine solche Vertheidigungs-Instandsetzung durchzuführen, und welche Truppen-Zahl ist hiezu nöthig? Darauf lässt sich am besten durch Angabe der Arbeits-Leistungen der Genie-Truppe antworten:

1 Schanze mit halbem Vorgraben und Hindernissen für 350 Mann und 4 Geschütze von 650 Mann in circa 6 Stunden.

1 Schanze, wie oben, doch ohne Vorgraben und Hindernisse, von 400 Mann.

1 einzelner, 2′ tief versenkter Geschützstand mit Deckung gegen flankirendes Geschütz- und Gewehrfeuer von 15 Mann in $1\frac{1}{2}$ Stunden.

1 Batterie für 8 Geschütze von 180 Mann in $2\frac{1}{2}$ Stunden (2′ versenkt, kleine Traversen, Deckung gegen Infanterie-Feuer).

Jägergraben für sitzende Schützen, 2′ 3″ Deckungshöhe, 3 Mann per 1° in 15 Minuten, Jägergräben für stehende Schützen 4′ 3″ Deckungshöhe, 3 Mann per 1° in 30 Minuten.

Deckungsgraben ohne Bankett für geschlossene Infanterie (8′ dicke Brust, 4′ 3″ Deckungshöhe — 3 Mann per 1° in $1\frac{1}{2}$ Stunden), Deckungsgraben mit Bankett für geschlossene Infanterie (8′ dicke Brust, gesammte Deckung 8′ 3″ hoch — 3 Mann per 1° in 3 Stunden.

Einfache Batterie-Deckung mit 1′ versenktem Geschützstand, 3′ hohe Deckung — 3 Mann per 1° in 2 Stunden.

Einfache Batterie-Deckung mit Geschützstand im Horizont (vorderer Graben), 3 Mann per 1° in $2\frac{1}{2}$ bis 3 Stunden.

Schulterwehr für Geschütz-Protzen, Batterie-Wagen oder Cavallerie — 5 Mann per 1° Kamm-Linie in 5—6 Stunden.

Verhau 3 Bäume tief (20† breit), 2 Mann in 6 Stunden 15 Schritte.

Palissaden: 4 Mann fällen in 10 Stunden 30 Stück mittelstarke Kiefern und Tannen —
4 Mann erzeugen aus ihnen per Stunde 20 Stück Rund-Palissaden —
10 Mann setzen per Stunde 15′ — Palissaden —
4 Mann erzeugen per Stunde 100 Pfählchen —
4 Mann bedecken per Stunde 25□′ mit Pfählen.

Ob dergleichen Arbeiten möglich sind, darauf antwortet am besten eine kurze Angabe der Leistungen der 4. Genie-Compagnie, welche 1866 am Schlachttage von Custoza mit der Vertheidigungs-Instandsetzung von Somma campagna, dieses wichtigen Pivot-Punktes, von dessen Besitze der Erfolg des Tages abhing, betraut wurde.

Der Arbeits-Anfang um 6 Uhr.

Der 1. Zug beginnt mit der Crenelirung der 150′ langen Kirchhofmauer an der Westseite, dessen Capelle zum Reduit eingerichtet wurde; der 4. mit Vertheidigungs-Instandsetzung der Villa Vicentini; an den nach Westen führenden Strassen werden 4° breite Verhaue hergestellt. — Diese Arbeiten sind um 9 Uhr vollendet.

Da jedoch die Westseite vor Allem bedroht war, so wird hier von beiden Zügen mit Herstellung einer zweiten Vertheidigungs-Linie begonnen; Häuser-Complexe und Gärten in der Länge von 350† werden hier zur Vertheidigung eingerichtet, eine 110′ lange, den Ausschuss hindernde Mauer niedergerissen und 2 Geschütz-Positionen errichtet.

Die beiden anderen Züge setzen die Süd- und Ost-Seite in Vertheidigungsstand, errichten 2 Geschütz-Positionen zur Bestreichung der Strasse nach Villafranca, erbauen Barricaden und demoliren eine 2° hohe, 2′ dicke und mehrere Klafter lange Mauer.

Die Gesammt-Länge der hier ausgeführten Mauer-Crenelirung beträgt 3500 Schritte, die Länge der im Durchschnitte 4° breiten Verhaue und Barrikaden 110 Schritte.

Um 1 Uhr waren diese Arbeiten, die sämmtlich mit grosser Sorgfalt ausgeführt wurden, beendet.

Die P. T. Herren werden mir beistimmen, dass Orte mit 3500† Umfassung schon zu den grösseren gehören, und dennoch hat eine einzige Compagnie hier Bedeutendes zu leisten vermocht.

Nun wäre noch die Frage zu erörtern, welche Rolle der technischen Truppe bei der Vertheidigung einer solchen Örtlichkeit zufalle.

Erinnern wir uns hier, dass schon im einfachen, wenig durchschnittenen Terrain mit Recht eine genaue Recognoscirung zu der Vorbedingung des Erfolges gezählt wird; in einer Örtlichkeit, die doch ein eminent coupirtes

Terrain repräsentirt, gewinnt die Orientirung gewiss an Bedeutung, und eine erst im letzten Momente in eine Örtlichkeit geworfene Truppe wird nur eine geringe Vertheidigungskraft zu entwickeln vermögen.

Dem Leiter der Befestigung hat bei seinen Anordnungen eine bestimmte Gruppirung und Verwendung der Kräfte vorgeschwebt; seine Ideen sind in der Vertheidigungs-Instandsetzung verkörpert; ihm fehlt nun jeder Einfluss auf die Besetzung und Vertheidigung.

Die Mannschaft hat ihr Werk noch zu vervollständigen; jede Minute ihrer weiteren Thätigkeit potenzirt sich an Werth; ein Theil wirkt thätig bei Orientirung der neuen Vertheidigungskräfte mit, ein Theil arbeitet im Innern an Communicationen, Barricaden, Abschnitten und Reduits, ein Theil trifft Löschanstalten.

Mehr noch als Alles dies: man verwende die Genie-Truppe selbst zur Vertheidigung; man wird dies thun können, sobald man ihren Werth nicht nach der Seltenheit bemessen muss; das Gefühl des Werthes und der Bedeutung jedes Theiles der Befestigung, das Gefühl, die gehabte Mühe jetzt auszunützen, das Verständniss für die Gegenseitigkeit der einzelnen Theile der Befestigung würden in der vervielfachten Widerstandskraft seiner Vertheidiger einen lebhaften Ausdruck finden.

Bei der Vertheidigung wird die technische Truppe eine naturgemässe Vorliebe für die eigene Schöpfung zeigen.

Die neue Besatzung ist häufig der Meinung, sie müsse den Ort besetzen, weil er befestigt ist, während sie doch richtiger annehmen sollte, die Befestigung sei des Vertheidigens wegen geschehen.

Die Vertheidigung muss dadurch gewinnen, dass rasch, selbst im feindlichen Feuer, beschädigte Objecte, Lücken in der Vertheidigungs-Linie durch die gewandte und kundige Mannschaft ausgebessert, ausgefüllt werden.

Ja es wird aus erklärlichen Gründen sogar die Art der technischen Ausführung gewinnen, sobald die Truppe weiss, dass sie an der Vertheidigung Antheil nimmt. -- Ähnliche Gründe sprechen auch für eine Theilnahme der Besatzung an den technischen Arbeiten, was recht gut ganz ohne Werkzeug denkbar ist.

Hiedurch wäre wenigstens jener Einfluss auf die Truppe ferne gehalten, dem sie durch die müssige Ruhe vor dem Gefechte leicht zugänglich gemacht wird, und den ein Autor so trefflich mit dem Ausdrucke „Process des Mürbewerdens“ bezeichnet.

Ähnlich der bisher bezeichneten Wirksamkeit ist die Thätigkeit der technischen Truppen beim Angriffe auf Örtlichkeiten, die mit Zuhilfenahme aller Mittel der Technik vertheidigt werden.

Ohne zum grossen Theile die Hindernisse nur zu kennen, die sich einem solchen Angriffe entgegenstellen, ohne die Mittel zu ihrer Überwindung wird die angreifende Truppe vor dem geringsten Hindernisse stutzen, und wie verhängnissvoll bei der potenzirten Feuerwirkung ein solches Zaudern, ein wenn auch momentaner Stillstand des Angriffes werden kann, ist bekannt.

Es ist unbedingt nöthig, dass immer eine Truppe vorhanden ist, welche auf diese Hindernisse nicht unerwartet stösst, sondern sie sucht, die Hecken, Zäune, Planken, Verhaue beseitigt und Mauern, Palissaden, Thore öffnet.

Diese denke ich mir wohl nicht, wie häufig angenommen, als regellose, hinter den sogenannten Freiwilligen vorrückende Linie, sondern als geschlossene Abtheilung in der Hand ihres Führers an der Tête der Sturmcolonnen selbst, — dieser nach ausgemittelter Angriffs-Richtung den Weg zeigend und bahnend.

Eine derartige Verwendung der Genie-Truppe wird sie weder als unbenützbaren Ballast noch als zu kostbares, der feindlichen Waffenwirkung zu entziehendes Material betrachten lassen.

Auch bei der Reserve müssen Abtheilungen eingetheilt sein, deren specielle Bestimmung es ist, den Ort, wenn man ihn genommen hat, auf der nunmehr bei Gegen-Angriffen zu vertheidigenden Seite zu verstärken; dass hiezu die beim Sturme unmittelbar mitwirkenden Truppen nicht leicht thätig sein können, dass es hiebei an Einheit und Zusammenwirken fehlen würde, brauche ich nicht zu erwähnen.

Es ist nothwendig, dass solche Grundsätze bei der Führung volle Beachtung finden.

Die Truppen müssen diese ihre gegenseitige Wirksamkeit kennen lernen. Die Kenntniss dieser Verwendung ist so nothwendig, dass ihre Wirksamkeit schon im Frieden gelehrt, geübt und anschaulich gemacht werden sollte; dann wird sich die richtige Anwendung von selbst einstellen.

Es fehlt mir an Zeit, um auf die Thätigkeit der Genie-Truppe während des Marsches und der Ruhe näher einzugehen. Die Bedeutung ist wohl unzweifelhaft.

Bei Vormärschen werden Brücken und Wegherstellungen nothwendig; es wird die Avantgarde oft in die Lage kommen, aus schnell aufgeworfenen Deckungen oder Verstärkungen Nutzen ziehen zu können.

Es wird die Nothwendigkeit eintreten, während des Vormarsches auch bei der Arrièregarde einen kleinen Bruchtheil der technischen Truppen einzutheilen, um kleine Beschädigungen, die durch die Benützung entstanden sind, auszubessern, weil sonst oft ein einziger Regenguss die Strasse ganz zerstören könnte.

Bei Rückmärschen sind Zerstörungen aller Art und Einrichtung von Arrièregarde-Stellungen, daher technische Truppen nothwendig. Die wichtigen Leistungen bei Zerstörung und Unbrauchbarmachung von Eisenbahnen oder bei deren Herstellung sind aus dem letzten Kriege bekannt.

Während der Ruhe kann die künstliche Verstärkung einzelner Posten deren Zahl überhaupt vermindern, daher den Truppen die Ruhe erhalten, Alarmirungen seltener machen etc. etc.

Und schon der Nutzen wäre gross, dass den Truppen klar würde, welche Posten die wichtigen sind und vor Allem gehalten werden müssen.

Hat der Feind eine unternehmende Cavallerie, selbst wenn sie irregulär

wäre, so wird sich jede Feldwache, jeder Aufnahmsposten decken, unsere Trains werden nicht ungedeckt in gemüthlicher Ruhe hinter den Truppen biwakiren.

Alles wird zu seiner Deckung, ich will nicht sagen Befestigungen, aber Verstärkungen, Absperrungen der Hauptzugänge benützen.

Nicht der Genie-Truppe werden viele dieser Verrichtungen zukommen, aber die Truppen sollen den Werth und die Art der Verstärkung öfter zu sehen bekommen, ihre Anwendung, so zu sagen, erlernen. Und dies lässt sich nur erzielen, wenn man eben die Genie-Truppe als activen Theil in die Armee hineinleben lässt, wenn gleichsam ihre Thätigkeit in der Armee eingebürgert ist.

V. Verwendung der Genie-Truppen im Jahre 1866.

Ich erlaube mir auf die Verwendung der technischen Truppen im letzten Feldzuge zurückzukommen. Es liegt die Frage nahe, wenn die Befestigung so grossen Werth hat, warum hat sich denn dieser im letzten Feldzuge nicht mehr geltend gemacht? — Die Truppe selbst hat hier Nichts verschuldet. Die Leistungen derselben standen in richtigem Verhältnisse mit deren Zahl. Dass ihre Thätigkeit wenig bekannt ist, liegt, nebst dem Umstande, dass der Nutzen solcher Arbeiten nur in einzelnen seltenen Fällen in die Augen springt, sich, ich möchte sagen, nicht vordrängen und geltend machen kann, noch darin, dass die Zahl der bei der Armee eingetheilten Genie-Truppen zu gering war; wir hatten nur 1 Bataillon bei der Nord-, 1 Bataillon bei der Süd-Armee, 1 Compagnie bei der Vertheidigung von Tyrol, während die preussische Armee nahezu per Armee-Corps 1 Bataillon, die italienische per Division 1 Compagnie hatte.

Bei der Süd-Armee sehen wir die technischen Truppen, soweit es die geringe Zahl derselben zulässt, wirksam thätig. Handgreiflich wäre dies allerdings erst geworden, wenn der Gegner nach dem glänzenden Tage von Custoza es noch gewagt, die Offensive zu ergreifen.

In Tyrol waren, wie ich die Ehre haben werde zu zeigen, die Leistungen sehr bedeutend.

Im Allgemeinen mussten, in Folge der geringen Zahl der Genie-Truppen, diese, durch viele Märsche äusserst angestrengt, nicht nur an Kraft, sondern auch an kostbarer Zeit verlieren. Eine Consequenz davon war, dass viele Arbeiten nur flüchtig, andere gar nicht verrichtet wurden, trotzdem man Pionnier-Abtheilungen und Pionniere beizog, wo es nur möglich war.

A) Nord-Armee.

Betrachten wir die Thätigkeit bei der Nord-Armee. Diese hatte nur 1 Bataillon, welches erst am 29. Juni in Josephstadt eintraf.

Das Bataillon erbaute vor Salney in der Nacht vom 29. zum 30. Juni

4 Batterien und setzte Kukus in Vertheidigungs-Zustand, erbaute am 30. bis 11 Uhr Vormittags noch 3 Batterien. Am 2. Juli befestigte es die Stellung zwischen Nedelišt und Lipa im Vereine mit anderen technischen Truppen und erbaute mit ihnen 7 Batterien, Jäger-Gräben, Verhaue etc.

Am 3. Juli sollten Lipa, Chlum, Problus, Nieder-Prim zur Vertheidigung hergerichtet, der Wald bei Problus verhaut werden. Dies konnte nicht mehr vollständig ausgeführt werden. Namentlich zeigte es sich von grossem Nachtheil, dass man die Arbeitskräfte nie disponibel hatte, sondern erst zusammen suchen musste.

Dass die Stellung Lipa-Nedelišt ihren Dienst versagte, liegt in der verfehlten Disposition für die Schlacht, welcher sich die Befestigungen unbedingt anschliessen mussten.

Auf dem Rückzuge wurde die Eisenbahn und die Strassen an zahlreichen Stellen durch Absperrung oder Zerstörung von circa 40 Brücken und Viaducten unbrauchbar gemacht, — bei Lundenburg, Nadař (durch Pionniere und Infanterie-Pionniere), Brajna, Miava Befestigungen angelegt, um den Rückzug zu decken.

Eine besondere Erwähnung verdient die in den letzten Tagen vor Beginn des Feldzuges zusammengestellte berittene technische Abtheilung bei den Cavallerie-Divisionen; die Berichte der 1. Cavallerie-Division zeigen bedeutende Erfolge an Wegherstellungen etc., was eben beweisen würde, dass diese Einrichtung, welche die Americaner in dem letzten Kriege einführten, vortrefflich ist.

B) Süd-Armee.

Auf dem südlichen Kriegsschauplatze waren die Genie-Truppen sehr in Anspruch genommen; sie haben 20 Brücken zerstört oder zur Zerstörung hergerichtet, 10 Brücken halbpermanent gebaut, 9 Ortschaften in Vertheidigungsstand versetzt, an 7 Punkten Befestigungen oder Verstärkungen angelegt.

Den grössten Theil hievon in der Zeit vom Schlachttage bei Custoza bis zum Abmarsch der Süd-Armee an die Donau, also vom 24. Juni bis 6. Juli — in 11 Tagen.

C) Vertheidigung von Tyrol.

In Tyrol waren die Schwierigkeiten noch durch den Umstand vermehrt, dass die gebirgige Beschaffenheit des Landes Fussmärsche bedingte, und diese bei der divergirenden Richtung der zu vertheidigenden Thäler sehr ausgedehnt waren, die Truppe in Folge dessen ermüdet ankam und unverzüglich auch in der Nacht arbeiten musste, wollte sie den an sie gestellten Forderungen genügen.

Dennoch hat die hier verwendete Compagnie des 2. Genie-Regiments Bedeutendes geleistet, wie aus nachstehenden Daten hervorgeht:

Der Bau eines Brückenkopfes bei Ponte Mostizolo, 26. Juni bis 4. Juli,
17. Juli: Piano delle fugazze befestigt,
20. „ Valsugana bei Primolano gesperrt,
22. „ Borgo verbarricadirt,
23. „ Gefecht von Levico,
24. „ Civezzano in Vertheidigungs-Zustand gesetzt,
25.—26. Juli: Trient befestigt,
28. Juli: Val di caddin abgesperrt,
30. „ Stellung auf dem Sattel von Roncogno,
2.—6. August: im Fleimser- (Travignolo- und Cismore-) Thale Befestigungen angelegt,
3. August: Stellung bei Sopramonte befestigt,
4.—7. August: Batterien an den Fersina-Brücken,
7.—9. August: Stellung bei Calliano befestigt.

Ferner wurden während des Krieges 8 Brücken zerstört, mehrere andere, sowie Communicationen hergestellt. Diese Arbeiten wurden oft nach anhaltenden Gebirgs-Märschen ausgeführt.

Diese Thätigkeit gibt ein Zeugniss ebensogut für die Leistungsfähigkeit der Truppe, als für die Möglichkeit, diese zu verwerthen, und waren wir hier auch nicht so glücklich, durch diese Werke unmittelbar zur Vertheidigung des Landes beizutragen, so war ihr unmittelbarer Einfluss und der Umstand zu beachten, dass sie es eben ermöglichten, die Vertheidigung mittels jener kurzen concentrirten Stösse so glücklich zu führen.

Dass auch hier die Genie-Truppen nicht in ausreichender Zahl vorhanden waren, erhellt aus dem Umstande, dass die Befestigung von Trient — dieses Central-Punktes der Vertheidigung — erst am 25. und 26. Juli und wegen der geringen Kräfte natürlich ungenügend vorgenommen werden konnte.

Denken Sie, meine Herren, an die Zeit, als die Süd-Armee nach Wien abrückte, und Tyrol durch die Valsugana von Medici angegriffen wurde. Sämmtliche Kräfte waren damals an der lombardischen Grenze gegen Garibaldi engagirt, Trient lag entblösst von Truppen und Befestigungen.

Nur der Tapferkeit und Umsicht des Majors Pichler und der Unkenntniss der Verhältnisse seitens des Feindes ist es zu danken, dass sich die nothwendigerweise vernachlässigte Befestigung Trients nicht schwer rächte.

Dies, meine Herren, ist das Bild der Thätigkeit der Genie-Truppe im Jahre 1866. Wenn ich es nicht weiter ausführe, so geschieht dies, weil ich Zahlen bringen müsste, die, weil sie sich nicht übersichtlich zusammenstellen lassen, ermüden würden. In dieser Beziehung muss ich auf die officiellen Zusammenstellungen verweisen.

VI. Entwurf für die Befestigung eines Theiles des Schlachtfeldes von Königgrätz.

Ein sehr lehrreiches Beispiel für die eben dargelegte Befestigungs-Methode liesse sich in ihrer Anwendung auf das Schlachtfeld von Königgrätz ausführen.

Da es jedoch zu weit führen würde, wenn ich das Schlachtfeld in seiner ganzen Ausdehnung betrachten wollte, so beschränke ich mich darauf, jenen Theil desselben einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, dessen Vertheidigung an dem Schlachttage so verhängnissvoll wurde.

Der Verlauf der Ereignisse ist wohl allgemein bekannt, und die Behauptung ist wohl nicht neu, dass, wenn es uns gelang, den rechten Flügel mit den dort aufgestellten Truppen gegen den Kronprinzen zu halten, der Angriff der Preussen zum Stehen gebracht worden wäre, die Schlacht einen für uns günstigen Verlauf nehmen konnte. Wir konnten wenigstens die Position behaupten, wenn uns schon die Kraft abging, die Offensive zu ergreifen; im schlimmsten Falle konnten wir den Rückzug ungefährdet und jedenfalls geordnet antreten.

Die Heeres-Leitung hatte, in Besorgniss vor einer allzu grossen Ausdehnung, es nicht gewagt, Hořenowes, Maslověd und den Swieper-Wald in die Stellung der Armee einzubeziehen, sondern die Linie Chlum-Nedelišt als die Frontlinie des im Haken stehenden rechten Flügels angegeben, dem Genie-Chef aber den Befehl ertheilt, in dieser Linie einige Befestigungen anzulegen.

Was geleistet werden konnte, wurde hier geleistet; mit dem Aufgebote und Heranziehung jeder Kraft, zu deren Verwendung man die Erlaubniss erhalten konnte, wurde hier gearbeitet und die Stellung, so gut es ging, befestigt.

Aber selbst die beste Anordnung der Befestigungen musste ohne Wirkung bleiben, da es an Kräften fehlte, diese Anordnungen in ihrem vollen Umfange auszuführen.

Bei den thatsächlichen Verhältnissen und Truppenstellungen war aber die Schlacht mit dem Augenblicke verloren, als die Armee des Kronprinzen — und dies konnten Befestigungen in der angedeuteten Weise nicht hindern — die Höhen von Hořenowes besetzte; diese Höhen, der Swieper-Wald etc. mussten von Haus aus in die Stellung einbezogen, und dessen Eroberung nicht erst während der Schlacht versucht und mit Strömen Blutes bezahlt werden.

Unter dem Eindrucke der Wichtigkeit der dominirenden Position von Maslověd war am Schlachttage das 4. und ein Theil des 2. Corps vorgerückt, um den Swieper-Wald zu nehmen. — Dies kostete zahllose Opfer.

Kaum hatten aber die Truppen mit einer, nach den vorausgegangenen unglücklichen Gefechten bewundernswerthen Bravour den Swieper-Wald genommen und durch ihren Muth die Schlachtlinie des Prinzen Friedrich Carl in's Schwanken gebracht, so musste diese Position unter erneuerten furchtbaren Verlusten aufgegeben werden, da die Vorrückung der Armee des Kron-

prinzen in unserer Flanke gemeldet wurde und direct unsere Rückzugslinie bedrohte.

Der Feind nahm endgiltig von den Positionen bei Hořenowes Besitz, und der Tag war entschieden.

Aus diesem Bilde ist zu ersehen, dass, wie die Dinge gestaltet waren, es sich vorzüglich um den Besitz dieser Höhen und des Swieper-Waldes handelte, und man hier zuverlässig Widerstand leisten musste, um entweder in der Front disponibel gewordene Kräfte hieher zu senden, oder unter dem Schutze dieser Stellung die Offensive gegen die im Weichen begriffene Armee des Prinzen Friedrich Carl zu ergreifen, oder endlich den Rückzug ungefährdet anzutreten, — mit einem Worte, um Actions-Freiheit zu haben.

Diesen Theil der Front habe ich zum Gegenstande einer Studie gemacht [1]), und ein Blick auf die Figurentafel Nr. 21 zeigt, was die Genie-Truppe hier leisten konnte, um die Vertheidigung mit möglichst wenig Truppen zu ermöglichen. [2])

Die Höhe von Hořenowes, der Swieper-Wald, ferner die Höhe nächst der Mündung des Trotinka B. in die Elbe sind in dieser Linie jene Punkte, welche durch eine starke Befestigung zu Angelpunkten der Vertheidigung gemacht werden mussten; sie beherrschten die Zwischenräume; jedes Durchbrechen auf Maslověd oder von Račič auf Sendrasić wäre an der flankirenden Wirkung der hinter diesen Befestigungs-Centren stehenden Truppen gescheitert.

Ein ausgiebiger Verhau an der Lisière des Swieper-Waldes (Tafel 21, A) hätte, wenn von einer Brigade vertheidigt, allen Angriffen der 7. preussischen Division getrotzt und jene Verluste, die wir bei der Eroberung dieses Waldes erfahren haben, den Preussen beigebracht.

Breite Durchschläge mussten es der bei Maslověd stehenden Reserve möglich machen, zeitgerecht hier in den Kampf einzugreifen.

Die Höhe von Hořenowes wäre durch 2 geschlossene Schanzen, beide mittels einer Deckung für geschlossene Infanterie verbunden und durch Batterien verstärkt, zum 2. widerstandsfähigen Fixpunkt in der Gefechtslinie geworden. (Tafel 21 B).

Den dritten, gleichzeitig Flügel-Stützpunkt hätte die Vertheidigung in einer Schanze auf der Höhe nächst der Trotinka-Mündung gefunden. (Tafel 21 C).

Die Vertheilung der Truppen denke ich mir ungefähr wie folgt:

1 Brigade steht im Swieper-Wald,

1 Brigade hinter der Befestigungs-Gruppe bei Hořenowes,

---

[1]) Um der Wahrheit Zeugniss zu geben, beeile ich mich hier anzuführen, dass der folgende Befestigungs-Entwurf aus dem Ideen-Austausche mehrerer Officiere der Genie-Waffe entstanden ist und hier nur als Beispiel gewählt wurde.

[2]) Es ist nicht möglich, auf der beigegebenen Tafel Befestigungen im Detail einzuzeichnen. Ein genauer, endgiltiger Entwurf müsste entweder am Terrain oder auf einem Plane, der in grösseren Massstabe gezeichnet ist, verfasst werden.

1 Brigade hätte das Plateau von Sendrašitz zu vertheidigen und lehnte sich an die Trotinka-Schanze, (C)

1 Brigade steht bei Maslověd als Reserve, gleich geeignet die Kämpfe im Swieper-Walde zu unterstützen oder gegen den in den Intervallen vorrückenden Gegner zu wirken,

1 Cavallerie-Division und 4 Brigaden (II. Corps) standen als Haupt-Reserve an einem geeigneten Punkte, etwa vor Nedelišt, und konnten in jedem Intervalle die Offensive ergreifen, ebenso bei der Vertheidigung des Intervalles zwischen dem Swieper-Walde und der nächsten Gruppe der Hauptfront mitwirken.

Wir sehen hier die Vertheidigungs-Linie mit 2 Mann per Schritt in 1. Linie und ebenso viel als mobiler Reserve, also mit 4 Mann per Schritt besetzt.

In den eben geschilderten starken Rahmen schmiegen sich kleinere Befestigungs-Anlagen, welche die Kraft erhöhen; diese, von mehr oder minder untergeordneter Bedeutung, werden nach Massgabe von Zeit, Kraft und Umständen auszuführen sein;

hierher gehört:

1. Batterie vor Cistowes zur Flankirung der süd-westlichen Seite des Swieper-Waldes und der gegen die Bistriz führenden Mulden. Vertheidigungs-Instandsetzung von Cistowes. (Tafel 21 I.)
2. Schanze oder Geschütz-Projectil- sichere Deckung für geschlossene Infanterie, für 1 Bataillon auf der Kuppe zwischen dem Swieper-Walde und dem Gehölze von Hořenowes. (Tafel 21 II.)
3. Verhau an der Lisière des Wäldchens von Hořenowes, Vertheidigungs-Instandsetzung der nördlichen Lisière von Hořenowes und des Schlosses daselbst. (Tafel 21 III. u. IV.)
4. Anstauung des Trotinka-Baches, Verhau des Waldes an der rechten Thalseite, Aufwerfen leichter Jägergräben, Verrammlung der aus der Niederung führenden Hohlwege, Anlage eingeschnittener Geschützstände gegen eine Artillerie-Stellung am Hořiska-Berge. (Tafel 21).
5. Erbauung einer Batterie zur Flankirung der Niederung des Trotinka-Baches am linken Elbe-Ufer (durch einen Theil der in Königgrätz befindlichen Genie-Truppen).
6. Lichtung des Vorfeldes — Ungangbarmachung sämmtlicher gegen die Stellung führenden Wege und Brücken — Herstellung von Colonnenwegen im Innern der Stellung.
7. Als letzte Arbeit — Schaffung einer 2. Linie durch Vertheidigungs-Instandsetzung von Maslověd und dessen Plateau, sowie der die Hohlwege bestreichenden Spitzen des Dorfes Sendrašitz. (Tafel 21 VI u. VII.)

Eine grosse Aufgabe, aber nicht unmöglich, wenn man in der Armee-Leitung und den Truppen-Commandanten die nöthige Unterstützung fand.

Ich werde im Folgenden den Arbeits-Entwurf darlegen und behalte die Umstände, welche thatsächlich obgewaltet haben, bei. Nur Eines supponire

ich, dass nämlich auch unserer Armee analog der preussischen und jeder andern eine hinreichende Zahl Genie-Truppen, also 1 Bataillon per Corps und 1 Bataillon als Armee-Reserve, beigegeben ist.

Zur Lösung der Aufgabe stehen also zur Verfügung: Genie-Truppen je 1 Bataillon vom II. und IV. Corps, dann 8 Brigade-Pionnier-Abtheilungen und (wegen der Wichtigkeit dieses Theiles der Stellung) 1 Genie-Bataillon der Armee-Reserve, endlich 2 Compagnien Pionniere für Brückenschläge etc.

Die Zeit, welche zur Verfügung stand, war factisch von 6 Uhr des 2. (um welche Zeit die Genie-Truppen den ersten Spatenstich wirklich gemacht haben), den ganzen Tag, bei Hořenowes und Trotina noch bis Mittag des 3., in der 2. Linie etwas länger.

Mit Sicherheit konnte man wissen, dass ein Angriff erst am 3. früh, oder ehestens am späten Nachmittage des 2. stattfinden könne. Bis zum Abende des 2. musste die Hauptarbeit geschehen sein. Man hatte also mehr als 12 Stunden disponibel.

Leitung der Arbeit und Vertheilung der Kraft.

Der Armee-Genie-Chef gibt nach den Intentionen der Armee-Leitung den Genie-Chefs des II. und IV. Corps die Directiven für die zu leistende Arbeit.

Es erfolgt die Recognoscirung unter Zuziehung der Divisions-Genie-Chefs, welche sich wie folgt in die Arbeit theilen:

A) Genie-Chef des IV. Corps:
von Cistoves bis inclusive der Schanzen auf der Kuppe von Hořenowes.
Hievon:

a) Genie-Chef der 1. Division:
Kräfte: 2 Genie-Compagnien, 2 Brigade-Pionnier-Abtheilungen;
Arbeit: Verhau des Swieper-Waldes, 20° breit;
Batterie von Cistoves;
Vertheidigungs-Instandsetzung von Cistoves.

b) Genie-Chef der 2. Division des IV. Corps:
Kräfte: 2 Genie-Compagnien;
2 Brigade-Pionnier-Abtheilungen;
1 Genie-Bataillon der Reserve;
Arbeit: $2^1/_2$ Genie-Compagnien eine Schanze;
$2^1/_2$ Genie-Compagnien die 2. Schanze;
1 Brigade-Pionnier-Abtheilung Jägergräben zwischen und neben der Schanze;
1 Genie-Compagnie, 1 Brigade-Pionnier-Abtheilung Verhau des Waldes bei Hořenowes, Infanterie-Deckung auf der Kuppe, Vertheidigungs-Instandsetzung von Hořenowes.

B) Genie-Chef des II. Corps:
Den rechten Flügel der Stellung.
a) Genie-Chef der 1. Division;
Kräfte: 1 Genie-Bataillon;
3 Brigade-Pionnier-Abtheilungen.
Arbeit: 1 Genie-Compagnie und 1 Brigade-Pionnier-Abtheilung:
Verrammlung der Hohlwege an der Strasse von Račič, Verhau des Waldes und Ungangbarmachung der sumpfigen Niederung des Trotinka-Baches und Batterien am Plateau von Sendrašitz;
3 Genie-Compagnien, 2 Brigade-Pionnier-Abtheilungen: Schanze und Jägergräben nächst Trotina;
Batterie am linken Elbe-Ufer, $\frac{1}{2}$ Compagnie Genie-Truppen aus Königgrätz.
b) Genie-Chef der 2. Division recognoscirt die Orte Maslowěd, Sendrašitz und Lochenitz, um die Arbeiten in dieser Linie am 3. anordnen zu können.

Während der Arbeit recognosciren die Corps-Genie-Chefs das Vorfeld bezüglich einer allenfallsigen Offensive, respective Verwerthung der Befestigung hiebei.

Gang der Arbeit:

A) *a*) Die Batterien bei Cistoves — 80 Genie-Soldaten — in 5 Stunden fertig, also 11 Uhr Vormittag; sodann 2 Stunden Rast.
Von 1 Uhr bis 7 Uhr Abends rechts und links — 40 Mann — Graben für geschlossene Infanterie, u. z. 48° lang (für 2 Compagnien.)

---

40 Mann Vertheidigungs-Instandsetzung von Cistoves.

---

1 Genie-Compagnie, 200 Infanterie-Pionniere, zusammen 400 Mann: Verhau am Swieper-Walde; 2 Mann leisten in 6 Stunden 15 Schritt — Verhau 3 Bäume tief.

Der Verhau ist 2000† lang, hiezu 266 Mann; arbeiten diese Leute Nachmittags noch 6 Stunden weiter, so wird der Verhau 6 Bäume tief. Es bleiben also 130 Mann zur Verfügung; 30 Mann heben Jägergräben nächst den Strassen aus, 100 Mann Eröffnung von Communicationen durch den Wald, Lichten des Unterholzes.

b) Deckung für geschlossene Infanterie mit Bankett, Deckungshöhe 8', auf der Kuppe links von Hořenowes $\frac{1}{2}$ Genie-Compagnie — 5 Mann per Klafter, 3 Stunden in der ersten Zeit vom schwachen Profil — 12 Stunden Arbeit — bei 60° lang oder Deckung für 2 Compagnien. 1 Genie-Zug: Vertheidigungs-Instandsetzung von Hořenowes; 1 Zug und Infanterie-Pionniere: Verhau des Waldes und Jägergräben.

Eine Schanze in 7 Stunden sammt Hinderniss von 600 Mann, daher bis 2 Uhr Mittag, von 2½ Genie-Compagnien, dann 2 Stunden Rast — dann weiter 4 Stunden — Lichtung des Vorfeldes, Jägergräben links; dasselbe, Schanze rechts: 2½ Compagnien.
Batterie für 16 Geschütze 1 Pionnier-Abtheilung 100 Mann bis 2 Uhr fertig; sodann Jägergräben, Communicationen.

B) *a*) 1 Genie-Compagnie;
2 Batterien à 8 Geschütze.
Am Plateau von Sendrašitz — die eine um 10 Uhr fertig, dann 2 Stunden Rast — die andere bis 4 Uhr fertig, dann 4 Stunden kleine Jägergräben, nach Zeit und Kraft, rechts und links.
1 Pionnier-Abtheilung: Verrammeln der Hohlwege 20 Mann. Die Übrigen verhauen jene Stellen des Waldes, gegen welche eine Annäherung durch die sumpfige Trotinka-Niederung möglich ist.

Schanze an der Chaussée für 400 Mann Infanterie und 4 Geschütze.
3 Genie-Compagnien sammt Hinderniss fertig um 1 Uhr Nachmittags.
1 Pionnier-Abtheilung — Infanterie-Deckung mit 8′ Deckungs-Höhe und Bankett; eine 2. Pionnier-Abtheilung links, u. z. jede bis Mittag je 40° lang, Nachmittags 1 Batterie und Lichten des Vorfeldes.
Am linken Elbe-Ufer ½ Genie-Compagnie aus Königgrätz: Batterie und Jägergräben.

Des anderen Tages gegen ½8 Uhr fiel der erste Kanonenschuss in der Front, gegen die Höhe von Hořenowes zwischen ½12—12. Gegen Trotinka gegen 1 Uhr.

Es wäre daher noch hinreichend Zeit gewesen, Verstärkungs-Arbeiten — kleine Terrain-Correcturen etc. vorzunehmen.

Sämmtliche Infanterie-Pionnier-Abtheilungen rücken am 2. Abends zu ihren Brigaden ein.

A) *a*) 1 Genie-Compagnie bei Cistowes arbeitet im Orte;
1 Compagnie geht zur Reserve nach Maslowěd.
b) Je 1 Compagnie arbeitet in den Schanzen an deren weiterer Verstärkung und bildet deren Besatzung;
1 Bataillon setzt Maslowěd in Vertheidigungsstand und besetzt es später — (konnte im schlimmsten Falle selbst bis 2 Uhr arbeiten).
Am rechten Flügel: 1 Compagnie in der grossen Schanze;
1 Compagnie Vertheidigungs-Instandsetzung von Lochenitz;
2 Compagnien Vertheidigungs-Instandsetzung von Sendrašitz und später Nedelišt.

Pionniere:

2 Pionnier-Compagnien der beiden Corps;

1. Compagnie. — 1 Zug: Anstauung der Trotinka; — 3 Züge: Brücken schlagen über die Elbe und Colonnenwege dazu erbauen, Ausstecken der Anmarsch-Linien.
2. Compagnie. — Brückenschlag mit der Brücken-Equipage; — 1 Zug: Gangbarmachung und Verstärkung sämmtlicher, im Bereiche der Stellung vorkommenden Brücken.

Aus dem Ganzen ist ersichtlich, dass der Vormittag des 2. bis 1 Uhr (6 Stunden) genügt hätte, um das Schlachtfeld in ausgiebiger Weise zu verschanzen.

Alles Übrige war Beigabe und weitere Verstärkung.

Am 3. Juli 2 Uhr Nachmittags, um welche Zeit der österreichische rechte Flügel bereits geschlagen war, hätte, unter der Voraussetzung der Befestigung des Schlachtfeldes, der Kronprinz kaum den Angriff wagen dürfen, da er zu einem Angriffe auf eine so starke Stellung seine ganze Kraft concentriren musste.

Gingen aber, nachdem der preussische Angriff überall stockte, die Österreicher in die Offensive über, so war die Befestigung, — nur von Genie-Truppen und einigen Bataillonen besetzt, — der feste Rückhalt, welcher ihrem Angriffe Kraft und Sicherheit verlieh und erlaubte, alle disponiblen Truppen zum Angriffe vorzunehmen.

Ich habe nun die Geduld der hochgeehrten Versammlung auf eine grosse — vielleicht zu grosse — Probe gestellt. Möge mich bezüglich des Umfanges meines Vortrages die Reichhaltigkeit des Stoffes einerseits, anderseits der ernste Wunsch entschuldigen, den ich hegte, in dieser so wichtigen Sache möglichst vollständig zu sein. Dem Schlusse nahe, tritt mir noch die Möglichkeit entgegen, ich habe vielleicht zu nachdrücklich die volle Ausnützung der technischen Hilfsmittel im Kriege betont und dadurch die Vorstellung wachgerufen, als wollte ich der Waffe, der ich angehöre, einen übergrossen Wirkungskreis auf Kosten der Hauptwaffen vindiciren. Ich kann darum nicht umhin, nochmals zu betonen, dass ich dies nicht beabsichtigte; festhaltend an dem weiteren Gesichtskreise, der nur das grosse Ganze im Auge hat, habe ich mich bemüht, Nichts zu übersehen; blickte ich aber auf die militärisch-technischen Hilfsmittel, so sah ich sie nicht an jener Stelle, die ihnen, meiner tiefsten Überzeugung nach, gebührt.

Dass dies wirklich so ist, und zu welchem Platze sie berechtigt seien, versuchte ich Ihnen darzulegen. Ist es mir nicht gelungen, so mögen Sie dies nicht dem Gedanken zur Last legen, sondern dem Sprecher und seinen Fähigkeiten.

Was ich nun wünsche, sehnlichst wünsche, ist, dass dem Gegenstande Beachtung geschenkt werde: diese wird zum Studium veranlassen.

Wird aber einmal die mögliche Wirksamkeit der technischen Truppen vollkommen verstanden und ernstlich geprüft, dann wird sie auch zur Geltung kommen.

Dann wird nicht blos, wer im frischen Kampfe mit dem Feinde ringt, auch der weit ruhmlosere Arbeiter, der den Kämpfenden erhöhte Sicherheit schenkt, sein Vordringen erleichtert, seine Eroberung sichert, seinen Rückzug deckt, mit Vortheil schaffen und seinen Theil zur Ehre und dem Ruhme des Ganzen beitragen.

Dann wird die Armee, bisher allzu frisch und allzu wacker auf ihren stürmischen Angriff bauend, den vorsichtigen und unermüdlichen Befestiger schätzen lernen, der ihrem Stosse einen sichern Rückhalt schafft und dadurch ihre Kraft erhöht.

Hochgeehrte Versammlung! Es ist unbezweifelt, dass die Technik im alltäglichen Leben den namhaftesten Kraftzuwachs gewährt.

Möchte es mir gelungen sein, Sie zu überzeugen, dass sie für die Kriegführung dasselbe zu leisten im Stande ist.

Möge in einem künftigen Kriege uns auch dieser Kraftfactor zur Seite stehen, und wir Sorge getragen haben, das Haus für alle Fälle zu bestellen.

Korssakoff und die Betheiligung der Russen an der Schlacht bei Zürich. 25. und 26. September 1799.[1])

Hochansehnliche, hochgeehrte Versammlung!

Das löbl. Comité hat mir die Ehre erwiesen mich aufzufordern, die Serie der Winter-Vorträge in unserem wissenschaftlichen Verein zu eröffnen. Indem ich dieser Aufforderung nachkomme, kann ich mir nicht verhehlen, wie vieler Nachsicht ich von Seite eines so ausgezeichneten Auditoriums bedarf. Die freundliche Aufnahme, die einer meiner Vorträge in diesen Räumen gefunden hat, lässt mich hoffen, dass mir diese wohlwollende Gesinnung auch heute zu Theil wird, und ich gehe deshalb sofort zu meinem Gegenstande über.

Als ich an dieser Stelle gelegenheitlich meines letzten Vortrages die Ehre hatte, Sie, meine Herren, in die 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts zurückzuführen, geschah dies mit der ausgesprochenen Absicht, Sie das Gefühl der Befriedigung mitempfinden zu lassen, das in meiner Brust wach wird, wenn ich jener grossen und gewaltigen Zeit gedenke, in welcher ich auf den österreichischen Fahnen die Worte „Standhaftigkeit und Beharrlichkeit im Erreichen grosser Ziele" lese. Was mich betrifft, so habe ich auch immer in der Geschichte der 90er Jahre den heilkräftigen Talisman gegen die in unserer Gegenwart unserem Vaterlande geschlagenen Wunden gefunden, und wer in den Geist dieser 90er Jahre eindringt, wird gleich mir in ihnen, nach den tiefsten Erschütterungen unglückschwangerer Zeiten, eine unversiegbare Quelle lebendiger Hoffnung für Österreichs Zukunft entdecken.

Im April dieses Jahres habe ich Ihnen, meine verehrten Herren, eine Parallele zwischen zwei österreichischen Feldherren vorgeführt, die lebhaft an den Ausspruch des alten Römers erinnert:

Haec est bellorum pessima conditio: prospera omnes sibi vindicant; adversa uni soli imputantur!

„Das ist das Schlimmste bei der Kriegführung: Den Erfolg schreiben sich Alle selbst zu, das Unglück wird einem Einzelnen aufgebürdet."

[1]) Vorgetragen im militärwissenschaftlichen Vereine des k. k. Casino's in Wien am 15. October 1869, von Alfred Ritter von Vivenot, k. k. Hauptmann.

In diesem Satz liegt eine Wahrheit, welche von der Geschichte durchwegs bestätigt wird. — Was ich Ihnen damals vorzutragen die Ehre hatte, schien mir ein erhebenderer Stoff, als mein heutiger Vortrag. Es war eine Tragödie, reich an glücklichen und unglücklichen Episoden! Die Erstürmung der Mainzer Contravallationslinien und der Fall von Mantua! Es waren die glücklichen Jahre 1795 und 1796, deren Früchte im Jahre 17?7 bei Leoben und Campo Formio verloren gehen sollten. Aber nach dem tiefen Sturz, welchen unsere militärische Grösse bei Arcole und Rivoli erlitt, erhebt uns schon nach wenigen Jahren wieder ein mächtiger, wunderbarer Aufschwung! Magnano, Stockach, Ostrach! Nach entsetzlichen Niederlagen — die ruhmwürdigsten Siege! Unsere, zur Zeit von Campo Formio verhöhnten Adler werden neuerdings im Siegeslauf des unvergesslichen Erzherzogs an den Rhein und in die Schweiz getragen, und in Italien theilt der stürmische Suworow uud ein Häuflein Russen die Lorbeeren, die sich unsere Armeen unter Kray und Melas zu erringen wussten!

Indem ich mir für eine andere Gelegenheit die Schilderung der österreichischen Heereszüge von 1799 und 1800 vorbehalte, gehe ich nach dieser kurzen Einleitung, die ich dem angeregten Stoff zu Gute zu halten bitte, auf unsere russischen Freunde von 1799 über. Denn eine Episode aus dieser russischen Bundesgenossenschaft ist eigentlich das Thema meines heutigen Vortrages. Dieses Thema wäre neu und unerschöpflich, wollte man z. B. untersuchen, wieviel uns der Russe Suworow als österreichischer Marschall geschadet hat, wie wenig Nutzen die österreichische Regierung von diesem begabten, aber höchst perfiden Freund ziehen konnte; endlich wie wenig Suworow überhaupt den Nimbus verdient, den man ihm zumeist auf Kosten der österreichischen Generale und der österreichischen Waffenehre bisher zuerkennt. Ferne sei es von mir, an wahrer Grösse zu rütteln! Suworow war einer der bedeutendsten Feldherrn Russlands, und es ist nur billig, wenn ihm die Russen Monumente setzen. Für Österreich aber, meine Herren, war dieser russische Feldherr ein grosses Unglück, und von uns Österreichern hat er keinen Dank verdient. Wer diesen Ausspruch nach den glorreichen Siegen in Italien, die von österreichischen Truppen unter Suworow's Commando geschlagen wurden, paradox findet, den verweise ich einfach auf die einseitige Darstellung des russischen Obersten Miliutin, nach dessen fünfbändigem Werke über den Feldzug von 1799 es für denjenigen, der Urkunden zu lesen versteht, gar keinem Zweifel unterliegt, dass die Russen nach Deutschland und Italien zogen, nicht um uns als treue Alliirte zu helfen, sondern um uns in ihrer beispiellosen Verblendung und in ihrem verderblichen Neid gegen das Anwachsen und die Präponderanz der österreichischen Macht in Europa, um die blutigen Früchte aller unserer eigenen Anstrengungen zu bringen. Das gefeierte Werk Miliutins, meine Herren, ist in einer Weise gegen das verbündete Österreich voreingenommen, dass Sie mit mir darüber wie billig erstaunen werden, dass es so lange von österreichischer Seite ohne Widerlegung blieb, da doch Jedem bei der allerflüchtigsten Lectüre zwei

Dinge auffallen müssen: 1. die grosse Unkenntniss der Zielpunkte der österreichischen Politik, 2. die perfide Verkennung und Verunstaltung der einfachsten Thatsachen, sobald sie auf Österreich ein günstiges Streiflicht werfen könnten. Ich glaube hier eine Frage von nicht ganz ungewöhnlicher Bedeutung angeregt zu haben, denn das glänzende Auditorium, welches ich heute hier versammelt sehe, wird sicherlich mit mir darin einverstanden sein, dass wir Österreicher es durchaus nicht mehr nöthig haben, unsere Geschichte von allen Seiten verlästern zu lassen, am allerwenigsten aber von den Russen des Jahres 1799, da doch sie es waren und nicht wir, die, mit Ausnahme — doch nein — ohne Ausnahme und selbst mit ihrem bedeutenden Feldherrn Suworow, in diesem Feldzuge die traurigste Rolle gespielt haben.

Und was war das für ein Feldzug, meine Herren? Es war der furchtbarste, der merkwürdigste Krieg, von dem die Geschichte zu erzählen weiss, — ein Krieg, der durch die blutigen Tage von Magnano, Stockach, Ostrach, Zürich, Piacenza, Novi, Marengo und Hohenlinden für die Nachwelt unvergesslich geworden ist! Von der Küste Bataviens, vom deutschen Meer bis an den Golf von Neapel brandeten die Fluten dieses gewaltigen Kampfes; an den tosenden Strömen der lombardischen Gefilde wurde noch einmal um den Besitz Italiens blutig gestritten; in den Alpenschluchten der Schweiz, auf Gletschern und in Gebirgspässen, in welchen sonst nur Gemsen und Adler zu hausen pflegen, sehen wir Armeen lagern — Schlachten liefern! Das fallende deutsche Kaiserthum in Österreich, gross und mächtig gehoben vom Geiste eines seiner bedeutendsten Staatsmänner: der letzte deutsche Kaiser, vom Freiherrn von Thugut treu und gut berathen, erschloss noch Einmal alle Hilfsquellen seiner getreuen Erblande, um mit österreichischem Blut das deutsche Reich vor seinem gänzlichen Untergang zu bewahren, seinen Thron und seinen Reichen die Unabhängigkeit und Freiheit zu behaupten und die Krone Karls des Grossen aber dem Hause Habsburg so zu bewahren, wie sie ihm die Vorsehung anvertraut hatte!

Niemals noch hatte Österreich eine so zahlreiche Armee aufgestellt, — niemals seit dem Beginn der Revolutionskriege wurden so glorreiche Feldherrn-Namen an die Spitze unserer Armeen berufen, — niemals begrüsste die österreichische Politik mit aufrichtigeren und uneigennützigeren Wünschen für Europa's Wohl die Namen fremder Feldherrn, wie jene Suworow's und Korssakoff's! Endlich sollten in Wirklichkeit die russischen Truppen vereint mit denen Österreichs kämpfen. Die Hilfe Russlands, von der grossen Katharina in bindenden Verträgen seit 7 Jahren versprochen, die russische Waffenhilfe, die von 1792 bis 1799 nur eine Lockspeise schien, um unter dem Deckmantel trügerischer Versprechen dem deutschen Reich und der österreichischen Monarchie ein moskowitisches Grabgeläute zu geben, sie wurde endlich unter ihrem Nachfolger Paul I im Jahre 1799 durch den Anmarsch der gewaltigen russischen Heeressäulen zur vollendeten Thatsache. Allein, nie sind leider schönere und berechtigtere Hoff-

nungen, schmählicher getäuscht worden als die Hoffnungen, die Österreich auf diese Hilfe zu bauen berechtigt schien.

Allerdings, wenn wir dem russischen Obersten Miliutin glauben sollen, rührt Alles Gute, was im Feldzuge 1799 geschehen ist, von den Russen her, und Alles Schlechte von den Österreichern. Vor dieser Auffassung und vor Miliutin, nach dem in unseren Kriegsschulen docirt wird, nachdrücklichst zu warnen, ist Zweck und Ziel meines heutigen Vortrages. Vielleicht wird es mir selbst einmal vergönnt werden, das Gegentheil nach urkundlichem Material zu beweisen und den russischen Urkunden österreichische Urkunden entgegenzustellen. Um Ihnen aber, meine Herren, heute schon einen Begriff davon zu geben, wie diese russische Hilfe eigentlich beschaffen war, greife ich auf eine Episode dieses grossen Kampfes, und zwar nur auf eine einzige Schlacht zurück, in welcher die Russen sich selbst überlassen waren, und in welcher es selbst für Miliutin schwer wird einen Grund zu finden, um das vollendete Missgeschick den unglücklichen Dispositionen des Hofkriegsrathes, oder der österreichischen Missgunst, oder endlich dem Zerwürfniss der Cabinete zuzuschreiben. Es ist dies die zweite Schlacht von Zürich, welche am 25. und 26. September des Jahres 1799 geschlagen wurde. Bei der Analyse derselben werde ich mich jedes eigenen Urtheils möglichst enthalten. Es ist mir nicht darum zu thun, über das Unglück des Verbündeten schadenfrohen Bericht zu erstatten, sondern einfach um die Beantwortung der Frage: Was war für Österreich und das deutsche Reich im Allgemeinen, und für die Coalition in ihrer Gesammtheit, von Truppen und Feldherrn zu erwarten, die so verkehrt beschaffen waren wie diese Russen? Denn Korssakoff und sein Corps repräsentirten einen ansehnlichen Theil, von dem man auf das Ganze schliessen kann; nach Miliutin bestand gerade dieses Corps aus der Blüte der russischen Armee; der Commandant desselben, Fürst Rimski-Korssakoff, galt nach dem russischen Autor für einen der erfahrensten Generale seines Landes, für einen Mann von hoher Bildung und grosser Charakterstärke.

Nur auf die Erzählung von Thatsachen beschränke ich also meine heutige Studie, die ich zum Theil actenmässigen Aufzeichnungen eines begabten Zeitgenossen verdanke, der im Jahre 1799 der Korssakoff'schen Armee als österreichischer Diplomat zugetheilt war und erst im Jahre 1848 als österreichischer Minister des Äussern seine amtliche Carrière schloss — des Freiherrn von Wessenberg.

Ende August hatte der Erzherzog Karl seinen Gegner Massena auf allen Punkten zurückgedrängt und überliess dem Fürsten Korssakoff die Kriegsoperationen in der Schweiz. Die Österreicher übergaben am 28. die Früchte ihrer Siege, das Resultat einer fünfmonatlichen Anstrengung, russischen Händen. Nur General Hotze blieb in den kleinen Ur-Cantonen und bewachte mit einem aus Österreichern und Schweizern zusammengesetzten

Corps die mühsam errungenen Positionen eines Landes, dessen Terrain-Schwierigkeiten schwerer als der feindliche Widerstand zu überwinden waren. Die Russen schienen stolz auf die Ausführung ihres Wagestückes zu sein, das nichts Geringeres werden sollte, als den Rest der Schweiz, der sich noch in französischen Händen befand, mit einem Gewaltstreich zu erobern. Sie sahen dieses Land nicht als einen weitläufigen Kriegsschauplatz an, aus welchem der Feind durch ausgedehnte combinirte Bewegungen hinausmanövrirt werden sollte, sondern sie betrachteten die Schweiz als eine grosse Festung, die man im Sturm erobern müsse. Da die russischen Generale von diesem Grundsatze ausgingen, so war es auch natürlich, dass sie alle Dispositionen des Erzherzogs verwarfen und ihren Truppen eine ganz andere als jene Dislocation gaben, welche die abziehenden Österreicher bisher eingenommen hatten.

Für ihren Übermuth und den Charakter Korssakoffs bezeichnend ist ein Vorfall, der bei Gelegenheit der Ablösung der österreichischen Truppen stattgefunden haben soll. Erzherzog Carl wies dem russischen General auf der Karte die Stellungen der österreichischen Truppen und bemerkte, wie stark jeder Posten besetzt werden müsse. So oft nun der Erzherzog die Zahl der Bataillone bezeichnete, zählte Korssakoff für sich eben so viele Compagnien. Der Erzherzog, in der Meinung missverstanden zu sein, corrigirte den General und betonte das Wort Bataillone. „Ja wohl," erwiederte Korssakoff, „österreichische Bataillone oder russische Compagnien."

Die Stellung, welche der Erzherzog in der Schweiz innegehabt hatte, war folgende:

Kloten, als der Mittelpunkt aller Positionen, von welchem aus seine Truppen sich gegen Baden und Utznach wie ein Fächer entfalten konnten, war sein Hauptquartier. Die Hauptreserve der Infanterie lag in der Krümmung bei Kloten in guter Dekung hinter Hügeln und Waldungen. Die Reserve der Feldartillerie stand unmittelbar an der Anhöhe des Züricher Berges, mit einigen Cavallerie-Regimentern, zugleich zu einem Observations-Corps und zur Vereitlung aller feindlichen Unternehmungen auf Zürich, wie auch zur Deckung für den Fall eines Rückzuges bestimmt. Kleinere Reserven waren an der Thur und am Rhein vertheilt.

Korssakoff stiess diese Dispositionen um; er nahm sein Hauptquartier in Zürich und verlegte den grössten und besten Theil seiner aus 26.000 Mann bestehenden Truppen in die Nähe der Stadt.

Ein kleines Lager bei Würen (rechts an der Strasse nach Baden) bildete seinen äusserst schwachen rechten Flügel. Das Ufer der Limmat besetzte er nur schwach durch einige Kosaken-Pikets.

General Hotze deckte mit seinem Corps die Positionen am Züricher See, längs der Lint und der Gebirgskette bis gegen Altdorf. Unter seinen Befehlen bewachte Jellachich die Pässe Graubündtens.

Der Erzherzog hatte dem russischen Feldherrn mit vielem Ruhme, mit vieler Klugheit und vielen Beschwerlichkeiten vorgearbeitet. Er überliess diesem eine zusammenhängende Linie militärischer Positionen vom

Ausfluss der Aar an längs der Limmat, dem Züricher-See, der Lint, und eine sichergestellte Verbindung mit der italienischen Armee.

So kam der längst erwartete Moment heran, in welchem die coalisirten Armeen auf dem Continent auf allen Punkten zugleich angriffsweise gegen den Feind vorrücken sollten. Suworow zog unter fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten mit seinem russischen Corps über den St. Gotthard, um alle Theile der russischen Armee unter seinem Commando in der Schweiz zu vereinen; er stand mit einem beträchtlichen Corps nur noch wenige Tagesmärsche von den kleinen Cantonen entfernt. Mittlerweile hatte der Erzherzog die Schweiz gänzlich verlassen und im raschen Siegeslauf Mannheim erstürmt.

Korssakoff fasste nun seine eigenen Plane. Er wollte durchaus Suworows Ankunft nicht abwarten und wünschte, auf die Gefahr gänzlicher Vernichtung hin, vor derselben kriegerische Lorbeeren zu pflücken.

Als er in der Schweiz anlangte, wollte er nicht glauben, dass der Albis-Berg eines jener vielen Hindernisse bilde, das die österreichische Armee seit dem 4. Juni an die nämliche Position bei Zürich gefesselt gehalten. Dieses Gebirge erhebt sich südwestlich von Zürich und steht en front des Sees, zeigt der Stadt seinen höchsten Gipfel, vertieft sich gegen den Süden und ist nur zum Theil fruchtbar und bevölkert. Hier fanden die Franzosen unter ihrem erfahrenen Feldherrn Massena eine treffliche Vertheidigungs-Linie, eine von der Natur gebaute Bastion, die ihnen mehr als jede Festung nützte. — Korssakoff fasste sogleich bei seiner Ankunft den kühnen Entschluss, den Albis-Berg mit dem Bajonnet zu erstürmen. Das Vertrauen auf die unerschütterliche Kühnheit der russischen Infanterie und der Ruhm, den sich diese bei den Erstürmungen von Ismail und Oczakow erworben hatte, mögen die Verwegenheit dieses Planes einigermassen entschuldigen.

General Hotze, dessen Erfahrungen und topographischen Kenntnisse Vertrauen erwecken konnten, verhehlte dem russischen Feldherrn d e Schwierigkeit seines gewagten Unternehmens nicht. Hotze's Meinung war, dass man vorläufig die Vereinigung mit Suworow abwarten und dann zuerst die kleinen Cantone wieder erobern müsse, um der feindlichen Position auf dem Albis-Berg, wenn nicht in den Rücken, doch dort, wo der Abhang des Berges sich verflacht, wenigstens in die Flanke zu kommen. Hotze bat dringend, die Operationen nur noch einige Tage aufzuschieben, dann scheue er sich nicht, vereint mit seinen eigenen und Suworow's Truppen einen glücklichen Erfolg in Aussicht zu stellen.

Die Einwendungen des unter Siegen grau gewordenen Schweizers fanden aber kein Gehör, denn er war ja ein österreichischer General, und Suworow hatte seine Leute oft genug vor diesen „Zöpfen“ gewarnt! — Korssakoff bestimmte, unbekümmert um Hotze und ohne ihm irgend einen gemeinsamen Angriffsplan vorzulegen, den 25. September zur Ausführung seines Planes, den er zwar sein Geheimniss nannte, der jedoch schon acht Tage zuvor von jedem russischen Munde mit Enthusiasmus als unfehlbar ausposaunt

wurde So erfuhr der kriegserfahrene Massena nur zu bald die Absicht der Russen. Er wollte begreiflicher Weise noch weniger als Korssakoff die Ankunft Suworow's erwarten. Ihn schreckte weder die Ausführung eines russischen Plans, noch weniger die berühmte Tapferkeit der ihm noch unbekannten russischen Truppen. Durch einen gleichzeitigen Angriff von allen Punkten seiner Linie kam er der Offensive der Russen, welche diese Entwicklung der Dinge weder erwarteten, noch vorhergesehen hatten, mit einer Gegen-Offensive zuvor. An eben diesem 25. September passirte die letzte österreichische Colonne der Armee des Erzherzogs die Brücke von Schaffhausen, und Massena hatte denselben Tag für seinen Angriff festgesetzt.

Korssakoff hatte den Kern seiner Truppen bei der Stadt Zürich auf dem Sihlfelde, d. i. in der Ebene, welche südwestlich der Stadt Zürich vom Albis-Berg und dem See begrenzt wird, concentrirt. Der linke russische Flügel hatte sich bis Wallishofen links am See ausgedehnt. Um die Aufmerksamkeit der Russen zu fesseln, machten die französischen Generale Mortier und Klein am 25. mit Tagesanbruch einen Scheinangriff auf diesen exponirten Flügel, während die Division des Generals Soult fast gleichzeitig nächst Schäennis die Lint, und General Lorges mit acht Halb-Brigaden (die aber kaum 8000 Mann zählten) unweit Dietikon die Limmat passirten.

Die Truppen des linken russischen Flügels drückten den Feind mit Leichtigkeit bis auf die ersten Anhöhen des Albis-Berges, zwei Stunden von Zürich, zurück, und die Tapferkeit der russischen Grenadiere und Jäger brachte dort den Franzosen empfindliche Verluste bei.

Unterdessen war General Lorges mit seiner Division bis in das russische Lager bei Würen vorgedrungen. Der Scheinangriff eines kleinen Vorposten-Corps bei Bruck begünstigte ihn; die russischen Truppen leisteten mehrere Stunden lang den tapfersten Widerstand, wurden aber gegen Mittag bis über den Rhein zurückgedrängt. General Lorges rückte nun mit der stärkeren Hälfte seiner Division gegen Zürich und bedrohte die Stadt von ihrer schwächsten Seite, von Norden.

Bei Dietikon, wo die Franzosen die Limmat passirten, hatte Korssakoff nur ein einziges Bataillon russischer Infanterie postirt; es wehrte sich tapfer, da es aber nur wenige, mangelhaft bespannte Geschütze besass, so wurde das Bataillon sehr bald zum Rückzuge gezwungen und gab jeden ferneren Widerstand an der Limmat auf. Aus Mangel an Localkenntniss geriethen nun die Russen in ein Defilé, wo der Bataillons-Commandant ein Carré bilden liess, das in weniger als einer halben Stunde durch ein furchtbares Kartätschen-Kreuzfeuer in einen Leichenhaufen verwandelt wurde.

Um 11 Uhr Vormittags hatte der französische General schon alle Anhöhen längs der Limmat bis nach Wipkingen besetzt.

Diese raschen und ungeahnten Bewegungen zwangen den Fürsten Korssakoff seinen linken Flügel, den er ohne Wahrscheinlichkeit eines reellen

Erfolges zu weit vorgeschoben hatte, in grösster Eile zurückzuziehen, und gegen Mittag zog er sich mit diesem bis an die Thore von Zürich, Schritt für Schritt vom Feinde verfolgt.

Den Franzosen lag nun hauptsächlich daran, den Wipkinger- oder Küfer-Berg zu gewinnen und sich dadurch eines, Stadt und Thal dominirenden festen Punktes zu versichern. In dieser Absicht liess Massena Nachmittags gegen drei Uhr einen lebhaften Angriff auf das russische Centrum im Sihlfelde unternehmen und die Division Lorges bemächtigte sich inzwischen des Wipkinger-Berges. Von hier aus wollte Lorges den rechten Flügel der russischen Armee, welcher mittlerweile einige, in der vorigen Nacht an Hotze detachirte Bataillons wieder eiligst an sich gezogen hatte, auch vom Zürich-Berg wegdrängen und in die Stadt zurückwerfen. Dieser Plan misslang ihm. Zwischen dem Wipkinger- und Zürich-Berge liegt eine ungefähr 3000 Schritt lange Hochebene, auf welcher die Russen ihre Übermacht im Bajonnett-Angriff sehr nachdrücklich bewiesen und den Feind gegen den Wipkinger-Berg zurückdrängten. Hätten hier die Russen ihre Artillerie zu benützen verstanden und nur mit einem Bataillon und etlichen Geschützen eine Diversion von dem Amphitheater der oberen Strasse herunter gegen die nördliche Flanke des Wipkinger-Berges unternommen, so hätte der Feind diesen Berg verlassen und ihnen eine Position einräumen müssen, die sowohl für ihren Rückzug, als für die Vertheidigung der Stadt und für die Unterstützung der Operationen auf dem Sihlfelde gleich vortheilhaft geworden wäre.

Auch gegen das Centrum konnten die Franzosen ihren Zweck am ersten Schlachttag noch nicht ganz erreichen. Die Russen fochten mit Standhaftigkeit, und dadurch rettete sich ein Theil des linken Flügels, der noch auf der andern Seite des Sees stand, vor der Gefangenschaft.

Das Terrain vor der Stadt war ganz mit Weinbergen, Land- und Wohnhäusern bedeckt. In diesem Stadttheile fand nun eines der furchtbarsten Blutbäder Statt, welches die Geschichte verzeichnet. Das coupirte Terrain bot zu Plünderungen und Misshandlungen Anlass, die, wie unser Gewährsmann Wessenberg sagt, eine jede Schilderung überboten. Franzosen und Russen wetteiferten dort im Vandalismus. Das unglückliche Zürich bot ein Bild des Schreckens und der Verheerung, und am Ende der Schlacht schien es fast, als ob die Russen und die Franzosen sich nur mehr um den Genuss der Reichthümer jener blühenden Schweizerlandschaft gegenseitig bekämpften.

Während diese Blut- und Raubscenen vor sich gingen, hatte der französische Befehlshaber einen Parlamentär in die Stadt geschickt, um sie zur Übergabe aufzufordern. Dieser wurde von einigen betrunkenen Russen, wahrscheinlich aus Missverständniss, verhaftet, ausgeplündert und tödtlich verwundet. Korssakoff liess diese kriegsrechtswidrige Handlung ungestraft und ohne Entschuldigung.

Eine wolkenumzogene Nacht hemmte den weiteren Verlauf des Kampfes. Um die Stadt herum brannten mehrere Tausend Wachtfeuer, die ihren Schimmer weit in die Fluten des Sees hineinwarfen und ein wunderbares Schau-

spiel darboten, — und in der Dunkelheit zogen beide Theile in grösster Stille ihre disponiblen Kräfte auf das rechte Limmat Ufer, während auf dem Sihlfelde nur noch wenige russische Vorposten zurückblieben.

Die russische Vertheidigungs-Linie war nach dem ersten Schlachttag in einer Strecke von einer kleinen halben Stunde auf ein Terrain zusammengedrängt, das ihrer Art Krieg zu führen sehr ungünstig werden musste. Der Feind war schon bis Rapperswyl vorgedrungen; die österreichische Flotille unter Oberst Williams musste den See verlassen, und so war den Russen fast jede Hoffnung geschwunden, sich in der Stadt Zürich zu halten; ja, Korssakoff lief sogar Gefahr, mit dem Rest seiner Armee in eine Stadt eingeschlossen zu werden, die, von den umliegenden, bereits feindlich besetzten Anhöhen vollständig beherrscht, schlechterdings gar nicht zu vertheidigen war. Statt die Dunkelheit der Nacht zum Abzug zu benützen, blieb er aber dabei, die Stadt Zürich zu behaupten. Zu diesen Entschluss bewog ihn hauptsächlich der Besitz des Zürich-Berges, der einzigen Position, die dem Feinde noch Widerstand leisten konnte und noch in russischen Händen war.

Am 26. Morgens gegen 6 Uhr griff die Division des Generals Lorges die Russen mit Heftigkeit an und drang unter einem äusserst hartnäckigen Kampf in einer schiefen Schlachtordnung, deren rechter Flügel sich an die Limmat, und der linke an die Grete des Bergrückens zwischen dem Wipkinger und Zürich-Berge lehnten, gegen Zürich vor. Schritt für Schritt drängten nun die Franzosen die Russen bis an das Niederdorfthor der Stadt zurück. Plötzlich stand die Hauptmacht der Division Lorges oben an der Lehne des Zürich-Berges, und während sie bis über das Kronenthor gegen das Dorf Flunteren vorrückte, näherten sich andere französische Colonnen auch von der Wollishofer-Seite, welche die Russen inzwischen verlassen hatten, den Wällen der Stadt.

Die Wälle von Zürich waren mit einer Compagnie trefflicher österreichischer Artilleristen besetzt, die den Feind mehrere Stunden lang aufhielten; allein die Russen dachten nun, da die Gefahr greifbare Formen angenommen hatte, plötzlich an keine Vertheidigung mehr; Korssakoff befahl allgemeinen Rückzug; dieser begann gegen Eglisau in einer beispiellosen, mit Worten gar nicht zu schildernden Unordnung.

Um den Rückzug zu decken, schickte Korssakoff den Schweizer Oberstlieutenant Paravicini zu Lorges und bot diesem Capitulations-Vorschläge und allgemeines Feuereinstellen an; Lorges wies ihn an Massena und nahm es auf sich, das Feuer vorläufig einzustellen. Massena dagegen, über die Behandlung seines am 25. September abgeschickten Parlamentärs erbost, wollte den Russen nur eine Viertelstunde zum Abzug aus der Stadt gestatten, während Korssakoff die Frist bis zum Abend des nämlichen Tages ausgedehnt wissen wollte. Paravicini musste unverrichteter Dinge zurückkehren. Mit dem Parlamentiren war eine kostbare Stunde verstrichen, während welcher die russische Armee, bis auf wenige hundert Mann gegen Eglisau abgerückt war.

Korssakoff fühlte sich nicht mehr berufen, seine Feldherrntalente weiter auszunützen; kurz nachdem er Paravicini als Parlamentär gesandt, hatte er mit einer Escadron Huszaren die Flucht ergriffen. Paravicini traf ihn und die Armee, bezeichnend genug, erst wieder in Eglisau an. Der kühne russische Feldherr, dem die österreichischen Bataillone — russische Compagnien schienen, empfing die Antwort Massenas mit den ausgesprochensten Zeichen der Angst und des Schreckens — im Bett.

Mittlerweile waren sechs bis siebenhundert Russen ohne Anführer in Zürich zurückgeblieben; statt sich durch das Küssnachter Thor, das ihnen noch eine geraume Weile offen stand, zu retten, zogen sie es vor, wie Wüthende in der Stadt herumzuschiessen. Die österreichischen Artilleristen dagegen hatten sich rasch gesammelt und durch dieses Thor gerettet, nachdem sie alle ihre Geschütze vernagelt oder durch Doppelschüsse zersprengt hatten.

Bald nach Ein Uhr Mittags, drangen französische Dragoner und Infanteristen von der Mortier'schen Division in die kleine Stadt ein und eilten von allen Seiten über die Brücken in die grosse Stadt auf die Wälle zu den Thoren, um den retirirenden Russen nachzusetzen. Die Verfolger stiessen in der Stadt auf diese 700 zerstreuten Russen, von denen ein kleiner Theil in den Häusern und Strassen schossen, fochten und starben, während sich der grössere Theil ergab. Den Franzosen fiel nebstbei als gute Beute die ganze russische Bagage zu, mit allen Equipagen sämmtlicher russischer Generale, den russischen Kriegscassen, dem Armee-Archiv und allen Kirchengeräthschaften.

Während ihres Rückzuges wurde der Nachtrab der russischen Infanterie, in der beiläufigen Stärke von 2000 Mann, durch die gegen Kloten vorrückende Division des Generals Lorges von der Eglisauer Strasse abgeschnitten und zum Rückzuge auf die Winterthurer Strasse gezwungen. Auf dieser unglücklichen Strasse wurde die russische Nachhut bei Bassersdorf von einer feindlichen Colonne erreicht, zum Stehen gebracht, und nach einem blutigen Gefecht, das die Strasse mit neunhundert russischen und französischen Leichen deckte, flohen die zersprengten Überreste dieser russischen Colonne nach Winterthur, wo sie Abends 6 Uhr in dem bedauerungswürdigsten Zustande ankamen und, wie Wessenberg sagt, „um keine andere Unterstützung, als um Wegweiser nach Eglisau baten".

Leichter und sicherer hätten sie sich mit dem in Winterthur befindlichen Bataillon der Schweizer Legion Bachmann vereinigen und den Brückenkopf bei Biesingen erreichen können, den der Feind erst drei Tage später besetzte. Allein die Russen waren den Schweizern bereits so angenehme Bundesgenossen geworden, dass dieses Schweizer Bataillon beim blossen Anblick der Russen die Flucht bis über den Bodensee ergriff und die wenig geehrten Alliirten ihrem guten oder bösen Schicksal überliess.

Die Franzosen, die wahrscheinlich vermutheten, dass sich die Russen gegen die Rhein-Übergänge bei Biesingen, Diessenhofen und Stein zurück-

ziehen und wenigstens die Hauptpositionen an der Thur bei Adelfingen und Pfyn besetzen würden, verfolgten den Feind am selben Tag nicht weiter.

Erst am 28., nachdem unser trefflicher Hotze am 25. den Heldentod vor Schänis gefunden hatte, und sein Nachfolger, der österreichische General Petrasch, die Position bei Lichtensteig verlassen musste, rückte Oudinot über Winterthur gegen den Bodensee vor, und setzte sich am 29. Mittags in den Besitz von Constanz.

An dem Missgeschick der Russen in der Schweiz trug aber Korssakoff nicht ganz allein die Schuld, sondern er theilte sie redlich mit Suworow. Die Zerwürfnisse dieses begabten Feldherrn in Italien mit Melas, Kray, Bellegarde, Klenau und mit dem Erzherzog Carl am Rhein, ja im Allgemeinen fast mit Allem, was österreichisch und damals deutsch hiess, waren nur seiner Eitelkeit, seiner Halsstarrigkeit, seiner Bosheit und seiner Sucht, ein europäisches Wunder oder Original zu sein, zu verdanken. Als Original stiess er auf den Vierwaldstädter-See, ohne zu ahnen, dass sich auf seinem Marsch ein See befinde; als Original sehen wir ihn in diesen für die Russen verhängnissvoll gewordenen Septembertagen am St. Gotthard herumirren, statt über den Simplon in den Rücken Massenas zu operiren.

Und so ging durch die Schuld der russischen Feldherren in diesen Septembertagen die ganze Schweiz, welche der Erzherzog während des ersten Theils des Feldzuges gegen Massena glänzend behauptet hatte, neuerdings an diesen verloren, und wie Wessenberg sagt: „nicht als Folge einer gewöhnlichen Niederlage, sondern als Folge einer Déroute und einer beispiellosen Verwirrung, die im Kopf des russischen Generals en chef anfing und sich auf alle seine Officiere und Soldaten erstreckte."

Die Russen verloren nebst der oben angeführten Bagage und ihren Kassen über 50 Kanonen und weit über 10.000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Die Franzosen erkauften diesen Sieg und ihre ungeheure Beute mit einem Verlust von 3—4000 Todten und Verwundeten.

Nach Allem bisher Erzählten werden Sie, meine Herren, mit mir bei der Schilderung dieser denkwürdigen Ereignisse jegliche glückliche Dispositionsgabe, jedweden vernünftigen Zusammenhang in den Anordnungen der russischen Herresleitung vermissen. Die Russen rücken vor; sie stossen — auf den Feind; es entsteht ein Kampf mit der obligaten Plünderung; die einzelnen Abtheilungen schlagen sich pêle-mêle, je nach dem sie hier oder dort stehen, gut oder schlecht. In dem allgemeinen Gewühl, das nun entsteht, ist jede Wechselwirkung der neben oder hinter einander stehenden russischen Colonnen aufgehoben, und kein befruchtender Gedanke von Seite irgend eines ihrer Befehlshaber düngt die Saat dieses blutigen Feldes. Vom Feind kräftigst zurückgewiesen, löst sich die ganze, ohnedies ziemlich locker gewesene taktische Einheit des Korssakoff'schen Corps auf, und in einer Déroute sondergleichen läuft Alles planlos nach rückwärts und auseinander, nachdem

der Tod die reifen Garben des guten Materials geschnitten hat. Das, meine Herren, ist ungefähr das wenig belehrende Bild, welches uns diese Schlacht bietet. — Da man aber den sonderbaren Gang dieser Dinge, noch so schmucklos und einfach erzählt, kaum verstehen kann, so sucht man nach Commentaren; ein Zufall hat sie mir, nebst den Wessenberg'schen Aufzeichnungen, in der Abschrift eines Briefes geliefert, die mir vor mehreren Jahren einer meiner Bekannten aus seinen Papieren, als für ihn werthlos, überliess. Verfasser und Adressat dieses Documentes sind mir trotz mancherlei Nachforschung unbekannt geblieben. Ich vermuthe aber in dem Absender einen österreichischen Generalstabs-Officier des Hotze'schen Corps. — Da der Brief vom 2. October 1799 aus Schaffhausen datirt, somit nur wenige Tage nach der Schlacht bei Zürich verfasst wurde, so bietet er die unmittelbare Anschauung eines Zeitgenossen und liefert hiedurch nicht nur eine erwünschte, sondern die sprechendste Illustration zu meinem heutigen Thema. Das interessante Schriftstück lautet:

Schaffhausen, 2. October 1799.

„„Wie letzthin gesagt, fabelähnlich ist die Aufführung Korssakoffs und seiner Knaben; denn es ist für andere Officiers eine Schande, Leuten diesen ehrenvollen Namen zu geben, die von aller militärischen Kunst nicht die mindeste Idee haben, die keine Karte kennen, die mit etlichen 20.000 Mann auf einem Fleck stehen, ohne dass ihnen der Sinn daran kömmt — ich sage nichts, als was buchstäblich wahr ist — recognosciren zu lassen, ob ein Feind da sei; die mit diesen etlichen 20.000 Mann nicht wagen, gegen etwa 150 Mann streifende Vorposten bis an die Thur vorzurücken; die, als man ihnen den neuen Brückenkopf bei Büsingen zeigte, nicht wussten, was das wäre? Officiers, die nicht wissen, wie stark ihre Regimenter waren; die mit 1600 Mann aus Constanz flohen, als ob ihnen der Kopf brennte, vor 100, schreibe Hundert Franzosen. Als Kienmayer und andere ihm, dem Korssakoff sagten: Wussten Sie nicht, das Hotze bei Uznach stünde?“

„Hotze? Monsieur Hotze? Ah, je me souviens; n'est ce pas un „Général Autrichien? Je me souviens d'avoir reçu de lui une lettre! „Secrétaire, cherchez cette lettre; il m'a écrit qu'il avait 2000 hommes.“

„Non, Général, il vous aura écrit, qu'il avait 22.000 hommes.“

„Pardon, Général, seulement 2000 — Secrétaire, où est donc cette „lettre?“

Der Brief kömmt — 20.000! Er hatte die Zahl nicht recht gelesen.

Einige Tage nach seiner Flucht liess er es anstehen, bis er sich die Mühe gab, an Suworow eine Depesche schreiben zu lassen.

Dass Kienmayer und Nauendorff ihr Möglichstes gethan haben, die träge Seele zu wecken, versteht sich von selbst. Aber er sagte immer: von Suworow müsse er Befehle erwarten; unter dem stehe er; sonst habe Niemand ihm etwas zu sagen.

Fier, der einzige österreichische Officier, der zuerst hier war, vom General-Quartiermeisterstab, wurde von den russischen Generalen mit vielen Kratzfüssen um Rath gebeten; er zeigte ihnen die Karte, machte die dringendsten Vorstellungen, aber vergeblich. Hierauf kam der Major Pulsky, von eben demselben Stab, bestätigte Alles. Endlich, nach vier Tagen, am 30. Abends, nachdem Korssakoff sein (gewöhnlich starkes) Futter verdaut hatte, wurde Kriegsrath gehalten. Die österreichischen Officiers wohnten bei. Es wurde unanimiter beschlossen und den österreichischen Officiers auf Ehre versprochen, morgen um 3 Uhr in 2 Corps von 70 Mann recognosciren zu lassen. Anstatt Morgens wurde es Abends 4 Uhr. Unterdessen hatte ein Lieutenant von Zeschwitz-Cürassier mit sechs Cürassieren diese schwere Unternehmung ausgeführt und bis nach Stammheim und Gysenhart die Stellung des Feindes erforscht Nun, da sie bis an die Thur offenbar keinen Schuss zu thun brauchten, that man alles Mögliche, um sie zu bereden, wenigstens diesen Fluss zu besetzen. Aber sie sind noch nicht da, am 2. October. Indess haben die Franzosen von Andelfingen bis Frauenfeld der Thur nach ein Lager formirt. Endlich heute Früh haben die Russen den Brückenkopf bei Büsingen besetzt. Aber, wenn nicht Österreicher zu ihnen kommen, so laufen sie zum Teufel, wenn sich 100 Franzosen zeigen.

Gestern Abends kam ein Courier (man glaubt von Suworow); auf der Depesche stand: „au Galop“; Korssakoff liess sie eine Viertelstunde liegen, und trank ruhig seinen Burgunder.

Man weiss nicht, was man denken soll. Vor dem 25. September bemerkte man einen starken Courierwechsel der französischen und russischen Befehlshaber. Ein Detachement Dragoner wehrte sich zu Fuss gegen die andringenden Feinde 5 Stunden lang, ein anderes in geringer Entfernung sah ruhig zu und zog sich zurück, ohne einen Schuss zu thun. Sollte dieses Unglück, ausser der Unfähigkeit, noch einen andern Grund haben, so wird man mit dem Vorrücken zuwarten, bis Suworow durch Übermacht geschlagen ist, und dann etwa bis Winterthur vordringen, um doch etwas gethan zu haben, und dann auf immer zurückgehen.

Übrigens hatte Wimmer [1]) nirgends Magazine, noch irgend eine Anstalt. Wenn nun Fourage etc. ausgeschrieben wird, so nehmen die Officiers die Hälfte in natura, die andere in Geld; dieses geht in ihren Sack, und das Regiment bezieht die Hälfte seines Bedarfs. Auch ist, wo sie stehen, auf dem Rafzerfelde, rings um die Stadt, und über Büsingen hinauf, kein Erdapfel, kein Apfel, keine Birne oder Traube mehr vorhanden. Zugleich hauen sie aus Muthwillen die Reben und Bäume um, dass auch auf's künftige Jahr die Hoffnung dahin ist. Alle Nächte wird auf den Dörfern und Landgütern geplündert; das Elend auf dem Lande geht über alle Beschreibung, und endlich wird auch bei uns geschehen, was im Canton Zürich: ein allgemeiner Landaufstand wider diese Räuberhorde.

---

[1]) Ein österreichischer Major, der die Verpflegung der Armeen leitete.

Einige österreichische Regimenter sind nun angekommen, andere werden erwartet; der Erzherzog ist zu Donaueschingen. Aber oben geht es nicht gut; Petrasch ist alt und langsam; er will sicher gehen, aber ersetzt Hotze nicht.

So eben höre ich, dass Korssakoff anfängt, etwas bekümmert auszusehen. Von der ganz erschrecklichen, unglaublichen, unerhörten Unwissenheit der meisten Officiers, der sklavischen Obedienz und dennoch Ausgelassenheit, Raubsucht, Unbehilflichkeit dieser Leute könnte ich Dir noch 20 Anekdoten sagen, die unglaublich scheinen, aber vor unseren Augen vorgehen. Solche Unehre hat wohl noch kein Monarch an seinen Truppen erlebt, und so ist Europa wohl noch nie detrompirt worden.""

So weit dieser merkwürdige Brief, der die Vorgänge im russischen Hauptquartier prägnant zum Ausdruck bringt. Was noch allenfalls in dieser Schilderung lückenhaft scheint, werden die folgenden Bemerkungen Wessenberg's und besondere Umstände ergänzen und beleuchten.

Wessenberg schildert den Fürsten Korssakoff wie folgt: „Könnte man von seiner persönlichen Tapferkeit auf seine übrigen Eigenschaften schliessen, so würde er ganz gewiss unter die vorzüglichen Generale gehören. Doch von letzteren urtheilt die Welt nur nach dem Erfolg ihrer Thaten. Obwohl ich in seinen Vorkehrungen nichts weniger als Verstand und Einsichten erkenne, so kann ich doch auch bezeugen, dass die anderen russischen Generale nicht weniger Antheil an der Miss-Taktik und an der Unordnung dieser grässlichen Flucht hatten."

„Ich weiss, dass Letztere Korssakoff's schnelles Glück beneiden, das er sich durch vorzügliche Begünstigungen des kaiserlichen russischen Hofes erworben haben soll, und dass sie aus diesem Grunde sein Missgeschick eben so wenig bedauerten, als sie bedacht waren, dessen schlimme Folgen zu verhindern. Es lässt sich aber hingegen nicht läugnen, dass sein Stolz eben so entfernend, als sein Leichtsinn oft empörend war. Mich versicherten seine Generale selbst, dass keiner zu ihm gehen dürfe, ohne gerufen zu werden."

„Während der unseligen Unordnung am 26. blieb sich Korssakoff ganz allein überlassen; seine Adjutanten waren todt, blessirt oder gefangen; der zuletzt übrig gebliebene Sergiev liess sich aus Liebe zu seiner Gattin, die in feindliche Hände gefallen war, freiwillig gefangen nehmen, und der schweizerische Obristlieutenant Paravicini blieb aus blossem Mitleiden bei ihm."

„Der Vorfall mit dem französischen Parlamentär, sein Eigensinn, die Bagagen und Cassen in Zürich zurück zu lassen, seine Dispositionen beim Rückzuge waren eben so viele authentische Beweise seiner Unwissenheit und seiner unverantwortlichen Nachlässigkeit."

„Das ganze Unglück der Schweiz, die Leichenhügel und alle die Ruinen um Zürich, der Verlust der Früchte aller österreichischen Siege, die mit dem 19. Mai begannen, bis zu jener von den Österreichern am 4. Juni gewonnenen

ersten Schlacht bei Zürich, bleiben unvertilgbare Denkmale in der Biographie dieses Feldherrn."

Nach dieser wenig schmeichelhaften biographischen Skizze des russischen Heerführers, die ein begabter, ruhig und leidenschaftslos denkender Zeitgenosse aufgezeichnet hat, wollen wir nach derselben Quelle die russische Armee, die Infanterie, Cavallerie, Kosaken und Artillerie zergliedern, und die russische Disciplin und Taktik genau so charakterisiren, wie sie uns Wessenberg im Jahre 1799 schildert.

Die russische Armee konnte in den 90. Jahren noch immer einen gewissen Grad von Ruhm behaupten, da sie im Handgemenge eine fast unglaubliche Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit besass und damals die einzige Armee war, die ohne Brücken und Maulthiere Flüsse und Gebirge überschritt. Allein diese löblichen Eigenschaften waren nicht hinreichend, um einen Feind zu besiegen, der mehr mit Kunst als blosser Tapferkeit Krieg zu führen verstand, der mehr durch Bewegungen als durch Schlachten zu erobern suchte und vorzüglich darauf bedacht blieb, seine Mängel durch List zu ersetzen. Denn die Geschicklichkeit wird immer ihre Überlegenheit über plumpe Unwissenheit zu behaupten verstehen.

Die russische Infanterie hatte sich in den Kriegen mit den Türken und in Italien durch Kühnheit und Standhaftigkeit, durch ihre Stürme und ihren ungestümen Bajonnet-Angriff in geschlossener Linie unläugbaren Ruhm erworben. Die russischen Grenadiere und Jäger-Regimenter konnten in Rücksicht ihrer Verwendbarkeit bei regelmässigen Angriffen dem besten österreichischen Linien-Infanterie-Regiment gleichgestellt werden, d. h. wenn man von den Officieren abstrahirte, deren Rohheit und Unwissenheit alle Schilderungen weit hinter sich liess.

Die russische Cavallerie bestand aus schwerer und leichter Reiterei. Die schwere Reiterei und ihre Huszaren-Regimenter waren aus schönen Leuten und Pferden gebildet und hätten selbst unter mässig guter Führung vortreffliche Dienste geleistet.

Aber die plumpe Kleidung der schweren Reiterei, ihre ungeheuren Stiefel und Sporen übten damals auf die Leichtigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen den allernachtheiligsten Einfluss aus. Schon Wessenberg findet es sonderbar, dass zur nämlichen Zeit, wo man bei der österreichischen Armee bemüht war, dem Körper des Soldaten durch einfachere und bequemere Kleidung mehr Fertigkeit und Gewandtheit zu geben, Russland immer das Gegentheil von dem versuchte, was in Österreich als praktisch erprobt war, weil sich der Soldatenkaiser Paul streng an das Musterbild der damaligen Soldatenweisheit, an die Regeln König Friedrich II. hielt, und an alle jene Institutionen, die dieser in Preussen seinerzeit eingeführt hatte.

Die Kosaken konnten in Kriegen mit einem Feinde, der die Kriegskunst verstand, nicht unter die Sorte brauchbarer Cavallerie gezählt werden. Weder ihre militärische Verfassung, noch ihre Kleidung oder Bewaffnung, und am allerwenigsten ihre Pferde waren zu einer kräftigen Kriegführung

geeignet. Immer wie herumirrende Horden zerstreut, haben sie sich im Freundesland durch ihre Diebereien und Raubthaten furchtbarer als dem Feinde gemacht, und wie wenig sie ihrer Bestimmung, den Vorpostendienst zu versehen, entsprachen, werden wir, wenn wir auf die russische Taktik zu sprechen kommen, leicht erkennen.

Dass die russische Artillerie, dieser Theil der Kriegsmacht, der mehr als jeder andere von der Wissenschaft abhängt, bei einem Volke, das erst seit einem Jahrhundert Cultur trieb, noch nicht auf jenem Grad der Vollkommenheit angelangt war, wie die österreichische und französische, ist allerdings leichter zu erklären. Die Mängel der russischen Artillerie im Jahre 1799 lassen sich auf die drei folgenden Punkte reduciren:

a) Auf das Mechanische des Geschützes,
b) auf die Bespannung desselben, und
c) auf die Anwendung der Artillerie im Allgemeinen.

Was das Mechanische des Geschützwesens betraf, so war die russische Armee damals mehr auf Belagerungen und Erstürmungen als auf Gefechte in Gebirgen und den sogenannten kleinen Krieg eingerichtet. Sie litt vorzüglich Mangel an leichter Artillerie, die im Kampfe gegen die Franzosen ganz unentbehrlich wurde. Die reitende Artillerie war den Russen gänzlich unbekannt. So hatten sie z. B. auch die Ladung mit festgepackten Patronen erst von den Österreichern erlernt. Die Richtung ihrer Kanonen war schon deswegen höchst unvollkommen, weil die Elevation des Rohres durch Unterschiebung von Blöcken geschah, statt durch Gewinde, die, bei den österreichischen Geschützen nach genauen mechanischen Proportionen am Hintertheil der Kanonenrohre angebracht, eine mathematisch zu berechnende Wirkung ermöglichten.

Die Bespannung der Artillerie bestand meistens aus schwachen, elenden Pferden und war auch dadurch, dass die Fortbringung einer Kanone eine Unzahl ihrer Huzzulen-Pferde erforderte, dem Gebrauche und den Bewegungen derselben hinderlich. Selbst während der Schlacht liessen die Russen ihre Pferde grasen. Bei den Gefechten am 25. und 26. September verloren sie 40 Kanonen, blos aus der Ursache, weil deren Bespannung auf der Weide war und nicht mehr zur rechten Zeit eingefangen werden konnte.

Die Anwendung der Artillerie schienen die Russen kaum zu kennen. Die Methode, ein Gefecht durch ein am rechten Ort angebrachtes Artillerie-Feuer einzuleiten oder zu unterstützen, war ihnen gänzlich fremd, so wie überhaupt alle ihre Unternehmungen mehr auf Bravour als auf Kunst berechnet waren.

Noch weniger verstanden sie damals, mit der Artillerie einen Rückzug zu decken. Am 25. verloren sie die Höhen längs der Limmat binnen 3 Stunden nur aus dem Grunde, weil ihr Artilleriefeuer von gar keiner Wirkung war; aus eben diesem Grunde liessen sie die von der Natur geschaffenen Redouten auf dem Zürich-Berg bei ihrem Rückzuge aus Zürich unbesetzt.

Alle hier angeführten Mängel berühren eigentlich die Organisation der russischen Armee mehr als den einzelnen Soldaten, der, von Gesundheit strotzend, sich durch kräftige Bildung des Körpers, durch Ausdauer und Unverdrossenheit in beschwerdevollen Unternehmungen und durch Unerschrockenheit bei jeder noch so grossen Gefahr auszuzeichnen verstand.

Disciplin gab es in ihrer Armee keine. Die Indisciplin der russischen Soldaten, ihre Gewohnheit zu rauben, zu plündern und dort, wo man ihnen nicht freiwillig allen Überfluss anbot, zu zerstören, contrastirte mit dem äusserst moralischen Betragen der österreichischen Truppen in der Schweiz in sehr nachtheiliger Weise für Russland. Diese Indisciplin war aber weniger die Folge der Rohheit ihrer Sitten als ihrer schlechten Verpflegung und des Mangels an jeder militärischen Zucht und Gehorsam.

Es ist einleuchtend, dass der russische Soldat, dessen Sold mittels der englischen Subsidien auf $2\frac{1}{2}$ Kreuzer täglich erhöht worden war, in der Schweiz und den Rheinlanden ohne grosse Zuschüsse an Naturalien nicht bestehen konnte. Die Generale und Regiments-Chefs dagegen sorgten dergestalt für die Verpflegung ihrer Soldaten, dass sie am Ende eines jeden Monats grosse Summen für die Verpflegung an die Lieferanten zu fordern hatten, wovon sie dann einen kleinen Theil der Truppe nachbezahlten und das Übrige für ihren eigenen Beutel behielten. Deshalb duldeten auch ihre Generale die gröbsten Excesse ihrer halbverhungerten Mannschaft und nahmen hierüber keine, wie immer geartete Beschwerde an.

Was aber noch mehr als alle diese Mängel die Disproportion der russischen zur französischen Armee bewirkte, war unstreitig die Verschiedenheit ihrer Taktik. Denn eine russische Taktik gab es im Jahre 1799 eben so wenig oder noch weniger als eine russische Disciplin. Korssakoff wollte dem französischen Kriegs-Systeme die von dem siebenjährigen Kriege her damals noch ziemlich allgemein befolgte Maxime entgegensetzen, nach welcher man bedacht war, mit grossen, in engen Räumen concentrirten Truppenmassen plötzlich dem Feinde durch den Aufmarsch in der Linientaktik furchtbar zu werden. Die Franzosen hatten sich hingegen während der Revolutionskriege bemüht, den ganzen Umfang der Grenzen, den Lauf der Flüsse, die Ketten der Gebirge wie zusammenhängende Linien, wie eben so viele Positionen zu betrachten, deren Punkte einander das Gleichgewicht halten, bedecken und schützen. Ihre Kriegskunst glich einem wohl überdachten Schachspiel. Alle ihre Hauptunternehmungen begannen mit Angriffen von vielen oder von allen Punkten: in Schwärmen, Tirailleur- und Plänklergefechten; alle ihre Siege waren mehr die Folge glücklicher und schnell combinirter Bewegungen als grosser Schlachten. Auch List, Überlegung und gute Spione gehörten unter die wesentlichen Förderungsmittel ihres Kriegsglücks.

„Korssakoff“, so berichtet Wessenberg, „behauptete, als man ihm die Nothwendigkeit, seine Bagage zurück zu schicken, vorstellte: er wisse nicht, was retiriren heisse. Auch war wirklich sein Plan so wenig auf einen Rück-

zug berechnet, dass er eben nur einer simplen Flucht über Hals und Kopf glich und keinem militärischen Rückzug.“

Hieran mochte wohl der Mangel an Localkenntnissen zum Theil Schuld sein, — ein Mangel, der aber vom 17. August, dem Zeitpunkt der Ankunft der Russen in der Schweiz, bis zum 26. September durch das Studium der Karten leicht ersetzt werden konnte. Erzherzog Carl und General Hotze hatten den russischen Generalen alle Mittel an die Hand gegeben, die Schweiz kennen zu lernen es scheint aber, dass die russischen Generale damals auch nicht gewohnt waren, die Geographie als einen wesentlichen Theil der Kriegswissenschaft zu betrachten.

Die topographische Unkenntniss des Landes, in welchem er operirte, hatte wahrscheinlich bei Korssakoff auch den Grundsatz erzeugt, mit seiner ganzen Armee auf einer einzigen und zwar der nämlichen Strasse zu retiriren, auf welcher er mit ihr in die Schweiz gekommen war. Dieser Grundsatz opferte alle Positionen an der Thur, die Rheinübergänge bei Biesingen, Diessenhofen, Stein und Constanz; dieser Grundsatz kostete den Russen ihre Bagagen und Cassen, den Österreichern die Resultate ihrer fünfmonatlichen Bemühungen und der ganzen Coalition ihren Erfolg.

Ja, alle grossen Hoffnungen der Coalition wurden durch den Ausgang der Schlacht bei Zürich vernichtet, und die Folge dieser Katastrophe blieb für Österreich der Verlust der ganzen Schweiz. Hätte Korssakoff, statt seine Truppen in der Stadt Zürich ohne alle Hoffnung einer möglichen Vertheidigung auf einander zu drängen, die Nacht vom 25. auf den 26. dazu benützt, den Zürich-Berg mit Geschützen zu besetzen, und hätte er zugleich einige Bataillons in die nördliche Flanke des Wipkinger-Berges geschickt, so wäre ihm bei Anbruch des Tages ganz sicher die treffliche Position, die das Amphitheater um die Stadt bildet, zu Theil geworden, und er hätte dann auch im schlimmsten Falle den Feind so lange beschäftigt, bis die nicht gar zu weit entfernten Österreicher eine vortheilhafte Diversion über den Rhein zu machen im Stande gewesen wären, die hinwieder ganz leicht durch die überflüssige russische Cavallerie unterstützt werden konnte.

Hätten auf der andern Seite die sechs Bataillons, welche Korssakoff am 24. Abends gegen Rapperswyl zur Deckung seines und des Hotze'schen Vorhabens abgeschickt hatte, anstatt nach der ersten schlimmen Nachricht planlos nach Zürich zu entfliehen, sich mit dem Überrest des Hotze'schen Corps vereint, so wäre das schnelle Vordringen des Feindes gegen Lichtensteig, wenn nicht verhindert, doch ganz gewiss verzögert worden, und der Feind, der schon von dem Vorrücken Suworow's unterrichtet war und immer befürchten musste, vom Simplon aus im Rücken gefasst zu werden, hätte sich dann schwerlich mit einem detachirten Corps bis gegen St. Gallen vorgewagt. Allein selbst die russische Brigade des Generals Titoff, die sich nicht mehr nach Zürich flüchten konnte, hatte das österreichische Corps verlassen, um auf eigene Faust zu operiren, und irrte gleichfalls planlos durch ihr unbe-

kannte Gegenden herum, bis sie endlich nach Constanz kam, wo sie am 28. über den Rhein setzte.

Noch muss hier zweier grosser Gebrechen der russischen Armee-Verfassung gedacht werden; diese waren ihre Vorposten, und ihr Correspondenzdienst.

Die Vorposten, diese Brustwehr der Armee, die gegen einen schlauen Feind im Defensiv-Zustande eben so unentbehrlich, als beim Angriff vortheilhaft ist, — Vorposten, die im coupirten Terrain den Feind recognosciren, beobachten, bewachen, entdecken, verrathen, — diese Kette, die vor Überfällen sichert, — und in Gebüschen und Krümmungen verborgen, dem Feind oft entscheidende Niederlagen beibringt, noch bevor er sich dessen bewusst ist, — alle diese militärischen Details waren den Russen des Jahres 1799 kaum dem Namen nach bekannt. Ihre Vorpostenlinie längs der Limmat war nicht nur oft unterbrochen und an den wichtigsten Punkten, wie gegen Altstetten, Wollishofen, nur mit schwachen Kosakenpiquets besetzt, sondern diese hatten auch noch die Gewohnheit, ihre Pferde weiden zu lassen, wodurch es geschah, dass sie zumeist ohne Gegenwehr und Mühe von der französischen Cavallerie aufgehoben oder umgangen wurden. Da die Russen überdies den dortigen Landleuten mehr Sinn zum Rauben und Stehlen als zu ihrer Vertheidigung bewiesen, so waren sie der ganzen Bevölkerung nur immer zur Last, wurden meistentheils sogar von den Landbewohnern ausspionirt und dem Feinde verrathen. Ein ordentlicher Ordonnanz-Cours war bei der Armee Korssakows nicht eingeführt; daher kannte auch während der Action Keiner die Lage des Andern, und überall wurde ohne Übereinstimmung gehandelt. Vertieft man sich in das Studium der Schlacht von Zürich, so findet man, wie gesagt, dass am 25. und 26. jede russische Colonne für sich auf's Geradewohl gekämpft hat. Dispositionen oder Zusammenhang ist nirgends zu finden.

Um die hochansehnliche Versammlung, deren Aufmerksamkeit ich schon viel zu lange in Anspruch genommen zu haben befürchte, nicht länger zu ermüden, muss ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalten, ein Thema noch eingehender zu erörtern, welches, wie Sie, meine Herren, aus meiner heutigen Auseinandersetzung schon ersehen haben werden, Stoff genug zu ernsten Betrachtungen bietet. Nur eine Frage dürfte am Schlusse meiner Skizze noch Beantwortung erheischen. — Was that denn eigentlich Suworow, als er die Niederlage Korssakoff's erfuhr? Und warum haben die unter Suworow später vereinten russischen Truppen es gar nicht mehr der Mühe werth erachtet, die Scharte von Zürich auszuwetzen? Nach Miliutin that der russische Feldherr weiter Nichts, als gleich einem Besessenen auf Österreich zu schmähen und den Kaiser Franz, seine Minister, Generale und den Erzherzog Carl des schnödesten Verrathes an Russland zu bezichtigen. — Unbändig in seinem Hass und in seiner Liebe, über alle Massen eitel auf seine Originalität und europäische Berühmtheit, hat dieser Feldherr, dem Miliutin

mit grossem Unrecht den Namen eines neuen Belisar gibt, der Freundschaft Russlands und Österreichs die gefährlichsten Wunden durch seine Intriguen geschlagen. Während er unter lauter Bücklingen und Kratzfüssen tiefunterthänigste Berichte an Kaiser Franz unterzeichnete, schrieb er an seinen Czaren im Sinne eines enragirten österreichischen Feindes. Wahrlich, es wäre besser gewesen, Österreich hätte diesen Moskowiter nie an die Spitze jener Armeen berufen, die im selben Jahre und noch Ein Jahr später österreichische Feldherrn eben so gut zu führen wussten als er. — Zudem litt Suworow's Verhältniss zu Österreich an Unklarheit. Kaiser Franz II. übernahm ihn als Commandanten des nach bindenden Verträgen ihm zugesicherten russischen Hilfs-Corps von 20.000 Mann. Zwar soll Kaiser Paul die Bitte des österreichischen Cabinets um die Überlassung von Suworow, nach glaubwürdigster, mündlicher Überlieferung, nur mit der Bemerkung „je m'en lave les mains" bewilligt haben. Dennoch übertrug ihm Kaiser Franz, nachdem ihm der russische Kaiser seinen Feldherrn zur Disposition gestellt hatte, und Suworow für den Feldzug als österreichischer Marschall in österreichische Dienste förmlich übertrat, das Commando und den Oberbefehl über alle österreichischen Truppen in Italien aus Deferenz für Russland. Sonach hat der Hilfscorps-Commandant den Oberbefehl über eine österreichische Hauptarmee von 100.000 Mann geführt. Hierin allein lag schon ein Keim des Zerwürfnisses, weil sich Suworow seinerseits, trotz seiner österreichischen Marschallswürde an die Befehle des kaiserlichen Cabinets nicht gebunden glaubte und in jedem Rescript des Kaisers, Thugut'sche oder hofkriegsräthliche Intriguen witterte, die nicht vorhanden waren. Wäre er in der Rolle eines Hilfscorps-Commandanten geblieben, vielleicht hätte er sie gut zu Ende geführt. Er aber mischte sich nicht als österreichischer, sondern als kaiserlich russischer Marschall in alle Anordnungen des deutschen Kaisers. Der österreichische Einfluss in Italien war ihm gleichgiltig, da ihm der russische über Alles galt. Vornehmlich in politische und administrative Dinge suchte er sich einzumengen. Die von österreichischen Truppen wiedereroberte österreichische Lombardie wollte er dem König von Piemont verschenken und berief diesen aus Cagliari nach Turin, obwohl er recht gut wusste, dass der König von Sardinien durch sein feiges und verrätherisches Benehmen während der vorangegangenen Feldzüge, ja durch seinen offenen Verrath an der Coalition längst jede Rücksicht Österreichs verscherzt hatte. Als ihm der Kaiser, wie billig, hierüber sein Erstaunen ausdrückte und ihn darauf aufmerksam machte, dass ähnliche Eigenmächtigkeiten den österreichischen Interessen widerstrebten, da klagte er seinem Hofe, dass die russischen Interessen den österreichischen in Italien geopfert würden!

Kaiser Paul erkannte gar bald den begangenen Fehler, alle seine Truppen in schwache Hilfscorps am Continent zerstreut zu haben. Er fasste mit England den Plan, das Corps Suworow's mit jenem Korssakoff's in der Schweiz zu vereinigen. Rehbinder sollte in Italien das russische Allianz-Corps für Österreich und Neapel bilden. Suworow dagegen sollte nach Vereinigung aller

russischen Truppen aus der Schweiz gegen Paris, in das Herz von Frankreich vordringen. In diesem kühnen, dem Kopfe des russischen Kaisers selbständig entsprungenen Plan fand aber Suworow nichts weiter, als österreichische Intriguen der Dietrichstein und Thugut! Er befolgte den Befehl seines Kaisers nur missmuthig und erbat sich schon im August 1799 seinen Abschied. Und wie oft schlägt in seinen Depeschen an den Czaren der Wunsch durch, mit den Truppen den Rückmarsch nach Russland antreten zu dürfen, da sie ja doch nur für österreichische Interessen kämpften. Unter solchen Verhältnissen nahmen die Missverständnisse natürlich immer mehr und mehr zu. Paul zeterte und donnerte mit seinem Feldherrn gegen Österreichs Tücke, gegen Kaiser Franz und seine Minister; und sanctionirte fast zur selben Zeit, als er sich mit dem Plan trug seine Russen nach Paris zu schicken, den Rückzug seiner Armee nach Russland, gerade im Augenblick, da sich endlich durch die Vereinigung seiner zwei Armeen Manches besser zugestalten schien. Selbst das Grosskreuz des Theresienordens und eine jährliche Apanage von 20.000 fl., die Kaiser Franz dem russischen Feldherrn verlieh, schien nun dem russischen Kaiser keine genügende Anerkennung der unsterblichen Verdienste, die sich der russische Fürst Italinsky um Österreich erworben hatte! — Es ist wichtig, endlich die Quelle der Übel des unglücklichen Ausganges des Feldzuges von 1799 kennen zu lernen und in ihrem Ursprung festzustellen; ebenso wichtig ist es aber, in der Geschichte unseres Vaterlandes zu constatiren, dass Österreich an dem verhängnissvollen Zerwürfnisse mit Russland keine Schuld trug, und das ganze Unheil hauptsächlich in der gekränkten Eitelkeit Suworow's und in dem Wahnsinn des russischen Czaren gewurzelt hat, der, eine besondere Art von Tamerlan, von St. Petersburg aus sich mit den Türken verbinden, Frankreich bekriegen, Neapel und Malta beherrschen, England verachten und dem deutschen Kaiser und Österreich Gesetze dictiren wollte! —

Die Geschichte des Pferdes.

Eine kulturhistorische Studie von **F. Ps.**

(Schluss.)

Eine rührende Gewohnheit, welche beweist, wie weit man in der liebevollen Fürsorge für das Pferd im alten Frankreich ging, war der Gebrauch, Pferde für invalid zu erklären und sie dann Veteranen- oder entlassene Pferde zu nennen. Es waren dies nämlich solche Renner, welche durch Kraft oder Schnelligkeit ihren Herrn aus einer grossen Gefahr in der Schlacht gerettet oder ihm zu einem Preise bei den Turnieren und Waffengängen verholfen hatten. Zum Lohn für so edle Dienste wurden sie nicht mehr geritten, innerhalb der Behausung anständig gepflegt, und um den Hals hing man ihnen ein Brett, auf dem ihre Verdienste angegeben waren.

In Bezug auf Pferdezucht hat sich nun freilich in diesem Lande Vieles verändert, und das gegenwärtige Frankreich nimmt allerdings nicht mehr den ersten Rang hierin ein, wie es das einstige Gallien that, sondern wurde von England weit überholt.

Der Grund dieser Erscheinung liegt in der englischen Geduld und in den dauerhaften Zuständen des Landes, wovon weder das Eine noch das Andere in Frankreich zu finden ist. Das einstige Frankreich, welches aus den Trümmern der alten Welt emporwuchs, erhielt von all' den Völkern, welche seinen Boden überschwemmten und seine gallischen Städte bestürmten, das nationale Pferd; so den Passgänger aus Deutschland mit seiner dicken Mähne, den numidischen Renner aus dem Gefolge der Horden Abderrahman's und jenen der afrikanischen Legionen der Römer; das Streitross der Ritter von der Tafelrunde und den wilden Gaul der Söhne Attila's.

Die beträchtliche Menge all' dieser herrenlos zurückgebliebenen Pferde verbreitete ihr Blut unter den Racen des mittelalterlichen Frankreichs und verbesserte sie.

Carl der Grosse, welcher selbst ein vollendeter Reiter war und seine Jagd- und Streitrosse selber dressirte, machte die Pferdecultur zu einer seiner Hauptbeschäftigungen und inspicirte alljährlich alle Pferde seiner Domänen. In einer diesbezüglichen Verordnung heisst es:

„Die Intendanten der Domänen sind gehalten, am St. Martinstage im Winter alle Füllen jeglichen Alters nach dem Schlosse hinzubringen, wo der Kaiser sich gerade befindet, damit er nach Anhörung der Messe sie in Augenschein nehmen kann.“

Aus seinen Gestüten gingen die Renner hervor, welche er dem König Alfred von England, dem Papst Hadrian und sogar dem Könige von Persien zum Geschenke machte.

Sully war einer der wirksamsten Beförderer der Racenveredlung Selbst ein ausgezeichneter Pferdekenner, beschäftigte er sich insbesondere mit der Zucht. Er bezog den Bedarf an Pferden für sein Haus, welches, nebenbei bemerkt, eines der glänzendsten des Reiches war, aus seinem Gestüte, welches hiefür vollkommen genügte. Es scheint, als ob Sully zuerst die Idee gefasst hätte, in Frankreich Gestüte anzulegen und besonders, wie es auch später geschah, die Umgegend von Exmes in der Normandie zur Gründung des Gestütes du Pin zu wählen.

Auf Sully's Anregung wurden mehrere Zuchtpferde nach dem Städtchen Merlerault gebracht, welches durch die in seiner Nähe gelegenen schönen Wiesen der Pferdeproduction sehr günstig ist und es vollkommen verdient, einer der vorzüglichsten französischen Racen den Namen gegeben zu haben.

Der Herzog von Guise schickte den Bay-Samson in sein Gestüt zu Esclairon, wo er zum Beschäler gebraucht wurde, um ihm in der Schlacht von Dreux zu dienen, wo er auch gute Dienste leistete. In den ersten Kriegen nahm dieser Fürst zweiundzwanzig Pferde als Zuchthengste in sein Gestüt, um sich ihrer im Kriege zu bedienen.

Damals hatte der Adel Pferde von den ausgezeichnetsten Racen des südlichen Frankreichs; die Vasallen ritten gute und kräftige Gäule, die von nländischen Stuten und von Hengsten aus der Berberei und Spanien herstammten, welche die geschätztesten Pferde jener Zeit waren und die Gestüte in allen Theilen des Reiches füllten.

Die grosse Achtung, welche man damals für das Pferd in diesem Lande hegte, erhellt aus dem Umstande, dass seit dem Entstehen der französischen Gesellschaft, die zugleich mystisch und kriegerisch war, die Pferde und alle diejenigen, welche sich mit ihnen beschäftigten, unter den Schutz zwei berühmter Schutzheiligen, des heiligen Eloi und des heiligen Martin, gestellt wurden. Das französische Pferd des Mittelalters behauptete seinen Vorzug in Europa, trotzdem man in Frankreichs Geschichte nicht wie in der einiger anderen Länder und besonders in jener Englands Andeutungen über Verbesserungen der Racen findet, die durch öffentliche, den Sinn für Pferdezucht zu wecken und den Erfolg zu begünstigen geeignete Einrichtungen veranlasst wurden. Frankreich hatte dies eben nicht nöthig, denn der Süden lieferte ihm das mit dem arabischen gleichartige Pferd, und der Norden besass die herrlichen Exemplare der armorikanischen Race, welche einige Schriftsteller für eine ganz besondere Gattung angesehen haben.

Der Grund dieses Vorzuges, den die veredelten französischen Pferde durch Jahrhunderte behaupteten, liegt einerseits in der ununterbrochenen Einführung orientalischer Race-Pferde, welche von der ersten geschichtlichen Epoche Frankreichs an bis heute fortwährend betrieben wurde,

andererseits in der vielseitigenVerwendung dieser Pferde sowohl im Innern wie ausserhalb des Landes und schliesslich darin, dass der Preis der Pferde stets im richtigen Verhältnisse zu deren Leistungsfähigkeit stand.

Dieser Preis muss die Züchter nicht nur für ihre Vorschüsse entschädigen, sondern ihnen nebstbei noch einen sichern Gewinn abwerfen, wenn man auf die Veredelung und das Gedeihen der Art wirken will, denn im entgegengesetzten Falle entartet und verkommt die Race.

Welch ungemeinen Werth man im Mittelalter auf den Besitz eines edlen Renners legte, beweist die Thatsache, dass der Bischof von Soissons, welcher im Jahre 1155 ein edles Ross suchte, um auf selbem seinen Einzug in die bischöfliche Stadt zu feiern, für ein solches fünf Leibeigene seiner Ländereien, zwei Frauen und drei Männer, zahlte.

So sehr aber auch zu jenen Zeiten die Pferdezucht gefördert wurde, so wenig Aufmerksamkeit wurde der Vervollkommnung der Thierarzneikunde geschenkt. Da die meisten Krankheiten einer Behexung zugeschrieben wurden, so spielten das Judenpech, Schwefel und Lorbeerkörner bei ihrer Heilung eine weit grössere Rolle als die Grundsätze der Wissenschaft.

Unter dem Geschlechte der Valois, welches sich durch Feinheit, Höflichkeit und Sinn für die schönen Künste auszeichnete, erwachte in der glänzenden Epoche, die man Renaissance genannt hat, nicht nur die Dichtung auf den Ruf Dante's und die Malerei auf jenen Perugino's und seines Schülers Raphael, sondern es stellten auch geschickte Stallmeister Reitmethoden mit wissenschaftlichen Regeln auf und erhoben selbe zur Kunst, welche die Schulen Pignatelli's sehr schnell unter den civilisirten Nationen verbreiteten.

Der tapfere und ritterliche König Heinrich II. errichtete die ersten Reitschulen, und bei den Caroussels entwickelte die Kunst des Schulreitens bereits ihre grössten Feinheiten.

Es war die französische Schule, welche dazu bestimmt war, neben der italienischen, spanischen und deutschen, die allmälig das Gepräge der einzelnen Nationen annahmen, die hervorragendste Stelle einzunehmen.

Die Fürsten jener Zeit hielten es für ihre ganz besondere Pflicht, in dieser Kunst es zu einer Berühmtheit zu bringen. So zeichnete sich unter Carl IX. der Herzog von Nemours durch sein Talent im Reiten aus. Unter andern bewundernswerthen Thaten, die man ihm zuschreibt, behauptet man auch, er sei auf einem von ihm dressirten Pferde, welches Réal hiess, die Stufen von Sainte-Chapelle hinauf- und hinabgaloppirt.

Heinrich IV. fand in den Bearner Wäldern, wo er erzogen wurde, Geschmack am Reiten und jagte schon vom zartesten Alter an sein navarrisches Ross auf der Verfolgung des Wolfes durch die Gebüsche und Abgründe des Gebirges.

Die Familie der Bourbonen, welche von ihm die Jagdliebhaberei geerbt hatte, behielt diese sowie die Neigung für gute und kräftige Renner bis auf den heutigen Tag bei. Er besass ein Gestüt in Berry, das einen gewissen

Ruf hatte. Als Gegengabe für eine Compagnie Schotten, welche die Königin von England ihm angeboten hatte, liess er hier einige Renner aussuchen, welche Alles übertrafen, was England damals an inländischen Pferden besass, und machte sie Elisabethen zum Geschenk.

Zu jener Zeit dressirte man die Pferde überaus sorgfältig und schonte sie sehr in ihrer Jugend: daher kam es auch, dass sie in sehr vorgerücktem Alter noch sehr brauchbar waren. So besass der tapfere Avaret einen Renner, „der Gevatter“ genannt, den der Connetable dem König Heinrich geschenkt hatte. Trotz seines hohen Alters gab es keinen besseren, und in manchen tüchtigen Kämpfen leistete er seinem Herrn sehr gute Dienste.

Der Türke, auf dem Heinrich II. verwundet wurde, war ein Geschenk des Fürsten von Savoyen und hiess „der Unglückliche.“ Er gehörte später dem Capitän Bourdet und war in seinem Alter so tüchtig, wie er es in der Jugend nie war. Dasselbe lässt sich von dem 22jährigen Quadragant sagen, der zum königlichen Marstalle gehörte und zu König Heinrichs Zeiten dressirt worden war. Er hielt sich noch sehr gut und hatte Nichts vergessen, so dass er dem Könige noch sehr viel Vergnügen machte. Ebenso hatte sich ein Zeitgenosse Quadragants, der grosse Renner Gonzaga, aus dem Gestüte von Mantua erhalten.

Der Bay-de-la-Paix, welchen der König Heinrich im Lager bei Amiens für sich zum Dienste am Tage der Schlacht wählte, war ein sehr schöner und starker, aber alter Renner.

Solcher Beispiele lassen sich unzählige aufführen.

Wenn wir den Zustand der militärischen Verhältnisse in den verschiedenen politischen Phasen Frankreichs in's Auge fassen, so bemerken wir, dass im vierzehnten Jahrhundert sich der erste Schein von regelmässiger Infanterie oder Fussrittern zeigte.

In den Memoiren des Philipp von Commines liest man:

„Der Graf St. Paul zeigte diese Ankunft in aller Eile dem Grafen Charoloys an, indem er ihn aufforderte, ihm eiligst zu Hilfe zu kommen, denn schon waren bewaffnete Streiter und Bogenschützen auf die Beine gebracht.

„Der genannte Graf Charoloys findet den Grafen St. Paul zu Fuss, und alle Andern schlossen sich, so wie sie kamen, ihm an. — Sie wurden hauptsächlich angewiesen, dass alle ohne Ausnahme sich zu Fuss aufstellen und so bereit bleiben sollen, denn fast alle Krieger waren beritten. Mehreren tüchtigen Reitern wurde anbefohlen zu Fuss zu bleiben, denn unter den Burgundern waren damals diejenigen die geehrtesten, die mit den Bogenschützen abstiegen und besonders, wenn darunter eine grosse Anzahl angesehener Leute war, damit das Volk desto sicherer wurde und um so besser kämpfte. Sie hatten das von den Engländern angenommen, mit denen Herzog Philipp in seiner Jugend Krieg geführt hatte.“

Die französische Kriegsverfassung jener Zeit war in vieler Hinsicht der englischen gleich, nur dass es länger gedauert hatte, selber jenen Grad von Zuverlässigkeit zu geben, wie ihn die von England hatte.

Schuld hieran war theils der Widerstand, welchen die mächtigeren und grösseren Vasallen der Einführung jener kriegerischen Institutionen entgegenstellten, und theils die Verschwendungssucht einiger Könige und das hiedurch weniger geregelte Finanzwesen, welches nicht erlaubte, genug Geld aufzubringen, um mit Thätigkeit und ohne Unterbrechung einen gefassten Entschluss durchzuführen.

Die französischen Heere bestanden meistens nur aus den Aufgeboten der Vasallen und aus den Communaltruppen. Von den französischen Schriftstellern wird Philipp der Schöne als der erste genannt, der sich fremder Soldtruppen bediente.

Die Könige aus dem Hause Valois folgten seinem Beispiele, und Philipp VI. hatte bei Crecy bereits gegen 15.000 genuesische Armbrustschützen in Sold. Dieser Gebrauch erhielt sich auch bei allen folgenden Regierungen.

Das französische Heer bestand sonst aus der Gendarmerie und der Infanterie. Die Gendarmerie hatte in der leichten Reiterei der Communen eine Art Unterabtheilung, welche sie gewissermassen flankirte, und bestand erstere aus den Bannerherren, den Rittern und den Knappen, welchen sich gewöhnlich noch eine grosse Zahl Reisiger anschloss und ihr Gefolge bildeten.

Trotzdem die Gendarmerie von oben bis unten in Eisen gehüllt war und vorzugsweise blos zu Pferde kämpfte, so war sie doch, sobald es die Noth erheischte, auch stets bereit, ihrem Gegner auch zu Fuss entgegenzutreten.

Gewöhnlich war die Cavallerie der Communen leichter bewaffnet als die Gendarmerie, doch kam es auch vor, dass sich Schwerbewaffnete darunter befanden. Die Infanterie war, mit Ausnahme einiger Haufen Armbrust- und Bogenschützen, eine Masse unordentlichen, liederlichen Gesindels — wie Brantome sie nennt — das dem Lande mehr zur Last als Sicherheit diente. Später hatten sich aus ihr durch die Anarchie der bürgerlichen Unruhen und durch die gegen England geführten Kriege, welche den Königen die Möglichkeit benahmen, diese Horden zu bezahlen und zu zügeln, jene verrufenen, unter der Benennung der *grandes Compagnies* gekannten Banden gebildet, welche unter Jean de Gouga — des Freundes Gottes und aller Menschen Feind — das ganze Land durchzogen und plünderten und lange noch der Schrecken Frankreichs waren. Erst der Zug du Guesclins nach Spanien befreite es von dieser Plage.

Während der englisch-französischen Kriege gab es einige Momente, die zur Hoffnung berechtigten, Frankreichs Miliz sich erheben zu sehen. Unter Carl VI. sollten die Bogenschützen im ganzen Lande zu ähnlichen Übungen wie in England verpflichtet sein, was jedoch durch den Adel, welcher das Steigen des dritten Standes fürchtete, hintertrieben wurde. Alles, was man bei Froissart über die Anstalten und Vorbereitungen zu dem von Carl VI. beabsichtigten Unternehmen gegen England im Jahre 1387 und zu

seinem nachherigen Zuge gegen den Herzog von Geldern findet, beweist sehr deutlich, dass alle Elemente zu einer dauerhaften und zweckmässigen Ausbildung des Kriegswesens vorhanden waren, aber nur deshalb gegen England nicht verwerthet werden konnten, weil es an Männern gebrach, welche befähigt gewesen wären, die oberste Leitung der Angelegenheiten zu übernehmen.

Fünf Könige Frankreichs kämpften nacheinander, ohne Heer, dem guten Willen der Vasallen preisgegeben, unverdrossen und ungebeugt gegen äussere und innere Feinde einen zerstörenden Kampf, in dem mehr als ein Drittheil des Reiches fast fünfzig Jahre lang vom Feinde besetzt geblieben war, und doch gingen sie aus selbem gleichsam verjüngt und gestärkt hervor.

Ein neues Militärsystem entstand und hat sich, verbessert und erweitert, von Frankreich über ganz Europa verbreitet, wo es noch immer besteht. Carl VII. war sein Gründer. Trotz allen Anstrengungen, welche Carl V. und VI. machten, um mittels einer geänderten Kriegsverfassung den Engländern das Gleichgewicht zu halten, wurden sie durch den Drang der Umstände daran gehindert, in die Verhältnisse tief eingreifen und einwirken zu können, denn die erste und hauptsächlichste Bedingung hiezu war noch nicht erfüllt: es war der Sieg noch nicht zurückgekehrt.

Im Jahre 1445 stiftete man nach langen Conferenzen zu Schloss Serre bei Châlons die Ordonnanz-Compagnien, die man als den Beginn der ersten stehenden Cavallerie-Truppe in Europa betrachtet, und welche nach folgenden Grundzügen organisirt waren: Sie bildeten eine Gesammtzahl von 15 Compagnien; jede derselben zählte 100 Lanzen. Eine volle Lanze sollte aus drei Bogenschützen, einem Knappen und einem Pagen oder Knecht bestehen. Eine Compagnie sollte also 600, und alle zusammen 9000 Reiter — ohne die Freiwilligen — betragen, die sich, obwohl auf eigene Kosten und ohne Löhnung sehr zahlreich bei jeder Compagnie befanden, wodurch deren Stärke oft bis auf 1200 Köpfe stieg, unter welchen sich häufig 150 bis 200 Leute befanden, die befähigt waren, grössere Abtheilungen zu befehligen. Die geringste Nachlässigkeit ward mit Entlassung aus dem Corps bestraft.

Jeder Gendarme hatte vier Pferde: eines für einen Knecht, ein anderes für sein Gepäcke, ein Dienstpferd, das er, so oft er auf Urlaub ging, in der Garnison lassen musste, und eine Art Klepper, der ihm zu seinen ausserdienstlichen Verrichtungen gelassen wurde. Ein Bogenschütze dagegen hatte nur zwei Pferde.

Diese Truppe erhielt sich mit wenigen Änderungen bis auf die Zeiten Ludwigs XII., wo die Ordonnanz-Compagnien schon so ziemlich gleichmässig gekleidet waren. Sie erschienen in einem Waffenrocke von der Farbe und mit den Devisen ihres Capitäns, welcher sehr häufig von Gold und Silber strahlte. Diese Miliz hat das Ritterthum so zu sagen seiner Form nach zu Grabe getragen.

Sie focht in einer Linie, 40 bis 50 Schritte etwa hinter sich eine Linie Knappen, falls es die Terrain- und sonstigen Verhältnisse gestatteten. Die

Bogenschützen fochten *en débandad;* die Ritter chokirten, und die Knappen und Pagen, meistens junge Leute aus guten Familien, folgten ihnen. Häufig jedoch deckten beide auch den Gendarmen die Flanken oder wurden überhaupt nach Gutdünken des sie befehligenden Officiers verwendet.

Um zu dieser Cavallerie, die sich Carl VII. geschaffen hatte, und die stets bereit war, in's Feld zu rücken, auch eine Infanterie zu haben, schuf er im Jahre 1448 die sogenannten Freischützen.

Auch Ludwig XI. wandte seine Aufmerksamkeit den Ordonnanz-Compagnien zu, und da er ausser Stande war, dieses Institut ganz nach seiner Ansicht umzuschmelzen, so wirkte er wenigstens dahin, ihnen eine gewisse Einfachheit und kriegerische Zucht wiederzugeben, der es damals schon sehr bedurft zu haben scheint.

Er bestimmte durch ein Edict vom Jahre 1473, dass eine volle Lanze ein für alle Male nur sechs Pferde enthalten sollte; zugleich untersagte dieser Befehl den Gebrauch der Wagen zur Fortschaffung des Gepäckes und der Rüstung; nebenbei wurden eine Menge Verordnungen zur Beschränkung des Luxus gegeben.

Im Jahre 1479 aber musste Ludwig die strengsten Massregeln gegen seine Ordonnanz-Compagnien ergreifen, denn sie hatten sich im Kriege mit Maximilian wankend bewiesen. Zehn derselben wurden cassirt, einige ihrer Officiere enthauptet und deren Körper verstümmelt an den Grenzpfählen aufgehängt.

Der König war den Piken und Hellebarden weit günstiger als den Feuergewehren, da die Musketen noch zu schwer und unbeholfen waren, um ihnen den Vorzug vor jenen zu sichern; doch scheint er dem schweren Geschütz eine derartige Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, dass er, wie französische Militär-Schriftsteller meinen, hierin Epoche machte; das Materiale der Artillerie erlangte unter ihm eine Bedeutung, die sie unmittelbar unter seinem nächsten Nachfolger zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung machte.

Es ist wahrscheinlich, dass Ludwig, welcher die zwölf grossen Geschütze, denen er die Benennung der zwölf Pairs von Frankreich gab, erzeugen liess, auch sehr viel zur Organisation der leichteren Artillerie beigetragen habe, die unter Carl VIII. so sehr das Erstaunen der Italiener erregte.

Trotz den Forderungen der Ständeversammlung, welche unmittelbar nach Ludwigs Tode zu Tours tagte und das Militär-Budget zum ersten Male zur öffentlichen Verhandlung brachte, ist anzunehmen, dass das Heer, mit welchem Carl VIII. nach Italien ging, numerisch weder geringer, noch grösser war als die Schaaren, die Carl VIII. gegen die Engländer geführt hatte.

Der erbärmliche Zustand seiner Gegner und die Fortschritte, welche die neue Kriegskunst gemacht hatte, gaben jedoch seinem Heere ein unbedingtes Übergewicht. Die Blüte desselben bildeten die Ordonnanz-Compagnien, welche der geistreiche Barthold die gefügigste Form nennt, in welcher der Adelsmuth Frankreichs sich zum Wohle des Staates bethätigen konnte.

Jede derselben bestand auch jetzt noch aus 100 hommes d'armes oder Lanzen. An ihrer Spitze standen Frankreichs ausgezeichnetste Ritter, wie la Tremouille, Bonneval, la Palice, Bayard u. s. f.; die Stelle eines Fahnenträgers bekleideten Ritter von dem erprobtesten Muthe. Mann und Pferd bei den hommes d'armes waren gleichsam in Stahl gekleidet. Ein so geharnischtes Pferd machte nicht selten den ganzen Reichthum eines Ritters aus, und wir sehen ihn daher solches auch eben so lieben, wie wir dies heute noch an den Arabern bewundern.

Die Hauptwaffe dieses in Eisen gehüllten Mannes war, wie einst auch bei den homerischen Helden, eine grosse Lanze von Eschenholz, an deren Spitze noch so, wie einst, das *pennon* als Zeichen der adeligen Abkunft flatterte.

Diese Lanze blieb bis spät in's 16. Jahrhundert noch eine Lieblingswaffe der Ritter, und es lässt sich auch gar nicht bestreiten, dass ein gut und sicher geführter Stoss mit solcher Waffe von grosser Wirkung sein musste.

Ein grosser Übelstand dabei war jedoch der, dass sie leicht zerbrach. Wie Mezerai in seiner *histoire de France* erzählt, gab der bekannte Connetable Lesdiguières durch ein glückliches Rencontre mit einem savoyischen Ritter in der Schlacht bei Pontcharra den ersten Anstoss zu deren Verwerfung.

Nachdem er am Vorabend der Schlacht behauptet hatte, dass Nichts leichter sei als einen Lanzenstoss zu pariren, sah er am andern Tage einen Ritter mit vorgestreckter Lanze und mit 20 hommes d'armes auf sich los galoppiren.

Er verbot seinen Leuten, ihm beizustehen, ritt auf den Ritter los, gab dessen Lanze durch einen geschickten Gebrauch seines Degens eine andere Wendung und tödtete den Ritter durch einen Stich in's Gesicht. Der hiedurch gelieferte Beweis, wie stark der geschickte Gebrauch des Degens gegen die Lanze mache, bewirkte, dass sie im Ansehen sank.

Unter dem Fussvolke Carl's VIII. behaupteten 6000 Schweizer und Deutsche den ersten Rang; ihnen fast gleich an Zucht und Übung waren 6000 Gascogner.

Sechsunddreissig von Pferden gezogene Kanonen bildeten die Feld-Artillerie, welche so leicht und gewandt war, dass sie den andern Waffen auch in ihren schnellsten Bewegungen folgen konnte.

Ludwig XII. wirkte besonders darauf hin, sich eine gute Infanterie zu schaffen, denn er bedurfte ihrer besonders zu seinen Kriegen. Unter andern Capitänen und Edelleuten aus gutem Hause übertrug der König auch an Bayard den Befehl über 1000 Mann. Obwohl dieser vorzugsweise nur dem Reiterdienste zugethan war, so nahm er diesen Beweis königlichen Vertrauens doch gerne an, mit der Bemerkung jedoch, dass ihm tausend Mann zu viel wären, um sie würdig zu führen, und bat blos um 500, mit welchen er eine doppelte Anzahl Feinde zu schlagen versprach.

Mehrere ausgezeichnete Officiere aus Ludwig's XII. Heer vertauschten bei dieser Gelegenheit das Schwert mit der Pike und wurden tüchtige Infanteristen.

Zur Unterstützung dieser Infanterie, die mehr für Schlachten, Stürme, Belagerungen als für das Handgemenge bestimmt gewesen zu sein scheint, hatte man eine Art leichter Truppen den spanischen nachgebildet, die in einem abenteuerlichen, phantastischen Aufzuge einherzogen, nach Gutdünken bewaffnet waren, ohne Sold und Verpflegung dienten, sich meist als brave Soldaten schlugen, aber ohne Unterschied Freund und Feind plünderten.

Die Cavallerie unter Ludwig XII. blieb in ihrer Organisation und Kampfweise das, was sie früher gewesen war, und ihr Kern — die Ritterschaft — erreichte unter diesem Könige die höchste Blüte.

Ihr gehörten jene Helden an, die Ariosto gesehen hatte, als er von seinen Rüdigern und Rinalden zu dichten anfing.

Die Artillerie scheint in den italienischen Kriegen Ludwig's XII. keine Fortschritte gemacht zu haben; sie ist bedeutend schwächer bei seinen Heeren als zu Zeiten Carl's VIII., und hat in Bezug auf ihre Eigenschaften nicht gewonnen.

Zu Beginn des dreissigjährigen Krieges war die Ausrüstung und Bewaffnung bei den Franzosen ziemlich so wie bei allen andern Nationen. Bei der Cavallerie waren in dieser Periode die Lanzen schon so ziemlich im Verschwinden. Die Pistole, der Degen, der Carabiner und die Büchse mit dem Luntenschlosse waren die Angriffswaffen. Zwar sollten die Cavalleristen auf Befehl Ludwigs XIII. bei Verlust des Adels nicht ungeharnischt gegen den Feind gehen, doch dagegen sträubte sich Alles, und der Befehl blieb unbeachtet. Er selbst, im Widerspruche mit seiner Anordnung, war so für die Feuerwaffe eingenommen, dass er 1621 seine Leib-Compagnie ausschliesslich mit Musketen bewaffnete und so die Anfänge jener *mousquetaires* schuf, welche so lange eine Rolle in der französischen Armee gespielt haben.

Die schwere Reiterei kam allmälig in Verfall, weil man sich ihrer selten zur rechten Zeit und mit Geschick bediente; dagegen gewann die leichte Reiterei mit jedem Jahre an Bedeutung. Angriffe mit dem Säbel in der Hand fingen an, bei den Franzosen Lieblingsmethode zu werden, und es zeigten sich jetzt schon einzelne Züge, welche auf die Entwickelung, die diese Waffe in den ersten Kriegen Ludwigs XIV. nehmen sollte, hindeuteten.

Der Anfang der Regierung Ludwigs XIII. war vielleicht die schönste Epoche für das Pferd in Frankreich; wenigstens ist gewiss, dass damals kein Volk Europas in dieser Hinsicht mit den Franzosen auf gleicher Höhe stand. Die Racen fixirten und modificirten sich nach den neuen Bedürfnissen der Zeit, das Reitpferd wurde zum Kutschpferde; die armorikanischen Racen von Poitou, aus der Bretagne, der Normandie und Boulonnais wurden vornehmlich zum Ziehen im Schritt oder Trabe gebraucht, während die südlichen Racen, ganz besonders die limousinische, die damals sehr im Rufe

war, mit dem Berber und dem spanischen Pferde in der Reitbahn und bei den Reiteraufzügen wetteiferten.

Ein sehr gutes Mittel, um bei dem Adel den Wunsch und das Bedürfniss, gute und hervorstechende Pferde zu besitzen, im höchsten Grade rege zu erhalten, war die Musterung der Edelleute, welche auf Befehl des Königs in jedem Bezirk abgehalten wurde, und wozu die Lehens-Inhaber sich und ihre Leute mit Waffen und guten und starken Pferden zu stellen verpflichtet waren.

Zu jener Zeit war die Bedeutung eines Edelmanns noch nicht mit dem Begriffe eines ruhigen Schlaraffenlebens verbunden, und eine Vernachlässigung einer dieser Formalitäten konnte die Lehensentziehung zur Folge haben, denn die Rechte galten nur im Verhältnisse der erfüllten Pflichten. wer ein Lehen besass, musste daher auch zu jeder Stunde bereit sein, zu Pferde und mit dem Degen in der Faust für sein Land einzutreten.

Die ungeheuren Pferdeställe, welche man in den einzelnen Provinzen Frankreichs und besonders in jenen vorfindet, welche als die Heimat der Racen angesehen werden, und die durch ihren Umfang und Luxus die Bewunderung erregen, stammen fast alle aus der Zeit Ludwig's XIII.

Häufig besassen Pferdezüchter Hunderte von Pferden, und oft wurden ganze Reiter-Compagnien von zwei oder drei Häusern beritten gemacht; aber damals ergänzten die Grossen und Reichen ihre Marställe nicht in der Fremde: es wurden nicht blos alle Pferde des Hofes in Frankreich gekauft, sondern die Mühe der Pferdezüchter wurde durch intelligente Ermuthigungen belohnt und deren Eifer hiedurch vielfach gesteigert.

M. d'Aure theilt uns mit, dass unter Ludwig XIII. Jeder gut reiten können musste, und dass für das königliche Haus ungeheure Ankäufe von Pferden gemacht wurden.

Diejenigen dieser Pferde, bei welchen die Dressur gute Eigenschaften entwickelte, erhielten den Rang der Hauptpferde oder der mit silbernen Zügeln; wenn sie auch ferner den Anforderungen der Stallmeister entsprachen, so erhielten sie den Rang der Pferde des Königs und bekamen goldene Zügel.

Der Züchter bekam für jedes Pferd mit silbernen Zügeln 500 und für jedes mit goldenen 1000 Livres Gratification.

Nach der Versorgung der königlichen Ställe kamen die Ställe der Prinzen, der Garde du Corps und dann der Linien-Regimenter an die Reihe. Jede Abtheilung hatte ihre Reitschule unter der Oberleitung der bewährtesten Stallmeister, die aus derselben Schule hervorgegangen waren, welcher die Reitschule des Königs als Vorbild diente.

Damals machten sich die grössten Herren des Landes eine Ehre daraus, eine, wenn noch so kleine Stelle in den königlichen Marställen zu bekleiden; Cinq Mars war Stallmeister des kleinen Marstalls, und die Stelle des Oberstallmeisters war die beneidetste im Staate.

Der König selbst war ein geschickter Reiter und kühner Jäger und

legte in diesen Übungen eine Thätigkeit, Energie und Gewandtheit an den Tag, welche von seinem sonstigen frostigen Charakter sonderbar abstachen.

Die englischen Grossen kamen an seinen Hof, um feine Sitten, den Gebrauch der Waffen und die Reitkunst zu erlernen.

Pluvinet, unter dessen Aufsicht die eigenen Pferde Ludwigs XIII. standen, machte grosse Verbesserungen in der Reitkunst und führte den Gebrauch der Springer — *sauteurs* — bei den Standbäumen ein.

Als Richelieu zu Gunsten des Absolutismus des Thrones die Aristokratie decimirte, erniedrigte und zu Grunde richtete, entzog sich der seiner Rechte beraubte hohe Adel seinen Pflichten, und die Edelleute wurden aus Landbebauern Höflinge und ergebene Diener.

Da begannen für Frankreich die beschämenden Tage, die auch jetzt noch nicht geendet haben. Die Pferde wurden nur mehr in gute und schöne getheilt, hauptsächlich wollte man nur durch ein bestechendes Äussere täuschen; die Mode verlangte nur nach fetten Pferden von einer gewissen Farbe — gestreifte und gefleckte; auf Tüchtigkeit sah man nur bei dem Arbeitspferde, dem Passgänger und dem starken Zugpferde, alle übrigen brauchten blos schön zu sein.

Es gab allerdings noch alte Landedelleute — sagt Löffler — die auch später in ihren Waldungen ihre kräftigen, von ihnen selbst gezogenen Renner im Schatten ihrer alten Schlossthürme umher laufen liessen, aber indem Trägheit, Weichlichkeit und die Entartung der Städte dabei mitwirkte, bildete sich unter diesen falschen Ideen ein so starker und zäher Bund, dass er sich bis heute erhalten hat, und dass bei der Bürgerschaft Frankreichs das vollkommene Ideal eines Pferdes ein fetter und weichlicher, feister und glänzender, runder und fleischiger, ganz fehlerfreier Gaul ist, der übrigens aber keine Energie, keine Kraft und besonders keine Schnelligkeit besitzt.

Unter dem Einflusse dieses Verfalles griff man in den Jahren 1688 und 1700 bereits zu der Ergänzung der Pferde vom Auslande her und schuf so den Keim eines Übels, das später der Pferde-Industrie desselben Frankreichs anklebte, das so lange nicht nur seine eigenen Bedürfnisse bestritten, sondern auch die Reitschulen Deutschlands, Spaniens, Englands und Italiens mit Parade- und Luxuspferden versorgt hatte.

Mit dem Beginne dieser Einfuhr ausländischer Pferde, welche sich auf den französischen Märkten eingebürgert hatten, bekam der Pferdehandel im Lande eine fehlerhafte Richtung, und mit der immer lebhafter werdenden Einfuhr, wurde der Verfall dieses Industriezweiges immer grösser.

Um diesem Übel zu steuern, setzte Ludwig XIV. eine Administration der Gestüte ein, welche für die Pferdezüchter eine angemessene Auswahl von Zuchtpferden zu beschaffen hatte.

Die besten französischen Arten und Racen wurden sorgfältig gesammelt, und diesen mit grossen Kosten eine ungeheuere Menge von Pferden zur Erneuerung der Racen aus dem Auslande beigesellt. Aus der Berberei und Spanien holte man die Elemente für das Reitpferd, aus Flandern, Friesland

und Dänemark jenes für das Kutschpferd und aus England auch einige Pferde, die man englische Türken nannte, welche später ein grosses Renommé bekamen und jetzt, unter dem Namen Vollblutpferde bekannt, die erste Stelle unter allen Pferden der Welt einnehmen.

Der Geldwerth der Berber-Pferde war nicht sehr hoch: bei einer im Jahre 1690 gemachten Zufuhr stellte sich der Preis eines jeden auf 226 Livres.

Durch diese Gestüte-Administration verminderte sich der ausländische Handel merklich und bestand nur noch für Truppenpferde oder andere von geringerem Werthe, nicht aber für Luxuspferde, welche Frankreich nunmehr selbst besass. Die Häuser des Königs, der Prinzen und der Grossen, die Reitschulen, die den prinzlichen Personen attachirten militärischen Corps, die Parlamente, die reichen Abteien und Corporationen, die Jagden und die ungeheuer grosse Zahl von Pagen, Reitlehrern und Reitschülern remontirten sich nur durch französische Pferde.

Damals brüstete sich jeder mit dem Titel eines Cavaliers, ein jeder wollte guter Reiter sein, denn dies galt für das Höchste des guten Tones, und die ersten Herrschaften dressirten ihre Pferde selbst.

So dressirte der Herzog von Lauzun — wie Saint Simon in seinen Memoiren erzählt — wenige Monate vor seiner letzten Krankheit in einem Alter von über neunzig Jahren noch Pferde und ritt im Boulogner Gehölze dem Könige, welcher sich auf dem Wege zur Jagd befand, ein Füllen vor, welches eben erst von ihm dressirt worden war, wobei er die Zuschauer durch seine Geschicklichkeit, seine Festigkeit und seinen Anstand in Erstaunen setzte.

An der Schwelle der ruhmvollen Laufbahn Turenne's, so wie am Rande seines Grabes findet man das Andenken an das Pferd. Er war fünfzehn Jahre alt, als der Graf von Roussi, der später sein Schwager wurde, einst in Sédan bei der Prinzessin von Bouillon ein prächtiges polnisches Pferd von unbändigem und wildem Charakter ritt, dem eben erst der Zügel angelegt worden war. Der junge Prinz wagte, trotz aller Abmahnungen, es zu besteigen. Er schwang sich hinauf und lenkte es so richtig und gewandt, dass das Pferd auf keine Weise widerspenstig sein konnte.

Als Marschall ritt er vorzugsweise ein limousinisches Pferd, welches „der Schecke" hiess und in würdiger Weise den Ruf dieser berühmten Race bewährte; es hatte seinen Herrn in zehn Schlachten getragen, und dieser ritt es noch an seinem Todestage. Als man nach dem Tode des Marschalls die Unsicherheit des Commandos über die einzuschlagende Richtung bemerkte, riefen die Soldaten:

„Stellt doch nur den Schecken an unsere Spitze, der wird uns schon zum Siege führen!"

Das Jahrhundert eines Molière, Condé, Racine und Bossuet brachte auch Robichon de la Guérinière, welchen Frankreich mit Stolz den berühmtesten Reitern aller Zeiten und Länder an die Seite stellen kann.

Auch Ludwig XIV., welcher dem glänzendsten Jahrhundert der Welt seinen Namen gab, war berühmt wegen seiner Liebe zum Pferde und galt für einen der erfahrensten Reiter seines Zeitalters.

Unter seine Regierung fällt die schönste Epoche der französischen Reitkunst, und alle Prinzen, alle Grossen und Edelleute jener Zeit waren ausgezeichnete Reiter; ja sogar die Frauen waren stolz auf dieses Talent, worin es mehrere bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit brachten.

Aber auch hier bewährte sich der Grundsatz, dass jede Übertreibung unbedingt Schaden bringe; man verdarb das Gute, weil man das Bessere wollte, man hatte das Vollkommene erreicht und ging nun zu dem Extremen über. Die Reitkunst, welche zur Zeit der Turniere und Einzelnkämpfe eine gründliche war, wurde in der Folge manierirt und übertrieben.

„Sie gingen“, sagt d'Aure, „in der Übertreibung so weit, dass bald eine Reaction eintrat.“

Ein Stallmeister jener Zeit erlangte die Bewunderung der Pferdefreunde, als er es dahin gebracht hatte, die Strecke von der Reitbahn zu Versailles bis zum Marmorhof in drei Viertelstunden im Galop zurückzulegen. Diese Entfernung beträgt ungefähr fünfhundert Meter. Er hatte also das merkwürdige Problem gelöst, eine französische Meile in sechs Stunden im Galop zurückzulegen, d. h. in der Gangart, bei welcher man annimmt, dass das Pferd seine grösste Schnelligkeit entfalten soll.

Jetzt muss man dagegen sechs Meilen in einer Stunde machen, und das ist noch wenig. Eine solche Parforcetour bekundet zwar allerdings die Geschicklichkeit des Reiters und die Kraft des Pferdes, aber welchen praktischen Nutzen kann man aus derartigen Schaustellungen ziehen?

Trotz dem in dieser Periode für die ausländischen Pferde wieder rege gewordenen Geschmacke behauptete dennoch das einheimische den Vorzug vor vielen anderen europäischen Pferden. Die meisten Grossen setzten eine Ehre darein, nur französische Pferde in ihren Ställen zu haben. Der Dauphin von Frankreich ritt auf der sehr anstrengenden Wolfsjagd, die er sehr liebte, nur Pferde aus der Normandie.

Beim Ausbruche der Revolution war Frankreich im Verhältnisse zu seiner Bevölkerung das reichste Land an schönen und tüchtigen Racen und eifrigen und intelligenten Züchtern.

Jede Provinz unterhielt Gestüte, entweder für den Staat oder für die Provinzialstände, oder für hochgestellte Personen, Abteien und Privatleute. Die Zahl der Springpferde, welche die Administration der Gestüte besass, betrug über dreitausend.

Durch die Anwendung der englischen Pferde zur Jagd hatte man den Vortheil der Methoden dieses Landes hinsichtlich der Kreuzung und Erziehung der Pferde erkannt und fing an, dieselben Einführungen anzunehmen, welche bei den Engländern von so gutem Erfolge waren.

Die englischen Wettrennen fanden in Frankreich im Jahre 1776 zum

ersten Male Statt. Im Jahre 1777 organisirte man zu Fontainebleau ein Massenrennen, bei welchem vierzig Pferde concurrirten.

Während der folgenden Jahre fanden Rennen zu Vincennes, zu Fontainebleau und in den *plaines de Sablon* Statt, aber ohne Organisation und auch nicht zu einer vorher bestimmten Zeit; sie waren nur Schauspiele, welche keine Zukunft hatten, und wurden durch die Revolution unterbrochen.

Während der republikanischen Zeit wagte man nicht, die an die verpönte Aristokratie erinnernden englischen Wettrennen fortzusetzen, sondern ahmte die griechische und römische Republik durch Wagenrennen nach. Diese einfältige Restauration fand aber bald ihr Ende, denn die Unerfahrenheit der Wagenlenker verursachte viele Unglücksfälle, ohne zur Veredlung der Pferde beizutragen.

Durch die Requisitionen erlit die Veredelung der Pferde einen weiteren empfindlichen Schlag. Da man Zuchthengste und Zuchtstuten wegnahm, wo man sie fand, und die Pferde nicht nur von der Kutsche des Vornehmen, sondern auch von dem Pfluge des Landmannes abspannte, so hatte man Furcht, ein tüchtiges Pferd zu erziehen, welches die gierige Requisition reizen konnte.

Dass Frankreich, nachdem seine Pferde zerstreut und die Aristokratie niedergemetzelt war, unter fortwährenden Kriegen und Requisitionen noch im Stande war, Pferde für das Kaiserreich zu stellen, kam daher, dass die kostbarsten Hengste aus den Gestüten in den Ställen der Züchter versteckt waren, dass man auf sie, als den Rest des Vollblutes noch grösseren Werth legte, und dass, während die Grenze für fremde Einfuhr verschlossen war, daher die auswärtige Concurrenz fehlte, der Handel mit französischen Pferden einen solchen Aufschwung genommen hatte, dass die Züchter Alles daran setzten, tüchtige und schöne Pferde zu produciren.

Napoleon I. hatte einsehen gelernt, dass in demokratischen Ländern die Regierung die Stelle der grossen Grundbesitzer vertreten müsse, und liess — geleitet von dem grossen Gedanken, von welchem Ludwig XIV. bei der Anlage von Gestüten beseelt war, dieselben wieder herstellen; auch wurde von ihm die Veranstaltung von Wettrennen decretirt und selbe als Mittel zur Veredlung der Pferde bis zu einem gewissen Grade, im Jahre 1805 in den durch die Pferdezucht am meisten renommirten Departements organisirt. Die ersten Rennen wurden zu Paris, in Saint-Brune du Pin angeordnet.

Obwohl die englischen Gewohnheiten den neuen Einrichtungen zur Grundlage dienen sollten, so hielten sich die damaligen Reglements dessenungeachtet möglichst weit entfernt von ihnen. Die Rennen waren von geringer Bedeutung und trugen zur Veredlung der Pferde, welche schlecht gezogen und schlecht geritten wurden, wenig bei.

Napoleon I. war kein besonderer Pferdekenner, und das Pferd war für ihn, wie alles Andere, nur Mittel zum Zweck; dessenungeachtet stellte er die Production, die Consumtion und die Administration der Gestüte wieder her und verbannte, wenn auch nicht ganz gerecht, das ausländische Pferd von den

heimischen Märkten. Die Schule der Pagen wurde wieder eröffnet, Paris erhielt eine Reitbahn, und viele Reitschulen wurden reorganisirt und aus Staatsmitteln dotirt. Der Pferdehandel bot trotz der Kriege und Revolutionen noch immer günstige Chancen, und der Preis der Pferde war damals viel höher als jetzt.

Napoleon ritt nur französische oder arabische Pferde; seine Marställe waren prachtvoll und grossartig; seine Feld-Equipagen bestanden beim Abzuge zum russischen Feldzug 1812 auf fünfhundert Pferden und vierundsechzig Wagen, zu deren Unterhaltung der Oberstallmeister die Summe von 700.000 Francs erhielt.

Das Pferd, welches der Kaiser bei Waterloo ritt, hiess Accacia; es war ein herrlicher, grau gesprenkelter, vier Jahre alter Navarreser, gewandt, schnell, kräftig und voll Grazie.

Drei Monate später war Accacia, wie das ganze Ameublement in den Tuilerien, im Dienste eines neuen Herrn.

Nach 1830 wurde Accacia, wie so viele andere edle Trümmer verkauft und von Paris nach der Provinz gebracht.

Als dessen Eigenthümer, ein alter Officier, beschlossen hatte, dieser gefallenen Grösse das Gnadenbrod zu geben, erbat sich ein Dorfgeiger, der unter Napoleon gefochten und ein Bein verloren hatte, von selbem die Erlaubniss, Accacia manchmal bei einer Landhochzeit von einem Dorfe zum andern reiten zu dürfen.

Im Jahre 1832 ritt der Fiedler, seine Geige spielend, einen Abhang hinunter, während die Zügel lose über Accacias Nacken hingen; da kam ein rollender Kiesel dem armen Thiere unter den Fuss, es fiel, brach ein Bein und tödtete zugleich den unglücklichen Geiger.

In Frankreich ist die Cavallerie ein wesentliches Bedürfniss; und Napoleon, welcher dies wusste, erhob sie zu jenem bekannten Ruhmesglanze, an welchem Theil zu haben die verbündeten deutschen Cavallerie-Corps, insbesondere das bayerische, sich zur grössten Ehre schätzten.

Neuerer Zeit erhielt die französische Cavallerie in Afrika, in beständigem Kampfe mit den Beduinen, diesen geborenen, trefflichen, leichten Reitern, eine vorzügliche Schule in dem kleinen Kriege und Vorpostendienste.

Frankreich ist durch seine continentale Lage gezwungen, ganz besonders für seine Cavallerie zu sorgen, und dies um so mehr den nördlichen Staaten gegenüber, welche eine ungeheure Menge von Pferden stellen können, die sich für diese Waffe vorzüglich eignen. So besitzt z. B. Russland deren fünfundzwanzig Millionen, Österreich sechs und Deutschland vier bis fünf Millionen.

Eine Armee ohne Cavallerie kann das Land ringsum nicht schützen und vermag nicht den feindlichen Unternehmungen zuvorzukommen. Im Jahre 1814 überholten die Heere der Verbündeten die französische Armee um zwei Tagmärsche, und das führte ihre Niederlage herbei.

Nach den grossen Befreiungskriegen haben die meisten europäischen

Staaten in Folge ihrer gemachten Erfahrungen ihre Cavallerie vermehrt, so Österreich, Preussen, Württemberg und Frankreich.

Die Ereignisse von 1814 und 1815 brachten in Frankreich hinsichtlich der Pferde grosse Veränderungen hervor. Fremde Nationen holten von da ihre Musterpferde, um ihre echten Racen zu erneuern. Mehrere Zuchthengste wurden nach Deutschland und Italien in le Merlerault für fabelhafte Preise verkauft.

Ziemlich viele Stuten gingen nach England, achttausend Zuchtstuten und zehntausend Pferde nach Spanien.

Durch die Restauration, welche Frankreich den Frieden wieder gab, wurde jene Requisition unterdrückt, welche der Pferdezucht so schädlich war, und hätte man nach erklärter Handelsfreiheit nicht blindlings nach den Pferden der benachbarten Nationen gegriffen, wären die Grenzen für diese geschlossen geblieben, so hätte Frankreich in dieser Beziehung gewiss bald wieder einen reissend schnellen Aufschwung genommen,

Aber trotzdem die Prinzen ihre meisten Pferde aus der Normandie und aus Limousin kauften, trotzdem die Garde-Compagnien sich speciell aus le Merlerault remontirten, und die Gestüte für ihre Zuchthengste höhere Preise zahlten, überschwemmten England und Deutschland Frankreich mit ihren Jagdpferden und veredelten Racen.

Dass man nun von den inländischen Pferden eine grössere Ähnlichkeit mit den englischen Racen verlangte, trug wesentlich zu der Wiedereinführung der Wettrennen bei. Gegen das Jahr 1819 liess Ludwig XVIII. dieselben regelmässig anordnen und die Zahl der Preise in den Departements vermehren; auch bildeten sich Etablissements, um Rennpferde zu ziehen, unter welchen die Gestüte von Meudon und Virofluy sich auszeichneten. Vollblutpferde wurden in Rosières, Pompadour und in du Pin gezogen, und versorgten diese Gestüte das Land mit den herrlichsten Exemplaren dieser Race.

Carl X. munterte ebenfalls zu Wettrennen und zur Zucht von Vollblutpferden auf.

Das Gestüt zu Meudon bekam auf seinen Befehl einen Antrieb zu erhöhter Thätigkeit.

Während das englische Blut sich in Frankreich einbürgerte, wurde aber das arabische Element, dieser allgemeine Typus jeder Veredlung der Pferde, auch nicht vernachlässigt.

Herr de Portes wurde im Jahre 1818 beauftragt, Syrien zu bereisen, von wo er zwanzig Stück arabischer Zuchthengste mitbrachte, wovon die meisten von ausgezeichnetem Werthe waren.

Aber die Sorge für das Pferd erlitt gerade in jenem Augenblicke wieder einen gewaltigen Stoss, wo sie unter dem wohlthuenden Einflusse des Friedens neu aufzublühen begann.

Die Revolution von 1830 entzog den französischen Züchtern den bis dahin gehabten geringen Abgang noch vollends, da die Militärhäuser, die aus le Merlerault ihre Pferde bezogen, unterdrückt wurden, und die Prinzen,

welche ihre Marställe aus Frankreich selbst versorgten, den vaterländischen Boden verliessen.

Ein unerklärlicher Irrthum, der häufig im französischen Pferdehandel auftritt, bezeichnet auch diese Epoche, indem man dem falschen Grundsatze huldigte, beim Entstehen einer Kriegsbereitschaft die Pferde für die Armee im Auslande anzukaufen.

Man glaubt auf diese Weise den doppelten Zweck zu erreichen, dass man dem Feinde seine Pferde entzieht, die er vielleicht bald hernach selbst brauchen würde, und dass man die eigenen Hilfsquellen schont.

Man übersieht hiebei jedoch, dass man durch dieses Verfahren den ausländischen Handel ermuthigt, indem man ihm sein Gold bringt, und den Binnenhandel entmuthigt, indem man ihm seinen Absatz verschliesst.

In diesen Zeitabschnitt fällt auch die Vernachlässigung der Reitkunst in Frankreich, indem man sich einbildete, das Reiten in den Wettrennen könnte Alles ersetzen, und dass man in Frankreich keine Manègen brauche, weil England auch keine habe.

Man vernichtete die Reitschulen und erblickte in dem Pferde weiter nichts, als das Mittel zum Weiterkommen; die Gestüte, die bis dahin trotz so vieler Hindernisse den vollständigen Verfall des französischen Pferdes allein gehemmt hatten, wurden bedeutend vermindert, und das Budget um ein Drittel reducirt.

Hiedurch entstand eine grössere Vorliebe für das ausländische Pferd, welches dem unkundigen Reiter besser zusagte als das inländische, da es besser dressirt war als dieses, und die Folge davon ist, dass Frankreich, welches alle der Pferdezucht förderlichen Bedingungen in sich vereinigt und sogar wirklich eine grosse Menge Pferde erzeugt, jährlich nach den bestehenden Zollregistern etwa 25.588 Pferde aus dem Auslande einführt, die theils zum Handel und theils zur Veredlung der Zucht dienen.

Nach einer im Jahre 1829 gegebenen Übersicht war die Zahl sämmtlicher Pferde in Frankreich 2,400.000; darunter befanden sich 1,227.781 Stuten; der grössere Theil dieser wurde zur Maulthierzucht und vielleicht kaum ein Viertel zur Nachzucht der Pferdegattungen verwendet.

Damals wurde die Einfuhr von Pferden auf 27.000 Stück jährlich veranschlagt.

Jedes Land, das sich mit der Veredlung der Pferdezucht beschäftigt, fühlt das Bedürfniss, ein Verzeichniss derjenigen Thiere zu besitzen, die einer anerkannten Race angehören.

England hat sein Stud-book seit mehr als einem halben Jahrhundert; es enthält die Namen, Abstammung u. s. w. aller Vollblutpferde, welche daselbst existirten.

Frankreich erhielt im Jahre 1837 sein erstes Stud-book, in welchem 215 englische Vollbluthengste stehen, die theils in Frankreich eingeführt, theils daselbst erzogen wurden; hiezu 274 Vollblutstuten; ferner sind auf-

gezählt: 266 arabische, persische, türkische oder berberische Hengste und 41 orientalische Stuten.

Ihre Nachkommenschaft ist, so weit es anging, auch aufgeführt.

Um das Jahr 1833 traten einige Züchter und Pferdeliebhaber in Paris zusammen und bildeten jene Gesellschaft, welche unter dem Namen des Jockei-Clubs bekannt ist und die Aufmunterung zur Veredlung der Pferderacen als Zweck verfolgt.

Diese Gesellschaft veranstaltete Rennen und acclimatisirte das englische Vollblut, indem sie Pferde, deren Genealogie in dem Stud-book der drei Reiche nicht verzeichnet war, verwarf. Durch diese zu exclusiven Grundsätze wurde die Einführung dieser kostbaren Race zwar sehr begünstigt, das Geblüt einiger beachtenswerthen arabischen Hengste aber, welche vielleicht herrliche Familien erzeugt hätten, nutzlos vergehen gelassen.

Gegenwärtig haben sich jene absoluten Massregeln modificirt, welche durch fast siebzehn Jahre galten, und der Jockey-Club erkennt jetzt als Grundlage seiner Aufmunterungen auch das Verzeichniss des französischen Stud-books an und hält die arabische Abstammung für gleich mit der englischen.

Die Gesellschaft hält ihre Rennen hauptsächlich zu Paris, Chantilly und Versailles; das erstere wird jedoch, trotzdem das Marsfeld ein schlechtes Terrain bietet, und Chantilly den Vergleich mit den schönsten und besten *turfs* in England aushält, wegen der grossen Entfernung, welche beide von einander trennt, diesem immer vorgezogen werden.

Diese Rennen, welche trotz der Anstrengungen der Administration und der Privatpersonen nur einen sehr langsamen Aufschwung nahmen, erhielten durch die Trabrennen, welche in der Normandie eingeführt wurden und früher unbekannt waren, ein neues Leben. Die Regierung, die Departements, Städte und landwirthschaftliche Vereine unterstützten die Bewegung.

Da aber das Wetteifern im Trabe dem in der Schnelligkeit in Bezug auf Interesse und erreichten Vortheil nicht gleichgestellt werden kann, so musste man beide mit einander vereinigen, wodurch die Zahl der Pferderennen in Frankreich jährlich grösser wurde.

Die Revolution von 1848 war, wie alle Revolutionen, diesen Verhältnissen abermals ungünstig; sie erschütterte den Reichthum, zerstörte den Luxus und brachte Verwirrung in den Pferdehandel.

Unter mehreren bedeutenden Etablissements, welche unterdrückt wurden, befand sich auch jenes von Meudon, welches von den königlichen Apanagen abhing. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass Napoleon, selbst ein vorzüglicher Pferdeliebhaber und vollendeter Reiter, Alles gethan hat, was in seiner Macht stand, um Frankreich die arabischen Zuchthengste des Gestütes von Saint-Cloud zu erhalten, welche mit einer guten Ausbildung eine herrliche Abkunft verbinden.

Auch in neuerer Zeit ist das französische Pferd durch orientalisches Blut aufgefrischt worden, wobei nur zu beklagen ist, dass das eingeführte

ausgezeichnete Zuchtproduct nicht in Stammgestüten, deren Frankreich nunmehr keine besitzt, sondern nur in Land-Beschäl-Anstalten seine Verwendung fand, wodurch leider kein Vollblut erzielt werden und die Veredlung nur kurze Zeit nachwirken konnte.

Die das Pferd betreffende Wissenschaft ist für jede civilisirte Nation eine der wichtigsten; dessenungeachtet erhält das aufgeklärte Frankreich nicht einmal in seinen Nationalschulen die Anweisung zur richtigen Behandlung des Pferdes aufrecht, wodurch es das Übergewicht, welches es bisher in dieser Hinsicht gehabt, auch ferner bewahren würde.

Gegenwärtig sind nur noch zwei Haupt-Reitschulen übrig, in denen die Lehren der grossen Meister würdig verbreitet werden, nämlich die in Saumur, welche d'Aure — und die in le Pin, welche de Montigny dirigirt, während die meisten Städte Frankreichs noch alte Bauwerke besitzen, welche zu Reit- und Dressirschulen nutzbar gemacht und zur gleichzeitigen Ausbildung von Stallmeistern, Kutschern und Stallbedienten, so wie zu einer den Zeitbedürfnissen angepassten Erziehung der einheimischen Pferde verwendet werden könnten.

Frankreich besitzt auf je hundert Einwohner acht Pferde; die beiden äussersten Grenzen dieses Verhältnisses bilden in Bezug auf die europäischen Staaten: Dänemark, welches fünfundvierzig, und Spanien, welches nur ein Pferd auf je hundert Einwohner hat. In England ist das Verhältniss nahezu wie in Frankreich.

Das Sterblichkeitsverhältniss ist in Frankreich wie 1 zu 12 oder 13 angegeben, wonach das durchschnittliche Lebensalter der Pferde daselbst sich auf 12 Jahre stellt, was sehr für die humane Behandlung dieser Thiere oder für ihre Ausdauer spricht, denn es übertrifft die mittlere Lebensdauer der Pferde in England um mehr als zwei Jahre.

Zwei Dritttheile der französischen Pferde sind zu leichtem Fuhrwerke bestimmt und besitzen einen verschieden grossen Antheil an orientalischem Blute; es könnte dies jedoch in einem viel grösseren Masse der Fall sein.

Der Rest arbeitet in schweren Fuhrwerken, läuft in der Post oder ist zu militärischen Zwecken aufgenommen.

Die Pferdezucht ist nunmehr in Frankreich in grösserem Masse ein Theil des landwirthschaftlichen Betriebes und der Speculation geworden, als dies früher der Fall war; der Grundbesitzer hat eingesehen, dass sie bei passender Weide und einem nicht zu weit entlegenen Markte einen sichereren Nutzen gewährt als manche andere Benützung des Landes.

Die französische Regierung pflegte früher jedes Jahr eine Anzahl Hengste in der Normandie zu kaufen und sie in den andern Departements zur Zucht zu verwenden.

Dies gab jedoch zu vielerlei Betrug und Nachtheil Veranlassung.

In der Normandie castrirt man die Hengste nie vor drei und manchmal erst mit vier Jahren; hiebei wurden nun oft Thiere von guter Figur,

aber ohne alles edle Blut als veredelt verkauft, und erst an ihrer Nachkommenschaft zeigte sich der Betrug.

Die Regierung kaufte daher in Folge dessen den grösseren Theil ihres Bedarfes an Hengsten als einjährige Fohlen und liess diese in Fohlenhöfen aufziehen; dies kostete zwar mehr Geld, aber der Erfolg war hiedurch mehr gesichert.

Die Einführung von Wettrennen in verschiedenen Theilen Frankreichs hat der Zucht und Veredlung der Pferde einen vortheilhaften Anstoss gegeben; die rasche Verbesserung, welche gegenwärtig stattfindet, kann hauptsächlich diesem Einflusse zugeschrieben werden.

Hiezu bediente sich die Regierung ganz richtig mehr des englischen als des arabischen Blutes; eine grosse Anzahl der besten englischen Vollbluthengste ist für Frankreich gekauft und dort zur Veredlung sämmtlicher Arten von Luxuspferden verwendet worden.

Ein Streiflicht auf die gegenwärtigen Pferde-Industrie-Verhältnisse in Frankreich wirft ein Artikel des „Spectateur militaire“ vom December 1864. F. de la Fruston erzählt darin, dass in Folge einer Petition an den Senat die Discussion über die Pferdeindustrie auf's Neue begonnen habe, aber Regierung und Commission seien in dieser Frage verschiedener Ansichten gewesen. Die Regierungs-Commissäre wollten, im Einklange mit der Gestüts-Verwaltung, den Einfluss des Staates immer mehr und mehr bis zur gänzlichen Freiheit dieser Industrie beschränken.

Die Commission hingegen glaubte, dass der Schutz des Staates nicht ohne Gefahr entbehrt werden könne, und hob hervor, dass die Pferde-Industrie auch im Interesse der National-Vertheidigung liege, und dass man ohne gute Pferde keine gute Cavallerie haben könne. Der Nutzantheil des Staates sei noch kein bestimmender Grund, ihm kostspielige Pflichten aufzuerlegen. Vor wenigen Jahren noch habe man die Pferdezüchter bis auf das Äusserste durch Zollbegünstigungen, Beistellung von Hengsten um geringen Preis etc. unterstützt; Folge davon sei gewesen, dass sich die Züchter gar keine werthvollen Hengste gekauft hätten. Erst seit 5—6 Jahren sei der Staat auf richtigere Ansichten gekommen und habe unter einem neuen, sehr fachkundigen General eine neue Gestüts-Verwaltung eingeführt und das Programm aufgestellt:

1. Die allmälige Verminderung der directen Überwachung, und

2. die Entwickelung eines indirecten Einflusses durch Aufstellung von Preisen für ausgezeichnete Hengste, Unterstützung der Pferdedressur und Wettrennen etc.

De la Fruston hält dieses System jedoch noch immer für zu sehr die Industrie überwachend.

„Kann diese“ — sagt er — „ausgezeichnete Maulthiere, Rinder und Schafe ziehen, warum nicht auch eben solche Pferde, wie z. B. in England, Deutschland, Österreich und der Schweiz?

„Und doch hat das bescheidene Programm der Gestütsverwaltung zahl-

reiche Reclamen und den Tadel der Majorität des Senats hervorgerufen. Es wurden die Hengsten-Depôts von Abbeville, Charlesville, Saint Maixent und Saint James aufgelöst, die Pferde unter Vorbehalten und zu billigen Preisen hergegeben, um die Opposition zu entwaffnen. Aber dieser Umstand gerade wurde als Knotenpunkt benutzt und gefragt, warum beim Verkaufe nicht höhere Preise erzielt wurden?

„Wir glauben“ — sagt de la Fruston schliesslich — „die Gestüts-Verwaltung auf dem rechten Wege und bedauern nur das Votum des Senats. Sobald man Freihandels-Verbindungen mit dem Auslande anknüpft, ist es eine Chimäre, irgend einen Industriezweig bevormunden zu wollen.“

Es ist selbstverständlich, dass ein so grosses Reich, wie Frankreich auch verschiedene Pferdeschläge hervorbringen muss, dessenungeachtet unterscheidet man bei den französischen Pferden nur zwei grosse Familien, nämlich die armorikanische und südliche Race.

Die erstere bewohnt denjenigen Theil Frankreichs, welcher vom Meere umgürtet ist; sie beginnt am Fusse der Alpen auf den Anhöhen in der Franche-Comté, geht die Ufer des Rheins hinab, umfasst die belgischen Provinzen, das nördliche Frankreich, die Picardie, den Landstrich Caux, die Normandie, die Nordküsten der Bretagne und die Moorgegenden von Poitou bis zu der Mündung der Charente.

Ursprünglich war ihre Farbe schwarz, und so findet man sie noch in einigen Gegenden von Frankreich, Belgien und England; sie zeichnet sich durch einen hohen Hals, massive und athletische Formen und einen üppigen Kamm aus und ist das Product eines gleichmässigen und milden Klimas, feuchter und fruchtbarer Gegenden.

Die südliche Familie ist über die Alpen und Pyrenäen zugleich nach Gallien gekommen, hat sich über die Küsten der Provence in den Ebenen von Tarbes und bis in die Fluren von Limousin hinein verbreitet.

Sie glänzt durch ihren viereckigen Kopf, die schnaubenden Nasenlöcher, den aristokratischen Huf, die nervigen Beine und durch ihr Seidenhaar von vorherrschend grauer Farbe, welche sich durch häufige Kreuzungen mit arabischem Blute an vielen Orten auch noch erhalten hat.

Innerhalb dieser beiden Familien haben sich einige bedeutende Varietäten festgestellt, aus deren Mischung in Verbindung mit der Verschiedenheit des Bodens und Klimas alle Arten hervorgegangen sind, welche sich in Frankreich befinden.

Wir wollen bei der Aufzählung dieser verschiedenen Arten mit der elsässischen Race beginnen.

Diese ist eine Schwester der deutschen und hat in gewissen Gegenden ihre charakteristische Kraft und Schwere behalten, während in anderen häufige Kreuzungen mit der Zweibrücker-Race ihr einen eigenthümlichen Stempel aufgeprägt haben, welcher sie zum Gebrauch für Luxusfuhrwerk und zur Remonte für die schwere Cavallerie geeignet macht.

Im Elsass wird das Pferd mit der grössten Intelligenz behandelt. Der

Landmann hat einen angebornen Sinn für das edle Thier und verwendet auf selbes die ängstlichste Sorgfalt. Um die leichtesten Lasten fortzuschaffen, spannt er vier bis sechs Pferde vor seinen Wagen; der Name Franzose hat ihn nicht ändern können, er fühlt noch den ganzen Werth seines Pferdes er liebt es zärtlich, wie ein Mitglied seiner Familie, wie einen unzertrennlichen Theil seines Vermögens und seines Glücks; auf seinen Wagen hat er eine reichliche Ration Hafer geladen, und mit diesem und seinem eigenen Brode nährt er sein Gespann, nicht aber mit einigen Bündeln des schlechtesten Futters, wie dies wohl in den Departements geschieht, welche ihrer Pferde wegen einen Ruf besitzen.

Das belgische Pferd mit seinem starken Kopfe und unbiegsamen Gelenken, mit seinem kurzen und schweren Gang, mit dem gewaltig grossen Fusse und krausen Haare, erhielt erst dann seine Bedeutung, als der Mensch, des Ritterthums und des Reitens müde, sich schwere Karren baute und diese Pferde daran spannte, deren hervorragendste Eigenschaften ihre Leibesgestalt und ihre Schwere waren.

Man fand an dieser Art sogar ein eigenthümliches Gefallen, welches durch ihren gigantischen Umfang, durch das dicke und borstige Haar, durch die breite Brust und die Ausdauer, die aus natürlicher Kraft entstanden und durch beständige Arbeit gestählt war, wohl sehr gerechtfertigt wurde.

Zugpferde der kräftigen Racen fand man vormals in Boulonnais, in der Landschaft Caux und in einigen Gegenden der Picardie.

In dem Masse, als die Wege besser und die Wagen leichter wurden, vereinfachte man auch das Gespann, und das grosse Zugpferd verschwand endlich ganz; denn jetzt verlangt man von einem Zugpferde weitere Wege, eine regelmässigere Gestalt und mehr Muskelkraft. Jetzt sind nur mehr allein die Racen leichterer Zugpferde gesucht, wie sie besonders an der Nordküste der Bretagne und auf den Ländereien von la Perche cultivirt werden; aber auch sie werden mit der steigenden Verbesserung der Wege und der zunehmenden Schnelligkeit im Verkehr der Völker wieder in den Schlag des gewöhnlichen Arbeitspferdes zurückfallen.

Die herrlichen Arbeitspferde in Frankreich, um die es wohl alle andern Länder zu beneiden volle Ursache haben, theilen sich hauptsächlich in zwei Racen, nämlich in die Ardenner- und die Normänner-Race.

Die Ardenner-Race ist im Nordosten Frankreichs, im Ardennen-Gebirge heimisch, welches sich nach Belgien, Luxemburg und über die preussische Rheinprovinz hin erstreckt.

Das Ardenner-Pferd ist von niedriger Gestalt und behangenen starken Gliedmassen, der Hals ist kurz und dick, der Kopf gerade mit etwas fleischigen Ganaschen, die Ohren kurz, der Widerrist breit, niedrig, der Rücken sanft gebogen, das Kreuz abschüssig und gespalten. Das Haar ist dicht und rauh, von Farbe braun; Abzeichen sind selten.

Wegen ihrer ungemeinen Ausdauer und Genügsamkeit sind diese Pferde sehr schätzenswerth für die Arbeiten des Ackerbaues. Gegen die Nie-

derlande hin, in Belgien, wird das Ardenner-Pferd schwerer und grösser und wird das flandrische Pferd genannt.

Unter Normänner-Pferden versteht man eigentlich alle Pferde, die in dem nordwestlichen Theile Frankreichs zu Hause sind; sie bilden aber mehrere, unter sich verschiedene Racen.

Die Boulogner Race *(race boulonnaise)* liefert eigentlich die Pferde, welche man in Deutschland mit dem Namen Normänner-Pferde bezeichnet. Diese Pferde sind gross und schwer und nur zum schweren Zug zu gebrauchen.

Die schönsten Exemplare dieser Race sieht man in Paris bei den Brauern, wo sie dem Fremden durch ihre colossale Grösse auffallen. Ihre Leistungsfähigkeit steht im Verhältniss zu ihrer Grösse, denn sie ziehen ungeheure Lasten. Ihre Farbe ist braun, Dunkelfuchs oder auch Apfelschimmel.

Die zweite Normänner-Race kommt in der ehemaligen Provinz Perche — dem heutigen Departement Loire et Cher — vor; sie heisst Percher-Race.

Diese Pferde repräsentiren das französische Pferd am charakteristischsten; sie sind kleiner als die vorigen, haben aber noch immer eine anständige Mittelgrösse; ihr Körperbau ist gedrungen, aber wohl proportionirt, der Hals ist wohlaufgesetzt und kräftig, der Kopf besonders ausdrucksvoll und verräth Feuer, die Brust ist breit, die Schultern sind gutliegend, der Rücken ist kurz und fest, das Kreuz rund, gespalten, nicht ohne Schönheit; der Schweif gut angesetzt und wird schön getragen, die Haare des Schweifes und der Mähnen sind seidenartig und lang, auch die Deckhaare nicht rauh und hart. Die Gliedmassen sind wohlgestellt, stark und kräftig, die Bewegungen leicht und angenehm, rasch und ausdauernd.

Die ganze Erscheinung dieser Pferde erinnert an das arabische Pferd, und es dürfte der Grund zu dieser Race wohl von orientalischen Pferden gelegt worden sein, die etwa zur Zeit der Kreuzzüge dorthin gebracht wurden.

Die Farbe der echten Percheron ist Apfelschimmel, im Alter werden sie weiss — Forellenschimmel —; jedoch findet man auch vortreffliche Rothschimmel unter ihnen; sie werden hauptsächlich als Postpferde benützt.

Es ist ein schwerer Schlag vorhanden, der Frachtfuhrpferde liefert, welcher aber im Ganzen weniger gut gebaut ist als die leichte Race.

In Deutschland spricht man auch von einer Burgunder-Race, trotzdem man in Frankreich keine Pferde unter diesem Namen kennt, und es scheint diese Benennung lediglich auf einer Verwechslung mit der Boulogner-Race zu beruhen.

Die Bretagne gilt in Hinsicht auf Pferde mit Recht für eine der ersten Provinzen Frankreichs; ihr Ruhm hierin schliesst sich eng an ihren Kriegsruhm an.

Die Erinnerung an Grandlon, Tristan und du Guesclin mischt sich mit dem an die Rosse des Mittelalters. Auf bretagnischen Rennern haben die vierzig Bannerherren des Landes, welche bei Bouvines kämpften, der Cavallerie

des Königs von England, des Herzogs von Flandern und des Kaisers von Deutschland die Stirn geboten.

Die Bretagner Pferde gleichen den Ardenner und dürften wohl gemeinsamen Ursprunges mit ihnen sein; sie bilden für die französische Artillerie eine schätzbare Quelle ihrer Remonten. Jetzt sind unter den bretagnischen Racen zwei scharf geschiedene Abtheilungen bemerklich; die eine folgt dem Ufer der Cotes du Nord von Dinan bis nach Brest, — das ist die Art der starken Zugthiere, energisch und plump; die andere bewohnt die Gebirge und die südliche Küstengegend, — das ist die echte celtische Race, die von Barden und Troubadours besungen wurde.

Wir haben schon erwähnt, dass die Gebirgsbretagner den Sinn für das Pferd bewahrt haben, der sich an alle Gewohnheiten, Bedürfnisse und selbst an ihren Glauben knüpft.

Sie sind immer zu Pferde; zu Pferde kömmt man zu Versammlungen und Taufen, zu Begräbnissen und Hochzeiten, zu Vergnügungen und Familienangelegenheiten.

Ihre Haltung hat etwas Orientalisches, der Körper ist gerade und vollkommen senkrecht, die Knie sind bis zur Höhe des Sattelbaums emporgehoben. So sitzen sie auf ihren kleinen Pferden mit feurigem Auge und eisernem Hufe. Sieht man eine Cavalcade von solchen Reitern bei der Rückkehr von den Jahrmärkten an den Seiten der Bergeshöhen sich dahin schlängeln, so gleichen sie mit ihren eng anschliessenden Gamaschen, den weiten Pantalons, der knapp anliegenden Weste, der flatternden Jacke und mit den langen schwarzen, auf die Schultern herabhängenden Haaren einer morgenländischen Caravane.

In dem Moor der Vendée, von Poitou und la Saintonge fängt die armorikanische Race an allmälig auszusterben.

Das Pferd von Poitou ist der Vermittler zwischen dem bretagnischen mit der kräftigen Brust und dem Kutschenpferde der Normandie mit dem breiten Halse und dem herrlichen Gange.

Die alte Normandie gehört zu jenen Provinzen Frankreichs, welche wegen ihrer Pferderacen am meisten berühmt sind.

Mit dem Ausdrucke „Normänner-Pferd“ bezeichnet der Franzose insbesondere die veredelten Schläge der Normandie, die aus Kreuzungen mit englischem Blute erzeugt werden.

Unter den einheimischen Pferden ist das der Normandie das vorzüglichste, und von ihrem alten Ruhme ist noch ein Schimmer übrig geblieben.

Es mag vielleicht durch englische Jagdpferde und gelegentlich durch Vollblut veredelt worden sein, anderestheils hat aber auch das englische leichte Wagenpferd und das gewöhnliche Reitpferd durch die Beimischung normannischen Blutes, nicht nur blos unter Wilhelm dem Eroberer, der sowohl die Pferde, als auch seine neuen Unterthanen mit diesem Blute zu veredeln strebte, sondern auch später noch öfter sehr gewonnen.

Die Normandie ist bekanntlich von England nur durch einen Meeres-

arm getrennt; in beiden sind derselbe Himmel, derselbe Boden, dasselbe Wasser, dieselben Blumen und dieselbe natürliche Pferderace.

Die Stute im Contentin ist eine Schwester von jener in Cleveland, und beide weiden auf derselben Wiese, die der breite salzige Bach durchschneidet.

Das Pferd der Normandie gehört zu den hervorstechendsten Beispielen der physiologischen Erscheinung, dass die Einflüsse des Bodens und des Klimas noch immer allen Thierracen ein eigenthümliches Gepräge gegeben haben.

Dasselbe verbindet aber mit der Unterscheidung von anderen, in minder begünstigten Gegenden lebenden Pferden noch die idealsten Verhältnisse plastischer Schönheit und die Kraft und Geschicklichkeit zu allen Arbeiten.

Das edle normannische Pferd hat einen viereckigen Kopf mit gerader Stirne, weiten Nasenlöchern, einen hohen, gutgeformten, leichten und stolzen Hals, einen hohen Widerrist, etwas langgestreckten Leib, öfters einen eingedrückten Rücken, eine gut gerundete Kruppe, einen hochangesetzten. dicken, wallenden Schweif, ein kühnes Auge, starke und nervige Glieder, gutgestellte, kraftvolle Füsse, eine feine Haut mit Seidenhaar und überhaupt ein Ansehen, welches dem Kenner wie dem Nichtkenner gefällt.

Im Allgemeinen sind die Formen eher trocken als rund, es hat einen gewandten und dauernden Gang und eignet sich gleich gut zum Reit- wie zum Wagendienste.

Die gewöhnlichen Farben sind braunroth, schwarz und grau.

Dieses Pferd ist fast niemals bösartig, sondern sanft von Charakter, obgleich es von Anfang bis zu Ende sehr hart und fast grausam behandelt wird; es bequemt sich zu allen Dienstleistungen und erträgt die härtesten Strapazen mit wunderbarem Muthe. Es hat unverdrossen die Gefährten Tancred's und Robert's unter dem heissen Himmelsstriche Syriens und die Soldaten Napoleon's auf den Schneefeldern Russlands getragen.

Was die Behandlung der Thiere anbelangt, findet man im Allgemeinen mehr Menschlichkeit bei den französischen Bauern als bei den englischen, denn, wie wir Eingangs erwähnten, gehört dieser durchaus nicht zu den weichen Gemüthern; dessenungeachtet aber erwähnt Mr. Youatt, dass die abscheulichen Quälereien der Pferde, wie man sie zu jeder Tageszeit in den Pariser Strassen sehen kann, denn doch in der Hauptstadt Englands nicht geduldet werden würden.

Das Pferd der Normandie ist der Rival des englischen Pferdes und ist wie dieses zu Allem geeignet; je nachdem orientalisches Blut mehr oder weniger reichlich in seinen Adern fliesst, erhält man Eylau, Young-Emilius, la Cloture oder das Jagdpferd mit seinen breiten Schultern, das Kutschpferd mit seinen wehenden Reiherbüscheln, oder das Reisepferd mit starkem Knochenbau und Muskeln von Stahl.

Am besten gedeihen die Pferde in den Landstrichen von Contentin, le Merlerault, Auge und Caux, wo es weite Wiesen und ewiges Grün gibt.

Die Gegend von Calvados liefert grosse Kutschenpferde, in le Merlerault werden sehr geschätzte Reitpferde gezüchtet.

Ausserdem hat die Normandie noch ausgezeichnete Klepper, deren Zahl sich jedoch täglich mindert und bei fortwährender Zunahme anderweitiger Verkehrsmittel gänzlich zu verschwinden droht.

Will man noch jetzt das Pferd der Normandie in all' seinem Glanze sehen, so muss man einen der Jahrmärkte besuchen; da stehen lange Reihen junger Pferde mit wehendem Kamm, mit schäumenden Nüstern und einem Rücken, welcher glänzt wie der eines Panthers.

Da ist der Contentiner mit seiner breiten Brust, das erste Kutschpferd der Welt; da ist das Pferd von Merlerault mit schlauer Miene und leichtem Fusse, welches so überaus gerne den Ruf des Hornes in den Wäldern oder der Schlachttrompete hört; da ist der Ponny von la Hogue, hart wie der Granit der Dünen von Tourlaville; da ist endlich die mächtige Zuchtstute aus dem Landstriche d'Auge, welche das Verschwinden der grossen Kutschen der Parlamentsherren, die sie einstens mit so viel Würde zog, zu betrauern scheint.

Sehr interessant müsste die Geschichte aller jener muthigen normännischen Renner sein, welche in den Kämpfen, den anstrengenden Ritten, den langen und schnellen Rennen den Ruhm ihrer Herren theilten, welche mit ihnen bei den Spielen des Mittelalters glänzten und jetzt täglich die Siegespalme auf den modernen Pferderennen davontragen.

Ganz seitwärts ab der Normandie, auf den Dünen am Ufer, wittert das kleine Limousiner Pferd mit seinen offenen Nasenlöchern seinen stämmigen Bruder.

Unter den edlen französischen Pferden waren die Limousiner wegen ihrer ausgezeichnet schönen eleganten Formen, welche ihre arabische Abkunft beurkundeten, sehr berühmt. Ihre Race wird nämlich als Vollblut ausgegeben und soll von arabischen Hengsten und berberischen Stuten herstammen.

Gegen Ende der Regierung Ludwigs XV. hatte das Renommé dieses Pferdes seinen Höhepunkt erreicht, und in einem nicht weiten Umkreise widmeten sich wenigstens hundert Züchter mit allem Eifer seiner Fortpflanzung.

Das Limousiner Pferd jener Zeit empfahl sich durch seine Lenksamkeit, Gewandtheit, Klugheit, Kühnheit des Charakters, Festigkeit und ausdauernde Gesundheit. Das war das richtige Reitpferd, wie man es damals verlangte.

Es war aber klein, entwickelte sich spät und hatte nicht die Schnelligkeit, die man heutzutage von den Pferden verlangt.

Man hat von der Limousiner-Race dasselbe behauptet, was man auch von andern gesagt hat, dass sie nämlich untergegangen und zerstört worden sei. Dem ist aber nicht so, denn die Züchter haben hier so wie bei anderen Racen einfach aufgehört, sie zu ziehen, weil ihr Verkauf aufgehört hatte.

Der Mangel an Reitpferden in Frankreich veranlasste, dass man diese

Race wieder herzustellen versuchte, und wurde dieser Zweck besonders durch das Gestüt von Pompadour vermittelt.

Ausserdem liefern die Stutereien Le Pin in der Normandie und Rozières in Lothringen edle Beschäler, die zur Kreuzung mit den Landpferden verwendet werden, so dass die Zahl der im Lande gezüchteten edlen Pferde in stetem Zunehmen begriffen ist.

Der Ruf der Ställe einiger limousinischen Züchter hat bewiesen, dass auch zur jetzigen Zeit das Geheimniss des limousinischen Pferdes noch lebt.

Dieses Pferd hat seine schöne Geschichte, denn wir sahen, dass Türenne's Schlachtross ein Limousiner war; man weiss, dass der Marstall des Kaisers hauptsächlich aus dieser Gegend ergänzt wurde. Unter den berühmtesten that sich ein Fuchs hervor, l'Embelle genannt, der mit ihm die Feldzüge in Italien mitmachte, und den er von 1806 bis 1814 ritt; darauf kam er in die Manège von Versailles und wurde erst im Jahre 1827 ersetzt. Er hatte seinen Herrn bei Jena, in Spanien, in Russland getragen und war sein Lieblingspferd auf den Jagden bei Fontainebleau.

Herr von Eclincourt, Oberstallmeister, ritt im Jahre 1809 den Léger, ein Pferd aus eben diesem Lande.

Volage, Lucie und Vesta, die Gewinner bedeutender Preise, haben bei den Wettrennen im Schnelllauf bewiesen, dass das limousinische Pferd noch immer seiner hohen Achtung würdig ist.

Es gleicht dem Berber am meisten: sein Kopf ist fein und trocken, etwas lang, der Hals leicht, etwas gebogen und über dem Widerrist sanft eingedrückt; die Körperformen sind etwas rund, jedoch weniger als bei dem Spanier; die Hüften etwas breit, die Sprunggelenke sind ziemlich eng gestellt aber gut geformt, im Übrigen sind die Gliedmassen dünn, jedoch schön und kräftig.

Der Limousiner entwickelt sich erst im siebenten Jahre, ist aber bis in sein dreissigstes diensttüchtig und zeichnet sich durch einen sanften Charakter, durch Intelligenz, weichen Gang und guten Athem aus.

Der Auvergnate, ein ausgearteter Abkömmling des Limousins, ist kleiner als dieser, aber sehr schnell; er hat einen kleineren, weniger feinen Kopf mit kürzeren Ohren, schmälerer Brust, geradem Rücken und weniger reinen Formen als der letztere. Er ist leicht, sicher, unermüdlich, genügsam, erklimmt die steilsten Felsen und trägt seinen Reiter an jähen Abgründen mit der grössten Sicherheit vorüber.

Das südliche Frankreich hat eine grosse Anzahl von Varietäten von Pferden aufzuweisen; man findet dort in der Mehrzahl aus der Art geschlagene Pferde, welche zu keinem besonderen Typus gehören, dann das camarguische Pferd, halb wild und unermüdlich; den Corsen mit widerspenstigem Blick und furchtlosem Tritt, und endlich das Zugpferd mit schwerem und massivem Kopf, das, der Strömung der Flüsse folgend, sein Fahrzeug zieht.

Das unbestritten beste Pferd im südlichen Frankreich ist das von Navarra. Schon zu Cäsar's Zeiten galt dieses Pferd für eines der besten in Gallien.

Der Navarrin aus dem Departement *des hautes Pyrénées,* ursprünglich vom Andalusier abstammend, wurde später mit dem Araber gekreuzt, ähnelt jetzt mehr diesem und ist nach dem Limousin das edelste französische Pferd.

Navarra ist Frankreichs Arabien; in diesen schönen, wasserreichen Ebenen und auf den von den Pyrenäen umschlossenen und geschützten Anhöhen findet diese orientalische Pferdefamilie ihre sonnige Heimat wieder.

Zur Zeit, als das spanische Pferd in den Reitschulen Europa's den ersten Rang behauptete, war der Navarreser sein Rivale; jetzt ist es ihm weit überlegen. Die Kreuzung mit orientalischem Schlage hat ihm einen eckigeren und kürzeren Kopf, der zwar noch immer etwas gross, aber trocken ist, ein graziöseres Kreuz und mehr Harmonie in seinem ganzen Wesen gegeben. Sein Hals ist gebogen und stark, der Widerrist hoch, der Rücken eingebogen, die Gliedmassen sind schön geformt und trocken und seine Bewegung ist hoch und lebhaft.

Es wäre vielleicht unmöglich, jetzt im ganzen Orient einen Volksstamm zu finden, der so viele beachtenswerthe Zuchtstuten besitzt, als die Ebene bei Tarbes. Die früher so berühmte Fruchtbarkeit könnte hier leicht wieder gewonnen werden, wenn der geringe Handel, welcher mit Spanien betrieben wird, sich eines grösseren Absatzes erfreute.

Die Bewohner des südlichen Frankreichs theilen, in Bezug auf Zärtlichkeit und Wohlwollen für das Pferd, die orientalische Sitte.

In der Provence strafen die Fuhrleute ihre Pferde dadurch, dass sie ihnen ihre Trägheit mit nachdrücklichen und aufmunternden Worten vorhalten; nützt dies Nichts, so nehmen sie ihnen ihre Schellen ab, und die strengste Züchtigung besteht darin, dass sie dieselben ausschirren und hinter dem Wagen gehen lassen.

Sie glauben, dass die Thiere diese schimpfliche Behandlung fühlen und bei ihrer Arbeit mehr Energie und Kraft verwenden werden.

Dieses Verfahren erinnert an jenes des Marschalls von Richelieu, welcher die Soldaten des alten Frankreichs dadurch bestrafte, dass er ihnen drohte, ihnen die Ehre entziehen zu wollen, an einem Sturme Theil zu nehmen, den er gegen eine belagerte Stadt beabsichtigte. Glücklicher Richelieu!

Das Pferd ist das erste Element des Pariser Lebens; es ist für selbes das, was das Dromedar für die Wüste und das Dampfschiff für das Weltmeer ist. Es bildet die Seele des geschäftigen Lebens und fällt doch als Opfer des schnöden Ehrgeizes, des wüsten Vergnügens und krämerischen Interesses. Bald sehen wir es bis zur Glorie erhoben, mit blumengeschmücktem Haupte oder in glänzender Waffenrüstung stolz einherschreiten, bald schleppt es den Rest seines mühevollen Lebens, alt, gebeugt und elend unter den rohen Wuthausbrüchen des verthierten Bauernlümmels hin.

Einst glänzte in Paris das Pferd aus den Thälern der Normandie, von den sonnigen Hügeln von Limousin und aus den Granitsteppen der Bretagne; jetzt aber holt man das Pariser Pferd von den Ufern der Themse oder Weich-

sel, und den inländischen Eindringling in diese glänzende Elite naturalisirt man von Britannien oder Mecklenburg aus.

Es ist staunenswerth, dass dasselbe elegante und feine Paris, dessen Sitten alle Nationen äffisch nachmachen, seine Pferdemoden aus dem Auslande holt. Es ist unglaublich, dass dieses Paris von der Höhe des guten Geschmackes bis zur Nachahmung herabgesunken ist. England liefert ihm Pferde, Equipagen, Wagen, Grooms, ja sogar die schwarze Jockey-Cocarde, und zerstört mithin den Credit des französischen Pferdes und verursacht dem französischen Handel und der Landwirthschaft ungeheure Verluste.

Stellt man einen Vergleich an zwischen dem Franzosen und dem Araber, dem Engländer und dem Deutschen, so finden wir, dass der fatalistische Araber sein Pferd nach der Länge des Stirnbüschels, nach der Feinheit des Haares oder der Durchsichtigkeit der Haut beurtheilt. Die Vorbestimmung desselben ist für ihn in geheimnissvollen Zeichen geschrieben, die nur er versteht, und aus welchen er die Kunst erlernt, selbes richtig zu behandeln.

Der Engländer und der Deutsche beurtheilen ihre Pferde ganz praktisch nach deren Eigenschaften und der körperlichen Constitution, nach dem was sie schon geleistet haben und ferners auch noch leisten können.

„Der Franzose hingegen,“ — sagt Löffler mit treffender Wahrheit — „ist ein Sclave der Mode und der Äusserlichkeiten. Ehemals begehrte er den Berberkopf, das rothbraune oder fuchsfarbige Haar und mehr oder weniger weiss gezeichnete Füsse; heut' muss er durchaus den ausländischen Schecken haben.

Die reichen Leute, die Tagesgrössen, die Banquiers und die Juden wollen Nichts mehr von den französischen Pferden wissen, und folglich wollen die ärmeren Leute, die den Reichen nachäffen, noch weniger davon hören. Die Sclaven der Mode und der Eitelkeit sind die servilsten von allen.

Früher konnten die französischen Pferde sich in Kämpfen und Ritterspielen auszeichnen; sie besiegten das englische Pferd bei Hastings, das arabische bei Jericho und glänzten in Spanien unter den andalusischen Rennern am Hofe der Königin Isabella; heut' genügen sie kaum dem Pariser Stutzer.“

Der k. k. Feldmarschall

Christoph Hermann von Russworm.

Ein Beitrag zur Kenntniss der Regierungsperiode, Cultur- und Sittengeschichte unter Kaiser Rudolph II.

Nach den Original-Acten des k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Kriegs-Archives und weitere angegebenen Quellen,

von

Wilhelm Edlen von Janko.

(Fortsetzung und Schluss.)

VIII. Abschnitt.

Das Feldzugsjahr 1602. — Russworm als alter ego des Erzherzogs Mathias und Hofkriegsrath. — Belagerung von Ofen und Einnahme von Pesth. — Ersticht den Feldkriegsrath Dentice.

Was man von den Rüstungen der Türken zu dem neuen Feldzuge erfuhr, bewies, dass es ihnen mit dem im vorigen Jahre gemachten Versprechen: Stuhlweissenburg wieder zu erobern, Ernst gewesen sei. Der Serdar, Vezier Hassan Bassa, versammelte viel früher als gewöhnlich ein ungleich stärkeres Heer als im vorigen Jahre. Am kaiserlichen Hofe schien man jedoch nicht daran zu glauben und beeilte die Kriegsrüstungen keineswegs. Zum Oberbefehlshaber der Hauptarmee wurde abermals der Erzherzog Mathias bestimmt; die directe Leitung der ersteren dagegen übertrug der Kaiser unserem Helden, der in einer Reihe von Feldzügen so glückliche Proben von Eifer, Wachsamkeit, Unternehmungslust, Tapferkeit und auch Feldherrntalenten gegeben, dass Rudolf seine protestantische Herkunft ganz übersah und ihn nicht nur zum Stellvertreter des Erzherzogs, sondern mit 16 anderen Obersten auch zum Hofkriegsrath ernannte. In Siebenbürgen führte General Basta, und in Oberungarn Jacob Barbiano Graf von Belgiojoso den Befehl [1]).

Erzherzog Mathias berief, als er die bestimmte Nachricht vom Anzuge des Serdars gegen Stuhlweissenburg erhielt, am 24. Juli einen Kriegsrath zusammen, um über die zu treffenden Massregeln zu berathschlagen. In diesem Kriegsrathe wurde nun beschlossen: dass vor Allem Gran und Stuhlweissenburg mit Lebensmitteln und Munition zu versehen, bei Gran,

[1]) Der Graf wird schon 1602 im Etat der Armee angeführt, trat also nicht erst 1603 ein, wie Barthold meint.

Comorn und Raab Schiffbrücken zu schlagen und bei letzterem Orte das Hauptheer aufzustellen sei. Von diesem Plane scheint man jedoch einen Monat später etwas abgewichen zu sein, denn in den Kriegsberathungen Russworms, gehalten mit den Freiherren von Gall, Sulz und Pezzen, ward angenommen, dass sich die Armee mit Ausnahme der gesammten Reiterei, deren directe Führung sich Russworm selbst vorbehielt, zwischen Gran und Comorn, die Cavallerie jedoch bei Stuhlweissenburg zu sammeln habe. Ferner sollte eine kleine Donau-Flotille in den Stand gesetzt und ein General-Aufgebot in Österreich, Böhmen und Mähren angeordnet werden.

Während sich das Heer auf die ihm angewiesenen Vereinigungspunkte begab, erschien der Serdar mit 100.000 Mann vor Stuhlweissenburg und fing ohne Verzug dessen Belagerung an. Der Festungs-Commandant, Graf Isolani, sah ein, dass er dieselbe, von einem so mächtigen Heere geführt, unmöglich in der Länge würde aushalten können, und liess daher den Feldmarschall Russworm um baldigen Entsatz, oder wenigstens um eine Verstärkung bitten. Russworm sendete auch wirklich 2 Compagnien an ihn ab; mehr konnte er nicht thun, da das bei Raab versammelte Heer noch nicht volle 7000 Streiter zählte, mit welchen er gegen die Hunderttausend des Serdars Nichts wagen durfte, ohne die Seinigen dem sicheren Verderben entgegenzuführen. Trotz der wiederholten Vorstellungen Russworms langten die übrigen Truppen nur sehr langsam an, und die Türken hatten daher Musse genug, Stuhlweissenburg solange zuzusetzen, bis es endlich nach der tapfersten Wehr seiner Vertheidiger am 29. August fiel.

Mittlerweile hatte sich der grösste Theil der in das Lager bei Raab bestimmten deutschen Truppen versammelt. Am 7. September langte auch der Erzherzog Mathias dort an und hielt am folgenden Tage einen Kriegsrath. In diesem wurde nun beschlossen, da das kaiserliche Heer noch immer zu schwach wäre, um angriffsweise zu verfahren, auch das Aufgebot noch nicht beisammen sei, im Lager bei Raab stehen zu bleiben und dort die weiteren Unternehmungen des Feindes abzuwarten. Hierauf kehrte Mathias nach Wien zurück, nachdem er Russworm den Oberbefehl wieder übertragen hatte.

Von diesem wollen wir nun ein Schreiben an den Erzherzog anführen, über welches derselbe sich in einem an Rudolf II. gerichteten Briefe ob „ausgesprochenem unbescheidenen und ränkevollen Benehmen“ beschwert.

Russworms Schreiben lautet:

„Durch Leuchtigster Erzherzog
genedigster Her.

„Gleich wie E. D. schreiben mir komen, hab ich geschriben undt Einen Eigen Curir zu E. F. D. abfertigen wollen, den Ess seindt mir witer zeitungen Ein komen, dass der vohr zug dess Feindtss vil dausent albereitss zu Ofen auf's bester (Pesth) Landt übergezogen, dass Lager sol nach folgen; aus dess Feindtss Lager hab ich auch Kundtschafft, Dass Er hat den auf zug undt Belagerung gran In seinem Lager öfenttlich aus Rufen lasen. glaub sie werten dess Ersten Dagss vohr gran sein, undt auch Einen starken streiff

Inss Landt gehen lassen. Da Es bei mir gestanden hat, wer ich also balt auf die Erste afisa mit aller Reuterey aufgebrochen, undt In aller Eil, In der stil mich auf neuheusel begeben undt nach dem gebirg, da mit, wänn der Feindt seinen streif auf dass selbig Landt gehen lest, undt zerstreiter gewesen, undt von mir nichtss gewist, wollt ich Ihm Einen merklichen schaten gedan undt dass Landt zugleich beschuzt haben; dass Fusvolck wer algemach auf Commorn vort gezogen, da selbsten wehr die Reuterey witer zu Ihn komen, alssdann zu gleich fort geruckt, undt den posto zu defentirung der Vestung bey gran Eingenommen. Dises alless sage ich war albereitss Inss werck gericht worten, da ich nicht gefurcht E. F. D. zu ofentiren. Dan genedtigster Her, es ist mir der Kopf dermassen vehrwirt worten durch die seltzamen vohrschleg, welche mir befehlen, balt mit H. Consago (Herzog Gonzaga) undt balt dass ich undter Dero befellig undt Commanto sein soll, so von Rechtsswegen von mir commandirt werten solle, dass ich In warheit nicht gewist, wass ich zuvehrrichten gehabt, odter wass ich gewesen bin, odter ob ich In Lager vehrbleiben werdte oder nicht, Insonderheit weil mir von E. F. D. In Dero vohr Reisen andterss nichtss alss stil ligen, daraus Ich mir vihl gedanken geschepft, an befollen worten."

„E. F. D. Izigen befellich wil ich mit allen Eifer fleissig nach kommen, weil ich aber nicht gewist, wass ich wegen dess auf zugss odter mein person bedrefendt vohr befellich bekomen möcht, damit nuhn die Zeit nicht ganz vehrgebenss zugebracht undt verloren wurt, so hab ich wegen gewiser kundtschafft auch dem feindt Ein abbruch zu duhn, den h. Graff von Duerx mit 3000 Pferte In Einen sichern Halt, mit Rat und gutachten der anweseten obersten, aus geschickt, Undt 500 wol berittener Ungarn undt Cosaken an Einen gewisen ort, den Feindt an zu greiffen befollen. Hab solche vohrsehung undt anortenung gedan, dass ich vehrhoff, die unserigen werten morgen abendt mit guter vehrrichtung undt vicdoria witer bey mir sein. Interim wil ich mich mit dem ganzen Lager zum auf bruch Richten undt so balt sie komen, nach laut der kundtschafft vortt Rucken. Dess h. von schumbergss (Schomberg) Rigamendt (Regiment) ist albereitss In gran. Edtliche deren so von Ihr kay. Mst. undterhalten werten seindt zu wihn, so balt sie komen wil ich von den selbigen undt disen die so ich gut befindt hinein vohr ortesiren. Es wehr sehr gut, weil ich furcht man wert der vestung mit miniren hart zu sezen, dass man Ein odter 2, so sich auf die contermineh vehrstehen, hinnein schickt, weis zwar nicht ob der graff von sulz (Oberst Sulz) damit vehrsehen ist. Den h. natasti (Gf. Nadasdy) Erfortere ich auch zu mir. wer gut E. F. D. feierten nicht mit dem von hermestein (Graf Herberstein) weil die selbige grentzen Izo sicher seindt. Dass altdanisch Rigamendt (Althanische Reg.) wolen E. F. D. umb gotess willen befördern, damit nicht wegen Einer miserio Ein unwiterbringlicher schadt vehrorsacht wert, dess gleichen bitte ich E. F. D, um Ein Eillendtss gelt vohr die 3 Companji Reuter den ich weis sie In warheit ohne gelt nicht fort zu bringen weil ich selbst Ihre armut sieh."

E. F. D. wollen auch Einen secredario schicken, damit ich alle Ratschleg undt gutachten kan aufschreiben und E. F. D. zu schicken lasen, auch dass Ehr mit gelt zu den Deglichen ausgaben so zu Ihr Mast. Diensten gereichten vohrsehen sei. Were gut es schickten E. F. D. auch die zwey neu geworben fenel (Fähnlein) Knecht aufs Ehste herundter den man mus alless zu samen suchen wass man kan. Hiermit E. F. D. mich zu genaten befellendt."

Datum den 12. September. E. F. D.
gehorshamer diner
H. C. Russwormb m. p.

Es scheint, dass der Erzherzog Russworm jene Stelle sehr übel genommen habe, wo sich derselbe über die Ungewissheit seiner Stellung, die bald durch den Herzog von Gonzaga und bald durch seinen eigenen (des Erzherzogs) Einfluss beirrt werde, beklagte. Dass aber Mathias Ursache gehabt hätte, sich über „Ränke" zu beschweren, welche Russworm angeblich gespielt, ist aus dessen ganzen Schreiben nicht zu entnehmen. Russworm hatte übrigens nur Recht, sich eine Einmischung Gonzagas zu verbieten oder über eine solche Beschwerde zu führen, denn er unterstand nur dem Erzherzoge und scheute sich auch nicht es diesem zu sagen: „so von Rechtswegen von mir commandirt werden sollte." — Mathias beschwerte sich in seinem Schreiben vom 14. September darüber, dass Russworm im Lager mit der Reiterei „still" liege; nun geht aber aus dem Briefe des Feldmarschalls hervor, dass eben er — Mathias — es war, der ihm ja das „stil ligen", über welchen Befehl er sich „Gedanken" gemacht, angeordnet hatte. Russworm scheinen also schon Feinde entstanden zu sein, die auch den Erzherzog gegen ihn einzunehmen versuchten und diesen selbst zu ungerechten Vorwürfen verleiteten.

Nachdem der Feldmarschall die sichere Nachricht erhalten hatte, dass der Serdar mit seinem ganzen Heere von Stuhlweissenburg nach Ofen aufzubrechen und sodann Gran zu belagern Willens sei, entsendete er vorerst den Obersten Thurn mit 3000 Reitern, um über diesen Zug des Serdars Gewissheit zu erlangen.

Die erneuert empfangene Bestätigung dieser Kundtschaft hiess Russworm sogleich aufbrechen; in Comorn jedoch erfuhr er, dass der Serdar sich nicht gegen Gran, sondern nach Siebenbürgen wenden werde, was derselbe auch wirklich that. Allsogleich beschloss der Feldmarschall den Abzug des Serdars zu benützen, vor Ofen zu ziehen und dessen Belagerung, wozu zwar das nothwendigste Material vorderhand noch fehlte, ohne Verzug zu beginnen. Russworm erfüllte dadurch nicht nur den ausdrücklichen Willen des Kaisers, sondern es war diese Unternehmung — wenn sie auch erfolglos blieb — gleichzeitig eine kräftige Diversion zu Gunsten des von der ganzen Macht des Serdars bedrohten Siebenbürgen. Um jedoch nur einige Aussicht auf Erfolg zu haben, musste der Feldmarschall die Ankunft der Galeeren,

Tschaiken und des Geschützes von Raab aus abwarten. Darüber verging der Monat September. Am 3. October stand das kaiserliche Heer vor Alt-Ofen. Der Vortrab griff sogleich diesen Ort an und nahm ihn ein.

Gegen Abend desselben Tages langte auch die kleine Donau-Flotille an. Russworm beschloss nun die Überraschung der Feinde schnell zu benützen und noch in der nämlichen Nacht die untere Stadt durch einen Überfall zu nehmen. Der Oberstzeugmeister Graf Sulz griff sie von der Wasser-, Russworm von der Landseite an; der gleichzeitige Sturm ward eben so klug entworfen als tapfer ausgeführt und die Türken gezwungen, sich gänzlich in die obere Stadt zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit bemächtigte man sich auch der Brücke, welche aber abgetragen werden musste, da die Kanonen der Festung sie bestrichen. Am folgenden Tage wurde auf dem St. Gerhardsberge eine Batterie aufgeworfen und gleich mit der Beschiessung der Festung Ofen wie der Stadt Pesth begonnen. Zwei Tage später fiel auch letztere mit ihren zwei Rundellen durch Sturm. So war binnen 4 Tagen eine starke Stadt mit geringen Verlusten eingenommen, in derselben viele Fahnen, Kanonen und 1000 Pferde erbeutet, sowie über 500 Mann zu Gefangenen gemacht.

Dieser glückliche Anfang der Belagerung wurde jedoch bald durch ein anhaltendes Regenwetter und das Erscheinen des Serdars gestört, der mit seinem Heere wieder umgekehrt war, als er die Botschaft von Russworms Unternehmen erhielt. Dieser letztere Umstand musste den Feldmarschall sehr beunruhigen, denn es überstieg seine Kräfte, zu gleicher Zeit Ofen zu belagern und sich selbst in Pesth belagern zu lassen. Dennoch war er nicht gesonnen, die so glücklich errungenen Vortheile sich sobald wieder entreissen zu lassen, traf daher alle Anstalten, um Pesth zu behaupten und Ofen einnehmen zu können.

Am 13. October erschien der Serdar vor Pesth, und es begann sogleich ein Vorpostengefecht, bei welchem auch die Garnison von Ofen durch einen Ausfall mitwirken wollte, aber zurückgeworfen wurde. Russworm wäre an demselben Tage bald in Gefangenschaft gerathen; als er nämlich gegen Abend mit mehreren hohen Officieren und einer Huszaren-Abtheilung aus Pesth über die ausser dem Kanonenschussbereiche gelegene neugeschlagene Schiffbrücke in's Lager vor Ofen zurückreiten wollte, wurde er auf dem Wege zwischen der Stadt und der Schiffbrücke plötzlich von einem Haufen Türken angefallen. Er entging nebst den übrigen Officieren der Gefangenschaft nur durch die heldenmüthige Aufopferung der ihn begleitenden Huszaren, die sich dem überlegenen Feinde entgegenwarfen und von diesem auch grösstentheils zusammengehauen wurden. Durch ihre hartnäckige Gegenwehr verschafften sie ihrem Feldherrn und seiner Begleitung die Zeit, die Schiffbrücke und das Lager zu erreichen.

Am 15. gelang es dem Serdar, eine Verstärkung von 2000 Mann in die Festung zu werfen, welcher die Kaiserlichen durch Schanzen, Miniren und Schiessen heftig zusetzten und das türkische Lager vor Pesth, in dem sich

schon der Hunger einstellte, durch fortwährende kleine Ausfälle Tag und Nacht beunruhigten. Russworm erreichte dadurch wirklich, dass der Serdar bis zum 17. nichts Ernstliches gegen Pesth unternahm. An diesem Tage langte der Erzherzog Mathias an und besichtigte alle vor Pesth und Ofen getroffenen Anstalten, über die er seine grösste Zufriedenheit bezeigte. Am 18. begannen die Türken die Beschiessung von Pesth.

Da nach dem Eintreffen des Erzherzogs Russworm von der obersten Leitung der Belagerung und Vertheidigung der beiden Städte zurücktreten musste, so verzeichnen wir in Kürze nur unseres Helden persönlichen Antheil bei den stattgehabten Vorfällen. Hierher gehört seine an den Tag gelegte glänzende Tapferkeit bei einem am 22. auf Ofen vergeblich unternommenen Sturm, bei welcher Gelegenheit er sowie der Oberst Graf Sulz mehre Fahnenträger, die nicht vorgehen wollten, mit eigener Hand niederhieben.

Von jener Nachlässigkeit und Pflichtverletzung, von der uns Barthold und Isthuanfy [1]) erzählten, dass nämlich Russworm bei einem Ausfalle der türkischen Besatzung, statt den überfallenen Truppen zu Hilfe zu eilen, in seinem Zelte mit vielen Fremden bei Karten und Würfeln sass, konnten wir in den gesammten Originalquellen Nichts entdecken. Hier wird der Vorgang überhaupt ganz anders als bei jenen Autoren dargestellt. Nicht das Schwarzenbergische, sondern das Krzinskysche Regiment wurde überfallen; nicht 1000 Deutsche, sondern blos 600 Mann vom genannten Regimente betrug der Verlust, und nicht das Versäumniss Russworm's zu Hilfe zu eilen war die Schuld an dem Verluste, sondern die Unachtsamkeit der vor dem Lager aufgestellten Truppen. Die Türken hatten die Schanzen noch nicht erstiegen und noch keine Kanonen vernagelt, als schon kaiserliche Abtheilungen herbeigeeilt waren und die Feinde in die Festung zurücktrieben.

Da Russworm zu schwach war, um Ofen zu belagern und Pesth zu vertheidigen, sowie einem neu heranrückenden türkischen Heere unter dem Bassa von Bosnien die Spitze zu bieten, so beschränkte er sich auf das erstere, verstärkte Pesth und setzte seine Garnison in den Stand sich bis auf's Äusserste vertheidigen zu können. Hierzu kam es aber nicht, da Hunger, Krankheiten und eine Empörung der Janitscharen den Serdar zum Abzug nöthigten (1. November). Gleiches Glück hatte der Erzherzog mit dem Bassa von Bosnien, der durch eine erlittene Schlappe, welche ihm die beiden von Mathias entsendeten Obersten Nadasdy und Herberstein beigebracht, so muthlos ward, dass er jeden Entsatzversuch Ofens aufgab.

Die Unbilden der Witterung, Hunger, Krankheit und die täglichen verlustreichen Scharmützeleien mit der fleissig und nicht ohne Glück ausfallenden Besatzung Ofens, sowie eine sich hierdurch im kaiserlichen Heere verbreitende Unzufriedenheit und Mangel an Mannszucht nöthigten Mathias zum Abzuge von Ofen. Es wäre übrigens sehr ungerecht,

---

[1]) p. 101 — p. 511.

wollte man deshalb die Erfolge des Feldzuges, welche die Geschicklichkeit der Anführer und die Tapferkeit ihrer, dem Feinde an allen Orten in der Zahl sehr nachstehenden Truppen erzielte, nicht anerkennen. Unbestritten bleibt es, dass namentlich Russworm durch seine rasche Offensive jene Resultate erzielte, welche den Türken verwehrten, gegen Österreich oder gegen Siebenbürgen etwas Entscheidendes unternehmen zu können. Nichts destoweniger scheint von jetzt an gegen den Feldmarschall die Verleumdung und der Neid der Welschen immer lauter geworden zu sein, wozu auch der Fall Stuhlweissenburg's nicht wenig beitrug, den man auf seine Rechnung setzen mochte, obschon dieser Ort aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von den Türken genommen worden wäre, wenn das Heer zeitlicher beisammen gewesen. Dieser Umstand, die Gebrechen der Verwaltung, der Mangel an vorbereitenden Massregeln waren jedoch nicht seine Schuld.

Noch haben wir eines Ereignisses zu erwähnen, das uns Russworm selbst mittheilen soll, indem wir dessen Schreiben an den Kaiser Rudolf wortgetreu wiedergeben.

„Grossmächtigster Kaiser! Allergnädigster Herr! E. röm. k. M. gebe ich in aller unterthänigsten Gehorsam zu vernehmen, dass ich als jüngst verflossenen Feldzug den Anschlag auf Pesth gemacht, und durch göttliche Güte erobert, habe ich, ehe die Stadt angefallen worden, bei Leibesstrafe verbieten lassen, dass kein Soldat ehe der Feind ganz erlegt, sich zum plündern begeben solle; über dieses mein Verboth hat sich begeben, dass unter andern gemeinen Volk auch ein Neapolitaner, mit Namen Dentice, in die Stadt kam, der alsobald sich auf's Rauben und Plündern in die Häuser begeben und dadurch alle anderen Soldaten ihm nachzumachen verursacht. Dadurch eine solche Unordnung passirt, dass fast wenig Soldaten bei mir und ihren anderen Häuptern verblieben, da doch noch über die tausend wehrhafte Türken in der Stadt gewesen, und da der Feind sich resolviret, und einen Ausfall aus zwei Thürme, darein er sich retirirt gehabt, gethan, wären wir ohne allen Zweifel mit Spott und Schande durch die verursachte Unordnung des Dentice wieder aus der Stadt geschlagen worden. Wie ich nun die ganze Nacht mich mit Hin- und Herlaufen bemüht die Soldaten von der Beute, bis der Feind erlegt, zusammen zu treiben, bin ich doch den Dentice niemals ansichtig geworden, auf den andern Tag aber, durch Anzeigung Anderer ihn in einem Hause mit Zusamentragung vieler Beute sammt einen so sich infanto de Fes nennt gefunden, über diese ihre Ungehorsam und unehrbares Verhalten, weil sie billig mit guten Exempel andern vorangehen sollten, habe ich mich fast wie nicht unbillig alteriret, und zu ihrer Strafe dieses zur Unzeit erbeutete Gut unter die ausgetheilt, so sich redlicher gehalten und mit der Wehr in der Hand meinen Befehlen nachgekommen sind.

Diess ist also verblieben bis nach geendeten Feldzug, da hat der Dentice allhier in der Stadt Wien an Ihre fstl. D. (Erzherzog Mathias) eine solche verkleinerliche Supplik wider mich eingegeben, darin er mich nicht als E. k. M. Feldmarschall, sondern als einen gemeinen Schützen mit vorsetz-

lichen Worten traktirt und ob ich wohl alsobald hierüber meinen treuen Bericht eingab, und des Dentice übel Verhalten genugsam ausgeführt und aprobiret, hat er mir doch unangesehen dessen noch auf der Gasse und sonsten allerhand Unglimpf und defect erzeiget, wie auch er, Dentice, bei seinem vorjährigen und jetzt geschehenen Übelverhalten die ganze Zeit nichts gethan, als alles Land mit seinen Schreiben erfüllt, darin er zu vielmalen, wie ich deren Abschrift gesehen, E. k. M. hohe Befehlshaber und ganzes Kriegsheer mit Ungrund zum höchsten verkleinert und ihre Ehre abgeschnitten, dergest lt, dass er bei der hohen Besoldung, damit er unterhalten worden, mehr für einen Zeitungsschreiber und Spion, als für einen Soldaten im Lager gedient. Weil dann allerg. Kaiser und Herr dieses alles was er, Dentice, meinem Befehlen und E. k. M. Kriegsheer zuwider gethan, E. k. M. und Ihr fürstlicher Durchlaucht als unseren General selbst zur Verkleinerung und Nachtheil gereicht, bin ich doch nothwendig gedrungen worden mich zu vertheidigen.

Habe also gestern den 13. dieses vier Cavalliere zu ihm geschickt und seiner wider mich gerichteten Gedanken und Schrift erinnern und fragen lassen, wie ich (mit gebührender Referenz vor E. k. M. gemeldet) die mendita so er mir in seiner Schrift gegeben samt andern dunklen Worten verstehen muss, weil man zu sagen pflegt, es sei alliter Ausleger seiner Schrift und Worte, wann ich nun einen klaren Bericht von ihm hätte, wollte ich mich dann auch weiter darüber zu resolviren wissen, daneben auch in Güte ermahnen lassen, dass er hinfür mich als E. k. M. Feldmarschall in gebührendem Respekt halten wolle. Darauf er Dentice diese Cavalliere mit rauhen und trotzigen Worten von sich gewiesen, welches, da ich es vernommen, mich verursacht ihn selbst anzureden; wie nun solches mit aller Bescheidenheit geschehen, ist er mir nicht allein ganz übermüthig mit seiner Antwort begegnet sondern auch von den mir zugefügten Injurien nicht abgetreten, dadurch verursacht, dass ich zur Defension meiner Ehre ihm nach dem Maul geschlagen, hierauf er seinen Dolch gezückt und ehe die Hand zur Wehr gewendet zwei Stiche auf mich vollführt und so nahe kommen, dass er mir das Wamms durchstochen, bin also zur Rettung meiner Person gedrungen worden, weil er sein Wehr und Dolch gehabt, auch meine Wehr in die Hand zu nehmen damit ich ihn getroffen dass er todt geblieben.

Weil nun allerg. Kaiser und Herr ich ihm meines Wissens anders nichts gethan als was einem ehrlichen Cavallier zur Rettung seiner Ehre, wie auch zu wahren die Reputation seines Dienstes zu thun gebührt, so ist an E. röm. k. M. meine allerunterthänigst und gehorsamste Bitte: E. k. M. wollen mir dieses Unversehen mit keiner Ungnade vormerken, sondern durch dieses Exempel Anderen zu erkennen geben, dass sie hinfür E. k. M. ansehnliche Befehlshaber und treuste Diener in gebührendem Respekt halten. ich bin allhier zu Wien durch meine Absentirung E. röm. k. M. Dienst nicht zuvor lasen wie ich auch solches Ihrer fürstl. Durchl. gehorsamst zu erkennen gegeben und erboten alles dieses hier oben angedeutete genugsam zu beweisen.

mit allen Cavallieren so in Presenz gewesen wie auch zeiger dieses der von Wozessowig (?) von dem E. k. M. solches in Gnaden zu vernehmen haben.

Und womit E. k. M. mein Leib und allerunterthänigste getreuste Dienste wie von mir alle Zeit geschehen aufopfere, E. k. M. allergnädigste fernere Befehle erwarte und Deroselben mich zu kaiserlichen Gnaden in aller unterthänigstem Gehorsam empfehle. Datum Wien den 14. Dezember. E. röm. k. Majestät allerunterthänigster getreuster Diener bis in den Tod. H. C. Russworm."

Obschon aus den Acten nicht zu ersehen ist, ob Russworm wegen dieses Todtschlages Verdriesslichkeiten gehabt, so scheint doch, dass die Sache nicht ganz ohne solchen abgelaufen sein mag, da es constatirt ist, dass er den habsüchtigen, betrügerischen und allmächtigen Kammerdiener Rudolph's, Philipp Lang, mittels einer prachtvollen goldenen Kette bestochen habe, um sich so eine Freisprechung (von was?) zu erkaufen [1].

IX. Abschnitt.

Das Feldzugsjahr 1603. — Russworm Oberbefehlshaber der Hauptarmee. — Vergebliche Versuche auf Ofen. — Glückliches Treffen. — Zusammenkunft mit dem jüngeren Bassompierre. — Nimmt Hátvan. —

Kaiser Rudolf bestätigte auch in diesem Jahre unseren Helden im Commando der Hauptarmee unter Mathias. Ob die beiden Welschen, Basta und Belgiojoso, wirklich gegen den protestantischen Emporkömmling, der ihrem Ehrgeize allein im Wege stand, intriguirt hatten, um, der erstere an seine — Russworm's — Stelle, der letztere an jene Basta's in Oberungarn zu gelangen, das können wir bei allem Abgang von Original-Documenten nicht mit Gewissheit angeben. Beider hinterlistiger, blutdürstender und jesuitisch unduldsamer Charakter befähigte sie gleichwohl ganz ausgezeichnet zu solchen Ränken.

Wie fast jedes vorhergehende Jahr, so versammelte auch diesmal sich erst spät im Sommer bei Gran das Heer, mit welchem Russworm einige Vortheile über streifende Türkenabtheilungen erfocht. Am 29. September erst stand der Feldmarschall vor Ofen, dem türkischen Lager des Seraskier Hasan gegenüber, der es zwischen der Stadt und dem St. Gerhardsberge hatte aufschlagen lassen. Um diese Zeit traf auch der Sohn des alten Bassompierre im kaiserlichen Lager ein, der, in hofmännischen und ritterlichen Künsten wohlerfahren, in die Dienste des Kaisers treten wollte. Er wirkte allmälig wie ein böses Princip auf Russworm, mit dem er sich in freundschaftliche Verbindung setzte. Aus den in ihrer Wahrheit erprobten Aufzeichnungen dieses Bassompierres geht nun deutlich hervor, dass der Feldmarschall sowohl im Hofe wie im Heere keine kleine Anzahl Feinde besass, worunter sich nicht unbedeutende Persönlichkeiten, wie der Doctor Pezzen [2], einer der ver-

---

[1]) Barthold war der Fall mit Dentice ganz unbekannt.

[2]) Nicht „Pez", wie Barthold sagt.

trautesten Räthe Rudolf's, dem auch ein Theil der Heeresangelegenheiten oblag, sein Bruder Johann, der Oberst im Heere war, die beiden Oberste Kollonics u. a. m. befanden. Namentlich warnte der erstgenannte Rath den Marquis Bassompierre vor Russworm's Bosheit und theilte ihm mit, dass derselbe im Heere gehasst sei.

Trotz diesen ungünstigen Aussichten, wozu noch der Umstand kam, dass ja gerade Bassompierre's Vater es war, der den Feldmarschall vor so viel Jahren hinrichten lassen wollte, suchte der junge Cavalier dennoch den Feldherrn auf, welcher durch Tilly nicht nur von der Anwesenheit Bassompierres, sondern auch von dessen ausgesprochenen Besorgnissen unterrichtet worden war. Russworm liess ihm hierauf mit Verdruss sagen: Dass er ihm für seine Person nichts Böses wolle, und möge er immer sich ihm nähern, ungeachtet er keine engere Bekanntschaft wünsche. — Diese ward aber doch geschlossen, und gleich bei dem ersten Begegnen, das nach einem hartnäckigen Gefechte mit den Türken stattfand, in dem sich Bassompierre als Freiwilliger sehr hervorgethan, söhnte sich Russworm vollständig mit dem Marquis aus. Er lobte ihn vor Allen ob seiner Tapferkeit und lud ihn, wie die gesammte Umgebung, zu einem Versöhnungs- und Freundschaftsmale. Schade nur, dass der vertraute Umgang mit Bassompierre alle Erinnerungen zuchtloser Jugendlust in dem Marschall weckte, und Beide sich schon am ersten Tage bis nach Mitternacht in das damals modische Kartenspiel, die Prime, vertieften. Leer an wichtigen Ereignissen zogen sich die Tage hin; die Hauptmacht der Türken lag ruhig und unangreifbar nahe bei Ofen, die Kaiserlichen unweit von Pesth; sie hielten sich Beide in Schach und beschossen aus ihren Lagern die gegenseitigen Städte.[1] Während nun diese Kanonade täglich fortgesetzt wurde, hatte Russworm, überall zum Eifer antreibend, eines Morgens einen deutschen Büchsenmeister bemerkt, welcher müssig bei seinen Geschützen stand. Im gerechten Amtszorne versetzte er dem Faulenzer einige derbe Streiche mit seiner Reitpeitsche, worauf der Constabler, um den Schimpf zu rächen, in der Nacht zu den Türken desertirte und einige Geschütze derselben mit solcher Genauigkeit auf des Feldmarschall's violettes Kammerzelt richtete, dass, als Nachmittags Russworm mit Bassompierre und zwei Anderen beim Spiele sassen, zwei Kugeln durch dasselbe und seine „Kapelle" sausten und ein Streitross in seinem Stalle tödteten. Diese Gefahr zu vermeiden, änderte er seinen Lagerplatz, beschloss aber auch zugleich, da ihm die bösen Nachreden hinterbracht wurden, welche seine Gegner zu Wien über seine bisherige Unthätigkeit verbreiteten, oberhalb Ofen über die St. Andreas-Insel zu übersetzen und dem Feinde unter die Augen zu ziehen. So stand er den 24. October schlagfertig den Türken gegenüber, die aber beharrlich allen Ausforderungen des kaiserlichen Feldherrn zu einer Schlacht auswichen. Der nahende Winter machte

[1]) Barthold vindicirt hier die Erfindung der Methode des Rückzuges en echiquier Russworm, obschon sie schon von den Römern gekannt war. Auch lässt er die Gefechte auf der Insel Czepel durchführen, was ebenfalls eine ganz irrige Annahme ist, da Russworm's Lager auf dem linken Ufer des grösseren Donauarmes aufgeschlagen war.

auch bald allen Operationen ein Ende; der Serdar versorgte Ofen und zog nach Belgrad ab. Russworm versah Pesth mit allen Erfordernissen und nicht ohne eigene Aufopferung, indem er, um die meuternde Garnison zu bezahlen, bei Bassompierre 2000 Ducaten borgen musste, welche dieser ihm, mit 6000 anderen, während des kurzen Feldzuges im Spiele abgenommen hatte. Um aber doch noch einen Erfolg davonzutragen, ehe die Truppen in die Winterquartiere verlegt, und ein Theil wie gewöhnlich, entlassen werden sollten, beschloss er, dem Feinde Hátvan abzunehmen. Die Feste kam auch am 20. November in seine Hände, denn die Türken warteten gar nicht das Ergebniss einer Belagerung ab, sondern zogen mit Zurücklassung ihres Geschützes gegen Szolnok ab.

X. Abschnitt.

Russworm und Bassompierre am Hoflager zu Prag. — Unglücksfälle bei der Armee. — Russworm soll im September 1604 Kriegsrath beim Erzherzog Mathias und Commandant von Raab werden. — Russworm's Feinde. — Unglücklicher Streit mit dem Grafen Belgiojoso und dessen Tod.

Russworm und Bassompierre, welcher sich wie ein verderblicher Dämon an die Fersen des ersteren gehängt, hielten sich auf ihrer Rückkehr aus dem beendeten Feldzuge einige Tage sowohl zu Comorn als in Wien auf, hier wie dort dem vergnüglichen Leben und der Galanterie huldigend. Namentlich soll Russworm in der erstgenannten Stadt drei Tage voll Liebeleien mit einer gewissen Anna Regina von Holm, Schwägerin des Festungs-Commandanten Johann Molart, zugebracht haben, — einer Dame, welche kurz vorher den Hof von Madrid verlassen hatte und den als ehescheu bekannten Feldmarschall zum Gemal zu gewinnen trachtete. Im Januar 1604 finden wir die beiden Busenfreunde in Prag. Um Bassompierre, als Fremden, mit dem Hofe bekannt zu machen, führte Russworm ihn in seiner Carosse auf den Hradschin und stellte ihn den kaiserlichen Räthen vor, welche äusserlich dem zurückgekehrten Feldherrn die grösste Hochachtung erwiesen. Zu Mittag desselben Tages — es war der 23. Jänner — tafelten sie bei einem alten Herrn, den Bassompierre Perchestoris nennt und zum Burggrafen von Karlstein macht. Derselbe besass vier schöne Töchter, von welchen eine, Anna Sibylla, sich Russworm, und die jüngste, Anna Esther, der Marquis zu galanter Kurzweil ausersehen hatten. Es begann nun eine leichtsinnige Buhlschaft der beiden Paare, ohne dass dieselbe ein noch wüsteres, anstössigeres Treiben ausschloss. So war unser Marschall mit einem, höchstwahrscheinlich betrunkenen Wirthe auf der Neustadt übereingekommen, seiner Genusssucht seine beiden schönen Töchter für 200 Ducaten preiszugeben. An dem Abend nach dem Tanze beim Burggrafen fuhr Russworm mit dem Marquis und einem böhmischen Pagen, als Dolmetscher, dorthin, um den Freund an der Beute theilnehmen zu lassen. Ruhig sass der Vater, der

mittlerweile seinen Rausch ausgeschlafen haben mochte, mit seinen arbeitenden Töchtern in seiner Stube, als Russworm, erhitzt vom genossenen Weine, ohne Umstände eintrat und für die gebrachten 200 Ducaten die Ehre der jungen Mädchen forderte. Der böhmische Bürgersmann leugnete einen so sündhaften Handel, öffnete das Fenster und liess ein furchtbares „Mordio" in die Strasse erschallen. Da setzte der aufgebrachte Wüstling ihm den Dolch an die Kehle, bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht schwiege und seinen Töchtern zu willfahren befehle. Plötzlich aber erscholl Lärm in der Nachbarschaft; Russworm dachte mit der Geistesgegenwart eines erprobten Soldaten an Rettung und erklärte dem Wirthe, wenn er die Wahrheit sage, ihn augenblicklich niederzustossen, packte ihn sodann beim Arme, den Dolch unter dem weiten Kleide an die Rippen setzend, und indem Bassompierre dasselbe auf der andern Seite that, schleppten sie ihn auf die Strasse, damit er durch begütigende Worte den edlen Rittern einen Ausgang durch das zusammengelaufene Volk bahne. Kaum aber hatten diese ihre Dolche zurückgezogen, als der Böhme sein Geschrei um Hilfe von Neuem ertönen liess. Da musste sich denn der Türkensieger zur schimpflichen Flucht entschliessen, und mit den Worten: „Bruder, rette Dich! aber wenn Du fällst, erwarte nicht, dass ich Dir aufhelfe" lief er unter einem Hagel von Steinen und „Dreck-Klösen" (Salva venia, sagt unsere alte Quelle von 1687) zum Teufel. — Bassompierre rühmt sich brüderlicher gehandelt zu haben als sein Freund, denn als diesen ein Wurf in die Nieren zum Falle brachte, hob er ihn auf und führte ihn zwanzig Schritte, bis sie die Carosse erreichten und der Wuth des aufgeregten Pöbels in die Altstadt entrannen. —

Ob Bassompierre nicht echt gascognisch aufgeschnitten hat? —

Um jene Zeit war der beklagenswerthe Kaiser Rudolf schon in eine sehr starke Phase der Geisteskrankheit und Menschenscheu getreten. Der finstere Geist, dem er nach der Brüder und Vettern „böser vormundschaftlicher Einigung" zu Wien zur Beute wurde, hatte sich seiner längst bemächtigt. Er sass nicht mehr zu Rath über die Angelegenheiten seiner weiten Herrschaften, denn dies thaten Andere für ihn. An die Stelle der vielbetrauten Diener Wolf Rumpf und Hieronymus Machowsky, welche schon früher die Entschlüsse des Kaisers in ihren Händen gehalten, war einer der grössten Schufte, dessen Namen uns die Geschichte aufbewahrt hat, Philipp Lang, getreten, einer der Hauptspitzbuben, welche an Russworm's unglücklichem Ende besonderen Antheil hatten.

Das Hofleben ermangelte zu jener Zeit, wo Rudolf, unbekümmert um alle Reichs- und Staatsgeschäfte, auf seiner Burg Hradschin sass und nur Sinn für seine Kunst-, Zauber- und Wunderwerkstätten, für seine Geliebten: — Pferde und Concubinen hatte [1]), jeder ritterlichen Heiterkeit, und all die Männer, welche die Hauptstadt im Winter zahlreich vereinigte, mussten da-

[1]) Vehse: Geschichte des österr. Hofes etc. etc. p. 5, 6 u. 40.

her auf Zerstreuung nach ihrem eigenen Sinne bedacht sein, was nur zu oft in einer sehr anstössigen Weise vor sich ging.

Sie vergnügten sich in fortwährenden Schmäusen und Festen, besonders aber im Kartenspiel, namentlich der Prime, die sie, fünf bis sechs Vornehme, zu so übermässigen Sätzen spielten, dass es selten einen Gewinnst oder Verlust unter 2 bis 3000 Thaler gab. Zur Vermälung des Grossstallmeisters Rudolfs II. mit einer reichen Dame hatten die Geladenen beschlossen, eine Maskerade zu Pferde zu veranstalten und im prächtigsten Aufzuge durch die Stadt zu reiten. Ihrer Acht, Russworm und Bassompierre voran, dann ein Waldstein, Kinsky, die Herren von Harrach, Schomberg und Wolf von Mannsfeld, näherten sich in ihrer Vermummung wohlgemuth dem Rathhause der Altstadt, als die Sergeanten der Stadtwache ihnen zuriefen, der Kaiser habe jeden Aufzug durch die Stadt verboten.

Die fröhliche Gesellschaft stellte sich, als verstände sie nicht Böhmisch, und ritt vorüber; als sie aber zurückkehrte, versperrten die Häscher alle Ausgänge am Platze des Rathhauses mit Ketten, liessen die Herren nur durch einen, verschlossen dann denselben gleichfalls und packten hierauf die Zügel Mannsfelds und Schombergs, um sie zu verhaften. Als sie auch an die vier in der Mitte reitenden Maskirten Hand anlegten, und diese den Anführern des Zuges zuschrieen, auf ihrer Hut zu sein, nahmen Russworm und Bassompierre ihre Degen aus den Händen der sie begleitenden Diener, um die verwegenen Stadtwächter zu züchtigen, zogen sie aber nicht aus der Scheide. Da dennoch ein Häscher Bassompierre in die Zügel fiel, gab ihm dieser einen so heftigen Hieb mit dem in der Scheide steckenden Degen, dass der Mann nicht unbedeutend an der Hand verletzt wurde. — Hierauf nun fiel der grosse Haufe der Stadtwache über die Beiden, welche jetzt ihre Klingen zogen und sich die Angreifer vom Leibe hielten; aber bei jeder Wendung deckten jene mit Schlägen des Schaftes ihrer Hellebarden sie arg zu, bis der Hauptmann der Wache aus dem Rathhause herbeikam, seinen Regimentsstab erhob und die Häscher auf dieses Zeichen ihre Waffen senkten. Russworm, die Gefahr erkennend, liess eilig seinen Degen fallen und rief den Gefährten zu, ohne Zögern dasselbe zu thun. Denn Jeder, der bei dem Zeichen des Hauptmanns nicht augenblicklich Frieden hielt, ward als Rebell des Kaisers an seinem „Höchsten“ bestraft. Da galt es jetzt nur unerkannt zu bleiben, weshalb Russworm Bassompierre zurief, mit dem Hauptmann zu sprechen; unser Marquis aber nannte den Namen des Feldmarschalls ohne Umstände, worauf Russworm die Maske abzog und die Diener der städtischen Polizei bedrohte, sie beim Kaiser und beim Kanzler zu verklagen. Vergebens bemühten sich jene den heftigen Mann, der die empfangenen Schläge nicht vergessen konnte, zu besänftigen. Nachdem Russworm die Freiheit seiner glimpflicher davongekommenen Gefährten erhalten, besuchte er, obgleich zerschlagen, das hochzeitliche Haus.

Folgenden Tages brachte der entrüstete Marschall seine Klagen vor den Kanzler, Herrn von Sternberg, einen Genossen seiner Spielpartien, und

dieser war ungerecht genug, die Häscher, die doch nur ihre Pflicht gethan hatten, einsperren zu lassen. Täglich belagerten die Weiber derselben die Thür Bassompierres und flehten um seine Fürsprache bei Russworm und Sternberg, die sich endlich besänftigen liessen, nachdem in der Kälte des Winters Zwei ihren Tod gefunden haben sollen.

So wechselten unter den müssigen Hof- und Kriegsleuten wilde Festlichkeiten, Tanz und Spiel mancher Art, während der geistesmüde Herrscher sich in seine Gemächer verschloss; an blutiger Rauferei fehlte es nicht, bis die Fastenzeit nach dem neuen Kalender anbrach und die Herren zur Verlängerung ihrer Lust auf das Land führte, wo auf den Schlössern das tolle Treiben noch zehn Tage dauerte. Auf die Einladung des Burggrafen begaben sich Russworm und Bassompierre mit den Herren Slavata und Colowrat nach Karlstein, wo ihrer Liebesgenuss und tolle Wirthschaft harrte, denn alle Vier waren begünstigte Galane der Burggrafentöchter, auch der verheirateten. Es bedarf erst keiner Versicherung, dass die Cavaliere sich trefflich vergnügten und mit Trauer das Ende des Faschings und damit auch ihrer „meilleurs occupations“ herannahen sahen. Bassompierre nahm Abschied, um nach Frankreich zu eilen, da er früher noch seine Heimat sehen wollte, ehe er in den neuen Feldzug ging. Er vergass aber bei neuen Liebesangelegenheiten am Hofe Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. den kaiserlichen Dienst und seine Freunde in Böhmen, namentlich Russworm, dessen Feldherrnansehen durch den Umgang mit dem leichtsinnigen Marquis nicht erhöht, sondern nur geschädigt worden war, da seine Gegner, die eifersüchtige welsche Partei, ihn im Rathe des Kaisers, bei diesem derart verdächtigt hatte, dass ihn derselbe bei dem beginnenden Feldzuge ganz ohne Commando liess.

Man hat sich sehr oft — von gewisser Seite — darin gefallen, derjenigen Auffassung entgegenzutreten, welche von einer welschen oder spanischen und jesuitischen Partei, sowie von deren Einfluss am Hofe in früheren Zeiten sprach. Auch hier bei Rudolf II. lässt sich die Thatsache einmal durchaus nicht hinwegdemonstriren, dass unter ihm die Italiener zuerst recht festen Fuss am Hofe fassten und hier eine förmliche, sehr starke Clique zu bilden anfingen. Wir brauchen eben nur die Liste des damaligen Hof- und Beamtenstaates, sowie des diplomatischen Corps durchzusehen, um eine überwiegende Anzahl Welscher darin angeführt zu finden. Zu den Mundschenken gehörte der Venetianer Graf Peter Collalto, der Modenese Graf Alphons Montecuculi, der Markgraf Malaspina und Graf Millesimo, und zu den Fürschneidern der Markgraf Caretto, der Marchese di Grana, die beiden fürstlichen Brüder Johann und Franz Gonzaga, der Neapolitaner Castaldo; die Kämmerherren de Arcilla Ottavio Spinola und Ludovico Colloredo; die Oberstallmeister Colloredo, Graf Trivulzi, und die zu diesem Amte gehörenden Grafen von Castel nuovo und Claudio Colloredo; der geheime Secretär Johann Barbice, ein Piemontese; ein vierter Colloredo war Gesandter. In der Armee machten grosse Carriere die wilden und raubsüchtigen Italiener Basta und Belgiojoso, Julio Cesare Strassoldo und der Venetianer Rambold Collalto.

Von diesen genannten Welschen waren es namentlich Basta und Belgiojoso, die als Nebenbuhler und fanatische Katholiken dem lebenslustigen, rasch emporgekommenen Deutschen, von protestantischer Abkunft, Russworm, entgegentraten. Zu diesen Beiden passte der miserable Philipp Lang, Kammerdiener des Kaisers, ganz vorzüglich als Gesinnungs-Genosse, wie wir dies später noch näher erörtern werden.

Ob Rudolf schon damals, Mitte 1604, Russworm seine Gnade entzogen, oder ob die Feinde des Marschalls erst später mit ihren verleumderischen Ohrenbläsereien aufgetreten sind und dadurch den Kaiser derart gegen Russworm einnahmen, wie die Folge lehrt, ist ungewiss. Constatiren lässt sich, dass Rudolf, als durch die Ungeschicklichkeit seiner Generale, und namentlich der beiden Freunde Basta und Belgiojoso, (deren einer das Commando in Niederungarn, der andere das in Oberungarn und Siebenbürgen führte) alle Erfolge der früheren Feldzüge auf's Spiel gesetzt wurden, der Fanatismus und die Habgier Belgiojoso's sogar einen grossen Theil der Ungarn und Siebenbürger zum Abfall vom Kaiser drängte, — dass nach all' dieser Misère derselbe wieder an seinen in Unthätigkeit zu Prag weilenden Feldherrn dachte und ihn zum Befehlshaber der wichtigen Hauptfeste Raab bestimmte. Aber auch diese Ernennung war den Feinden Russworms ein Dorn im Auge; es geht solches ganz klar aus dem nachstehenden Briefe desselben an Rudolf hervor.

„Grossmächtigster Kaiser, Allergnädigster Herr!

„Weil augenscheinlich zu spühren, dass E. k. M. Räthe (eines Theils) sich zum höchsten befleissen, mich gänzlich aus E. k. Maj. Diensten zu drängen, in Erwägung, dass alles so von meiner Person vorgebracht wird ihnen entgegen und kein Schluss zu finden ist, da doch meine geleisteten Dienste noch die condition der Person sie hierzu nicht verursachen können, derowegen nichts anders als ein Particular Intresse hierbei zu vermuthen. Es haben E. k. Maj. mündlich und mittelst Decret mir die Vestung Raab (weil sie jetziger Zeit den Herrn Basta im Felde gebrauchen) allergnädigst zu geben, Wie auch Herr von Eckenberg einer Ergözlichkeit abzutreten längst bewilliget. Darauf von E. k. M. befohlen worden, derowegen mit ihm Tractation zu pflegen, E. k. M. allerg. Befehl aber ganz zu entgegen hat der Präsident dem von Eckenberg vertraulich avisirt und angezeigt, wie er Herr von Eckenberg mich selbst berichtet, er soll sich hart halten und von der Festung nicht weichen; ob nun dergleichen E. k. M. Räthe und getreue Diener zu thun gebühret haben E. k. M. allergnd. zu judiciren.

Demnach ich den von Niemand anders als E. k. M. zu dependiren habe, auch ausser dero andere Hilfe und Beförderung nicht suchen thue (weil ich vermeine, dass mein vallor und bisher erzeugte Treue und die Erkenntniss E. k. M. hierzu genugsam) nehme ich auch meine Zuflucht zu deroselben, E. k. M. hiermit allerunterthänigst bittend, da deroselben meine getreusten Dienste länger zu haben, angenehm sind, allergnädigst zu befehlen, dass man mir ohne

längeren Verzug die Ocasion geb und Gelegenheit mache dieselbige wie mein höchstes Verlangen zu (unleserlich), denn obwol bisher die Lieb und allerunt. Treue allein, so ich zu E. k. M. trage, mich aufgehalten, und alle Widerwärtigkeiten, so mir geschehen, vor Schmerzen Ungeduld machen. Würde (da E. k. M. unter dero Judicio so mich nicht zu erkennen wissen mich verlassen wollte) ich diese Angelegenheit darin ich mich befinde, länger auszustehen nicht ertragen könne, sondern gedrungen wäre wider meinen Willen und mit Herzleid meine lang gepflegte Dienste zu verlieren und E. k. M. zu verlassen, bin aber der gänzlichen Hoffnung E. k. M. werden durch Dero hohen erleuchteten Verstand diesen zuvor komen und mich zu Dero Gnad bei meiner lang getragenen Treue zu schützen, auch in dem wozu ich qualificiret zu gebrauchen wissen, auf dass E. k. M. Dienst zur Verhinderung, mir auch zu Spott und Nachtheil ich dergestalt länger nicht aufgehalten werde. In Dero kais. Huld und Gnad ich mich empfehlen thue und verbleibe E. k. M. allerunterthänigster getreuster Diener bis in den Tod. H. C. Russworm."

Von Aussen: „Zu der Röm. kais., auch ungern und böhmisch königl. Maj. meines allergnädigsten kais. Herrn eigenen Hand. —"

Doch nicht blos die hier nicht genannten Feinde des Marschalls, auch der Erzherzog Mathias war ein Gegner der Anstellung desselben zu Raab, da er solches in einem Schreiben an seinen kaiserlichen Bruder für „bedenklich" hält. Die Ursachen gibt der Erzherzog nicht an, will sie aber dem Kaiser später mittheilen. Rudolf jedoch beharrte auf seinem Willen, denn er erwiderte in einem Briefe vom 5. Jänner 1605, dass Russworm seinen Befehl zu vollziehen habe; die Bedenken, welche er, Mathias, hege, möge er ihm nur schriftlich kund geben.

Das neue Jahr brachte für den schwachen Kaiser nur neues Unglück; in Siebenbürgen warf sich Stefan **Bocskay** zum Fürsten auf, Basta verlor Gran, Wissegrad, Weszprim, Palota und Neuhäusel; die Türken streiften sogar bis tief nach Steiermark, den zu Gratz residirenden Erzherzog Ferdinand ängstigend.

Warum wir nun Russworm, statt auf seinem Posten zu Raab, schon im Juli in Prag finden, ist nicht anders als durch die Annahme zu erklären, dass seine Gegner es vielleicht doch durchzusetzen gewusst hatten, ihn nicht nur vom Heere fernzuhalten, sondern auch aus seiner neuen Stellung als Festungs-Commandant zu verdrängen.

Um diese Zeit nun war es, wo das nachstehende Ereigniss sich zutrug, welches in seinem Ausgange für Russworm so fürchterliche Folgen nach sich zog. Es befand sich damals zu Prag der Graf Franz Barbiano de Belgiojoso, ein Bruder des kaiserlichen Generals, welcher wegen Entführung der Frau eines Rechtsgelehrten aus Mailand, wo er früher gelebt, entflohen war. Auf seinen Kopf hatte die Behörde Mailand's einen Preis von 12000 Kronen gesetzt, und diesen konnte selbst ein Verbrecher, mit Befreiung von aller Strafe gewinnen.

Auf diesen Umstand nun gründete ein Verwandter, ebenfalls aus Mailand, Namens Furlani, der wegen eines nicht angegebenen Verbrechens exilirt worden war, den Anschlag, durch das Verderben des Grafen nicht nur jene Summe, sondern auch die straffreie Rückkehr in die Heimat zu erlangen.

Furlani war wohl vertraut mit der Feindschaft, welche zwischen Russworm und dem Bruder Belgiojoso's, dem General Johann, bestand — auch damit dass es zwischen dem Feldmarschall und dem Grafen schon zu bösen Reden, gekommen sei, weil dieser Russworm als ein Werkzeug seiner Feinde verdächtig war.

Als Belgiojoso eines Abends (es war am 29. Juli) sorglos auf der Kleinseite von Prag, in der welschen Gasse, vor den Fenstern der Dame seines Herzens spazieren ging, begab sich Furlani zu Russworm, der eben bei dem Feldmarschall Herberstein [1]) zu Nacht gegessen und wahrscheinlich tüchtig gezecht hatte, und meldete ihm: „Graf Barbiano lauere ihm beim Heimgehen auf.“ Russworm, dem ein solcher Fall gar nicht unmöglich schien, sendete sogleich nach seinen Leuten und um ein Paar Pistolen. Als Diener und Waffe angelangt, brach er von der Tafel auf, früher jedoch, gleichsam als Avantgarde, seine Leute, welche Furlani anführte, voraussendend. Als nun dieselben den Grafen Belgiojoso trafen, redete sie derselbe, ohne irgend etwas Arges zu vermuthen, an; Furlani jedoch antwortete mit einem Pistolenschuss, der ihn am Arme verwundete. Belgiojoso, der gerade kein furchtsamer Mann gewesen sein mochte, zog seinen Degen und trieb die Diener mit grösster Furie auf den eben ankommenden Feldmarschall zurück, welcher nun nicht mehr zweifelnd, dass die ihm mitgetheilte meuchelmörderische Nachstellung auf Wahrheit beruhe, seinen bedrohten Leuten mit gezückter Wehr zur Hilfe eilte. So entspann sich zwischen den Genannten ein blutiger Zweikampf aus dem Stegreif, wie dergleichen damals, bei den unbestimmten Duellformen, zu den alltäglichsten Dingen gehörte. Belgiojoso scheint übrigens ein ganz tüchtiger Raufer gewesen zu sein, denn er setzte trotz seiner Verwundung Russworm so wacker zu, dass er ihm drei gefährliche Stiche gab und fast zu Boden brachte, worauf Furlani, einen günstigen Moment abpassend, den Grafen von hinten durch den Kopf schoss.[2]) Obgleich nun der Handel, so zufällig und mit dem Scheine eines ehrenmässigen Duelles, an Clodius und Milos Tragödie erinnernd, mit den Sitten der Zeit im Einklange stand, und der Kaiser anfangs erzürnt war, dass man seinem Feldmarschall

---

[1]) Alle Quellen sagen Herberstein; auch Khevenhüller, dem Hurter nacherzählt; dieser selbst aber nennt Wenzel Kinsky als Gastfreund.

[2]) Friedrich Hurter, der ehemalige ultramontane, reactionäre österr. Reichshistoriograph, sagt in seiner Geschichte Langs — nebenbei bemerkt Nichts anderes, als eine ihm willkommene Gelegenheit, über das Judenthum schimpfen zu können — dass Russworm Belgiojoso die drei tödtlichen Wunden versetzt hätte, während aus Khevenhüller's Bericht — dem Hurter, wie er Seite 113 selbst sagt, nacherzählte — ganz deutlich Alles so zu entnehmen ist, wie wir es mittheilen. — Hurter flunkerte also wieder einmal in gewohnter Weise.

so nachdrücklich mitgespielt habe, so säumte die welsche Partei doch nicht, das Ohr Rudolfs zu belagern und namentlich hetzte der General Belgiojoso den jeder selbständigen Auffassung unfähigen Herrscher an, seinen Bruder zu rächen, „welcher gegen die unter Edelleuten gebräuchliche Sitte durch Russworm's bestellte Meuchelmörder gefallen sei."

So nahm die Sache plötzlich eine böse Wendung und wurde namentlich dadurch verschlimmert, dass die Italiener noch Klage führten. Russworm hätte sich bei der zweimaligen Belagerung Ofens grosser Fahrlässigkeit schuldig gemacht und so den Türken die Möglichkeit verschafft, Lebensmittel in die stark bedrohte Festung zu bringen.

Obschon Russworm den ganzen Hergang des Ereignisses wahrheitsgetreu schilderte und zu dessen Bekräftigung seine Wunden zeigte, ward er dennoch in das Gefängniss des altstädtischen Rathhauses gebracht. Furlani dagegen hielt man auf seiner Flucht in Brandeis auf und stiess ihn nach wüthender Gegenwehr nieder. Gemäss der barbarischen Sitte jener Zeit ward er auch noch gehängt und schliesslich geviertheilt.

Russworm mochte seinerseits vielleicht auch schon an einen schlimmen Ausgang des ganzen Handels gedacht haben, denn in einem an den Grafen v. Kinsky gerichteten Briefe vom 26. Juli bittet er diesen, dass er, da ihn bedenkliche Ursachen nöthigen, seine zwei Diener wegzuschicken, dieselben für 6 bis 8 Tage in „bester Geheim" auf seinem Schlosse unterbringen möge.

XI. Abschnitt.

Russworm von Philipp Lang verfolgt. — Strenge seiner Haft. — Prozess, Urtheil und Hinrichtung 20. November 1605.

Unter allen Feinden, welche Russworm besass, war der schon erwähnte Kammerdiener Philipp Lang, wenn nicht der einzige, so doch der gewaltigste und einflussreichste; wodurch er sich dessen Feindschaft zugezogen, das ist bis jetzt nicht aufgeklärt. Wäre er für Russworm nicht überhaupt schon ein Gegner gewesen, so würden die Geschenke, welche ihm der Bruder des Ermordeten, der General Belgiojoso,[1]) zugesendet (man sagt 20000 Thaler, gegen welche die 8000 Russworm's natürlich zurückstehen mussten), ihn schon dazu gemacht haben, denn Lang war bekanntlich eine der habsüchtigsten Creaturen.

Auf die Nachricht von Russworm's Verhaftung eilte sogleich sein Bruder Johann Philipp, dann seine Vettern Johann Nikolaus und der Oberst Hieronymus Burkhard nach Prag. Der Feldmarschall mochte recht gut wissen, in wessen Händen, bei des Kaisers trostlosen Geisteszuständen, die Wendung seines Geschickes vornehmlich liege. Daher ermahnte er den Obersten nicht

[1]) Hurter nennt ihn immer „Feldmarschall"; einen Belgiojoso dieses Ranges gab es aber nicht in der österr. Armee.

blos mit den kaiserlichen Räthen, sondern ganz besonders mit Lang zu sprechen, aber er müsse sich dabei „witzig und demüthig" erweisen, denn derselbe hinterbringe alle Worte dem Kaiser; gleichzeitig deutete er an, dass es Langs Schaden nicht sein würde, nähme er sich seiner Sache an. Er bemerkte ferner seinem Vetter, dass man durch den Fähndrich Schadner (damals in Lang's Diensten) Manches erfahren, und derselbe durch eine Vertröstung auf eine Hauptmannsstelle gewonnen werden könnte. Lang mochte jedoch diesmal in dieser Sache nicht recht zugänglich gewesen sein, denn bald nachher liess er dem Obersten Russworm einen kaiserlichen Befehl zukommen, sich baldigst aus Prag zu entfernen, wodurch seinem gefangenen Vetter mit jedem Rath auch jede Verwendung entzogen wurde. Es scheint also mit der angegebenen grossartigen Bestechung Lang's durch Belgiojoso seine Richtigkeit zu haben.

Bei dem Namen, den sich Russworm in Ungarn erworben, erregte seine Verhaftung grosses Aufsehen im Reich; es fiel daher seinem Bruder nicht schwer, mehrere Churfürsten und Fürsten zu vermögen, dass sie sich für denselben bei dem Kaiser verwendeten[1]). Ein Gesandter des Herzogs von Bayern sollte es mündlich thun[2]). Lang aber wusste die Schreiben dem Kaiser vorzuenthalten (so meldete es der Oberst Russworm dem Feldmarschall Grafen v. Althan am 14. November 1608) und jenem jede Möglichkeit, zu dem Kaiser zu gelangen, zu versperren.

Russworm's Haft war eine sehr strenge; es durfte ihn kein Freund besuchen, er konnte keinen Anwalt zu Rathe ziehen, ebensowenig gestattete man ihm ein Schreibgeräthe, und zur Beantwortung einer in lateinischer Sprache abgefassten weitläufigen Anklageschrift (die verschwunden) vergönnte man ihm kaum so viel Zeit, als es nöthig war, um sie übersetzen zu können. Lang, der sich inzwischen häufig mit den Feinden Russworm's verabredete (wie solches auch aus dem 137. Punkte der „Interrogatoria zur peinlichen Frag" bei Lang's späterem Process hervorgeht), nahm den Kaiser noch weiter durch das Vorgeben ein, Russworm habe Anschläge auf dessen Leben gemacht und sich mit den Türken in Correspondenz eingelassen, — Verleumdungen der unverschämtesten Art, und für welche Anklagen nicht der kleinste Beweis beizubringen war. Man kann mit Gewissheit annehmen, dass das Todesurtheil gegen Russworm namentlich auf Lang's persönliches Betreiben erfolgt sei, eben so, dass sich der Feldmarschall hätte retten können, wenn er dem Kammerdiener mehr als die Hälfte seines Vermögens, das ein sehr ansehnliches war, angeboten haben würde. Russworm's Vetter übergab

---

[1]) Dass es auf sein Ansuchen geschehen, sagt Hans Philipp R. in einer Bittschrift an den Kaiser vom 1. März 1606.

[2]) Aus der Absendung dieses Bevollmächtigten dürfte Barthold's Angabe, dass der Herzog von Bayern Russworm in seine Dienste nehmen wollte, oder schon genommen hatte, nicht ganz zurückzuweisen sein, wenn sich auch in den k. k. Archiven hierüber Nichts finden lässt; vielleicht könnten da eher Acten der Münchner Archive Aufschluss geben.

Lang eine Bittschrift an den Kaiser, der Kammerdiener nahm dieselbe dem Überbringer im Vorzimmer ab und trug sie zum Scheine in das Cabinet hinein, kam aber gleich mit der angeblichen Antwort zurück: es sei I. M. Befehl, mit der Urtheils-Vollziehung fortzufahren Es wurde auch gesagt, Lang habe den Kaiser zu unverweilter Unterzeichnung des Todesurtheiles unter dem Vorwande genöthigt, dass Russworm, im Falle er wieder seine Freiheit erlangte, zuverlässig auf Rache sinnen werde.

Russworm war somit unrettbar verloren; von seinem Monarchen aufgeopfert, in die Hände einer hab- und rachesüchtigen welschen Rotte gefallen, an deren Spitze der Tyroler Lang stand, welcher durch seine Macht höchst wahrscheinlich auch den aus servilen Räthen zusammengesetzten Gerichtshof beeinflusste, blieb dem Feldmarschall Nichts übrig, als sich mit dieser Welt auszusöhnen. Als man ihm am 27. November das Todesurtheil in Gegenwart der Richter, des Beichtvaters, einiger Jesuiten, zweier Minoriten, des Bürgermeisters von Prag und zweier Rathsverwandten verkündigte, betheuerte er, tief aufseufzend, dass er an Belgiojoso's Tod unschuldig sei und wegen seiner treuen Dienste und seines vielfach vergossenen Blutes vom Kaiser einen anderen Dank erwartet habe. — Als man ihm noch die Mittheilung machte, dass er nicht wie andere Verbrecher auf dem offenen Markte, sondern vor wenigen Zuschauern im Vorhofe des altstädtischen Rathhauses enthauptet werden sollte, erwiederte er: „wenn er einmal unter der Hand des Nachrichters fallen müsse, sei es ihm gleichgiltig, ob es öffentlich oder geheim geschehe.“ Von dieser Stunde an bis zum Tage seiner Hinrichtung nahm er keinen Bissen Nahrung mehr zu sich, sondern bereitete sich durch Fasten und Beten zu seinem letzten schweren Gange vor; sein Testament mochte er wohl schon früher gemacht haben.

Am 29. November, einem Dienstage, früh wurden auf der Kleinseite Russworm's Hofmeister, Secretär und Stallmeister aufgehängt, dem Ersten eine Büchse, den beiden Anderen zwei Degen an die Füsse gehängt; andere seiner Diener, die nur Zuschauer bei Belgiojoso's Fall waren, büssten in Eisen auf ungarischen Festungen. Gegen 6 Uhr früh begab sich der Scharfrichter auf das Altstädter Rathhaus; Russworm trat aus seinem Zimmer in den Saal, wo vier Diener mit brennenden Fackeln warteten und auf den Fussboden ein schwarzer Teppich mit einem sammtenen Polster gelegt worden war. Als der Marschall, der in der Kleidung der Franziskanermönche erschienen, selbes sah, begehrte er Teppich und Polster wegzunehmen, weil er lieber auf blosser Erde sterben wolle, auch wünsche, dass man ihn nur öffentlich vor allen Menschen justifizire, da er sich seines Todes nicht zu scheuen habe. Hierauf richtete er an den Kanzlisten die Bitte, ihm noch einmal das Urtheil vorzulesen, der sich aber entschuldigte, es nicht bei sich zu haben, worauf Russworm mit gedämpfter Stimme zu sich selbst sagte: „Ich sehe, dass es nicht anders sein wird.“ Hierauf kniete er nieder, betete eine Viertelstunde vor einem auf der Erde liegenden Kreuzesbilde und bat nach verrichteter Andacht alle Umstehenden um Verzeihung, wenn er sie beleidigt hätte. Aber-



mals niederknieend, ersuchte er den Scharfrichter, erst dann zuzuhauen, wenn er das dritte Mal den Namen Jesu und Maria ausgerufen. Es geschah; nach dem dritten Male sagte er noch „Nun!“ dabei den Hals so lange ausstreckend, als er's vermochte. Des Nachrichters Schwert fuhr durch den Hals „mit einem solchen Ton, als ob man etwas pfeifen hörte“, worauf Russworm's Leiche auf das oberwähnte Bild in gleicher Richtung sank, wie er zuvor auf demselben gelegen.

So fiel Russworm's Haupt, das er schon fünfzehn Jahre früher dem strengen Waffenmeister Bassompierre verwirkt, doch unter dem Schwerte des Henkers. Sein Kopf wurde wieder an den Rumpf genäht, in einen schlechten hölzernen Sarg gelegt und auf einer Bahre unter dem Rathhaus-Eingange der Schaulust des Volkes ausgesetzt und erst anderen Tages Abends in der Kirche „Unserer lieben Frau zum Schnee“ (wie es Russworm im Testamente begehrt) bestattet.

Wenige Tage vor seiner Hinrichtung hatte er noch zu einem seiner Wächter gesagt: „Er sei dem Kaiser weit getreuer gewesen, denn Gott selbst, und würde nun doch so übel belohnt.“ — Als Hassler, einer der Agenten Lang's, diesem den Bericht des vollzogenen Urtheiles überbrachte, rief er frohlockend aus: „Auf diese Art muss ich meine Feinde züchtigen! Schade er mir ferner!“ Einst, bei einem Male rühmte er sich vor seinen Gästen ungescheut: „Leicht hätte der Kaiser Russworm das Leben geschenkt, aber ich habe es nicht gewollt.“

Aus allen diesen Äusserungen und dem früher erzählten Benehmen Lang's geht klar und unanfechtbar hervor, dass Rudolf II. von seinem Kammerdiener hintergangen wurde, und dass Russworm's Tod vorzüglich auf dessen Rechnung zu setzen ist; seinem bösen Einfluss auf den siechen Monarchen und der Herrschaft der Italiener ist der deutsche Heerführer erlegen.

Merkwürdig bleibt endlich die Thatsache, dass des hingerichteten Feldmarschalls Process nirgends aufzufinden ist, und dass man bei der Ungerechtigkeit des richterlichen Vorganges und Urtheiles wohl annehmen kann, dass derselbe nachher einfach vernichtet wurde[1]).

Die Zeitgenossen waren darin einig, dass Russworm wegen seiner gewaltthätigen Sinnesart, die mehr als einem Menschen das Leben gekostet[2]), den Tod wohl verdient habe; aber sie waren auch wieder entrüstet, dass ein

---

[1]) Ähnlicher Ansicht ist auch Dr. v. Meiller, dem wir ferner die interessante Notiz verdanken, dass unter all den reichhaltigen Lang'schen Acten dessen Process ebenfalls fehle.

[2]) Francisci und Ziegler sagen: „17“; vielleicht befinden sich darunter einige im ehrlichen Kampfe erschlagene Feinde; man darf übrigens nicht vergessen, dass die damalige Zeit sich ganz besonders durch derlei Raufhändel hervorthat; Carl Mannsfeld, einer der Lehrmeister unseres Russworm, erstach u. a. den Obersten Staub während des Tischgebetes, und zu den Opfern seines Jähzornes gehört sogar seine dritte Gemalin.

solches Urtheil wegen des Falles mit Belgiojoso durch den Nachrichter vor sich gegangen sei, da der eigentliche Mörder und Urheber der That Furlani und nicht Russworm war. Graf Franz Christoph Khevenhüller, der Minister und Geschichtschreiber Ferdinands II., ein in alle Geheimnisse jener Zeit eingeweihter Schriftsteller, erklärte schon damals den kühnen tapferen Helden Russworm, welcher in Ungarn so ansehnliche Dienste verrichtet und ritterlich wider die Türken gefochten, für unschuldig und schreibt seinen tragischen Ausgang der Missgunst „Etlicher, die ihn um sein Glück beneideten und denen er im Wege stand", zu [1]).

In einem alten, dem 17. Jahrhunderte entstammenden Werke, das Bruchstücke eines Manuscriptes bringt — fanden wir auch über den Grafen Belgiojoso nachstehende Notiz, die auf den Charakter des Genannten ein trauriges Licht und auf Khevenhüller's Meinung das der Bestätigung wirft. Dort heisst es: „J. J. B. v. Belgiojoso war den Ungarn und Siebenbürgern ein Dorn im Auge und ein gar blutgieriger Herr, der dem Kaiser Rudolf übel diente, dass er so tirannice mit Köpfen, Hängen und Erhungern lassen die katholische Lehre in Ungarn gepredigt. Soll auch des Russworm Blut, der seinen Bruder im ehrlichen Zweikampfe erstochen und nachmals enthauptet worden, auf der Seele haben, und hat sich endlich wegen seiner Grausamkeiten ad res privatas zurückziehen müssen."

Wie vor mehr als anderthalb hundert Jahren Kaiser Friedrich III. die Übereilung seiner Rathgeber hoch zu bedauern hatte, welche Andreas Baumkircher, einen der grössten Männer seines Jahrhunderts, auf das Schaffot lieferte, so konnte jetzt Rudolf II., der „sich ganz inne gehalten und fast Niemand gehört habe", — selbstverständlich ausser Lang, der Schaar der übrigen Lakaien und unteren Hofbedienten [1]), wie der Welschen — welche Alles zu verdecken und beschönigen wussten, Reue fühlen; sein späterer Nachfolger (und Zeitgenosse), Ferdinand II., hat daraus keine Lehre gezogen: sein bester Feldherr, der deutsche Wallenstein, fiel auch durch eine welsch-jesuitische Partei, und durch seine Beseitigung — da seine Nachfolger im Ober-Commando Nullen waren — erlag auch schliesslich das Haus Habsburg dem der Bourbons.

Die Hinrichtung des ersten kaiserlichen Feldherrn wegen eines bürgerlichen Criminalvergehens — das ihm, strenge genommen, gar nicht zur Last fällt — war übrigens nicht der einzige unsinnige Justizstreich und die einzige gräuliche Gewalt- wie Bluthat aus den Tagen Rudolfs II., da deren noch viele nachgewiesen werden können; jedenfalls büsste der Kaiser die That seiner Umgebung, denn es währte nicht lange, so brachen die verhängnissvollen

---

[1]) Khevenhüller scheint also der „nähere Zusammenhang von Russworm's Hinrichtung nicht so ganz verborgen geblieben zu sein", wie Hurter sagt; auch erwähnt er noch, dass Rudolf seinen Feldherrn „pardonnirt" hätte, die Praktiken der Feinde desselben würden ihn aber zur schnellen Execution veranlasst haben.

Zeiten über ihn herein, in welchen er die treuen und entschlossenen Diener ganz entbehrte.

XII. Abschnitt.

Russworm's Verhandlungen über seine Nachlassenschaft. — Sein Charakter, Äusseres. — Ende Philipp Lang's, Belgiojoso's und Basta's. — Russworm's Familie.

Unter den Acten des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives findet sich kein eigenhändig abgefasstes Testament Russworm's vor, wohl aber eine durch den kais. Notar Mathias Arnoldius beglaubigte Abschrift desselben, deren Inhalt er am 15. April 1606, in Gegenwart der angegebenen Zeugen, dem Obersten Russworm vorzulesen hatte. Zum Vollstrecker seines letzten Willens hatte der Feldmarschall nicht seinen Bruder Hans Philipp, sondern seinen Vetter, den schon öfter erwähnten Burkhard, kais Obersten, bestimmt, vielleicht wohl darum, weil sich derselbe in Österreich und in einflussreicherer Stellung als der Bruder — der sich zu Frauenbereitungen im Herzogthum Coburg aufhielt — befand.

Der Inhalt der besagten Testaments-Abschrift lautet wie folgt:

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, Amen, kund und offenbar und zu wissen sei Allermänniglich dies offene Instrument das den Jahr nach Christi unseres lieben Herrn und Seligmachers Geburt im 16 hundert und 6., in der vierten Römer Zins Zahl bei Riegierung und Berechnung des allerdurchl. grossmächtigsten unüberwindlichsten Fürsten und Herrn Herrn Rudolf des anderen dieses Namens, erwählter römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches in Germanien, Ungarn, Böhmen, Dalmatien, Croatien und Slavonien Königs, Erzherzog für Österreich, Herzog zu Burgund, Steier, Kärnten, Krain und Würtemberg, Graf zu Habsburg und Tyrol, S. k. M. Reiche des römischen im 31. des hungarischen im 34. des böhmischen auch im 31. Jahre Samstag den 15. des Monates April um ein Uhr Nachmittags, in des wohlgeborenen Herrn H. Friedrich Hoffmanns Freiherrn Behausung, so auf der Kleinen Stadt Prag gelegen in der Flur Stuben auf der linken Hand, der edel und gestrenge Herr Burkhardt Hieronymus Rosswurmb Obrister, vor mir zu endbenannten kais. Diener und Notar, auch den hiezu insonderheit berufenen Gezeugs Persönlichkeiten erschienen ist, und angezeigt hat, demnach höchst ermeldet Ihr Kais. und Kö. Mj. dero Kaiserlich Richter, Bürgermeister und Rath der Alten Stadt Prag durch ein kais. Decret allergnädigst auferlegt und befohlen hatte, Alles dasjenige was dem wegen weyland dess auch Edlen und gestrengen Herrn Hermann Christoph Russworm, der Röm. kais. Mj. gewesener Kriegsrath und Oberster Feldmarschall in Ungarn, für letzten willens und von ihm öffentlich gemachtes Testament Núncupatini halber, wissend wahr vor Notarien und Zeugen gebührliche Zeugniss zu geben, als wollte er mich tragenden Amtes erinnert ersucht und beinebens gebeten haben, mit obgedachten kais. Richter, Bürgermeister und Rath zu verfügen, dieselbe diessfalls

im h. röm. Reich erblichen Brauch nach abzuhören, deren Aussagen fleissig adnotiren, darüber ihm eins o. mehr offene Instrumenta in authentica ac m . . Imperio usitata forma zu verfassen und ihm mitzutheilen.

Welches ich des tragenden Amtes halber zur Steuer der Wahrheit nicht abschlagen konnte noch solte, sondern mich alsobald neben und mit zur Endt geschriebenen Zeugniss, dass Edler, ehrenfester und wohlweiser Her Peters Nierhafs von Halbersberg, der Zeit Bürgermeister der alten Stadt Prag Behausung, bei den fünf Kronen genannt, in der Schwebelgasse gelegen, in der Hauptstube gegen den Hof, allda auch neben und mit ihm Herr Bürgermeister die auch edle ehrenfeste und wohlweise Her Hanns Kirchmair von Reichwitz der röm. k. M. Richter Herr Johann Kukla von Tannenberg und Ludwig Schleiffer von drei Mörsers, beide Rathsverwandte, der alten Stadt Prag, mehr höchst ermeldeter Ihrer kais. Maj. angeschafften Allergn. Willen und Befehl ein gehorsamstes genüge zu thun zusamen komen und (nachdem sie meiner ankunft Ursache vernommen) dass kais. Decret neben eingeschlossener obg. Herrn Burckhard Hieronymus Russworm Supplicat, in Gegenwart meiner als k. Notar und Zeuge, öffentlich abgelesen und darauf dasjenige so ihm von obgen. letzten Willens und Testament wissend einhellig deponirt und ausgesagt wie folgt:

Als nämlich und fürs erste hat obberührter Herr Hermann Chr. Russwormb seeliger, bei habender guter Vernunft und Verstand in Gegenwart ihres und anderer christlicher Personen, als Patre Andre Neubauer und P. Johannis Laban, beide Sacerdotum Societatis Jesu, Wenzeslavi Gellinek und Martin Dolary, welche beide nicht Priester gewesen, Item fratris Alfons de Requesens Commissari generalis ordinis Minorum Regularis obseruantiae per Germaniam Hungariam und Fratris Egidi Smaút Praesidentis Conuentus S. Maria ad Niuos desselben Ordens alhier auf der Neustadt Prag öffentlich um Gotteswillen gebethen sintemal ihm weder Feder, Papier noch Tinte zugelassen worden, dass sie dieses seines letzten Willen und Testamentes wo es die Nothdurft erfordern würde Zeugniss sein wollten, insonderheit aber des kais. Richters und Rath ihres tragenden Amtes erinnert und angegriffen, darauf mit hellen klaren Verstand und vernünftigen Worten für seine Erben eingesetzt mit Namen und Zunamen genannt und haben wollen: Burkhard Hieronymus Russwormb Obrister, seines Vetters, welcher der Zeit zu Prag wäre, sowohl sammt (jedoch mit diesen ausdrücklichen Worten dafern höchst erwähnte Ihre kais. M. solches allergnädigst zugebe und ihm erfolgen zu lassen geruhen wollte) des baaren Geldes so sich in die achtzig oder neunzigtausend Gulden erstrecken möchten. Was aber die liegenden Gründe und unbeweglichen Güter anlange verschaffe er seinen Bruder, es soll aber obgedachter sein Vetter und uns Erbe von den angeregten Summen auf arme Leute 10000 fl. zuwenden (dieselben aber seines Gefallens auszutheilen haben) schuldig und verbunden sein, vordem aber den Franziskanern zu Wien 2000 fl. zuvörderst geben, welche sie doch nicht ausgeben, sondern zu anders ihrer Nothdurft anwenden sollen. Zum andern seinem Vetter, welcher

zu der Zeit in Frankreich wäre, damit er in seinen Studien erhalten, in der katholischen Religion erzogen werde[1]) und fremde Sprachen erlernen könne, auch 10000 fl., fürs dritte den Franziskanern hier bei unserer lieben Frau ad Niures zur Erbauung ihres Klosters 3000 fl., der Jungfrauen bei S. Anna zum vierten 1000 fl., item der Kirche zu St. Thomas hier auf der Kleinseite 500 fl. dem Pater Andreas 500 fl., insonderheit aber soll mehr gedachter sein Vetter und Erb eine Kirchen zu Ehren des h. Erzengels St. Michael erbauen lassen, und darauf 12 o. 15000 Gulden anwenden und was alsdann von dieser Summe übrig verbleiben würde, dass soll er gar nicht zu seinen Nutzen gebrauchen, sondern dann die Tage seines Lebens armen Leuten mittheilen und keinen leer von sich gehen lassen. Und im Falle wider alles gehorsamstes Verhoffen Ihre k. M. ihm obgedachte Summen nicht verabfolgen lassen wollten, so mache er nachfolgende Ordinanz oder Disposition, dass ofterwähnter sein Vetter und Erbe (inmassen er das wohl wisse, wo ers nehmen soll) von anderer seiner Verlassenschaft den Franziskaner hier bei unserer lieben Frau ad Niures 500 Gulden fürs erste, zum andern der Jungfrau bei St. Anna 500 fl., den Franziskanern in Wien 1000 fl., den armen Leuten 2000 fl. (welche er gleichfalls seinem guten Bedenken nach austheilen mag) zu geben schuldig sein soll. Ferner den Franziskaner ad Niures allhier verschaffe er seinen Teppich und etliche Büchlein, welche er bei sich in der Custodien gehabt. Sein Leib soll auch allhier in der Franziskanerkirche bei unserer lieben Frau auf der Neustadt begraben, dazu ein Gewölb vor dem Altar erbaut und ein Marmorstein darauf gelegt werden[2]).

Hierauf und dieweil ich Mathias Arnoldinus von Driesch aus dem Erzstift Trier gebürtig, der röm. kais. Mjst. Diener bei deroselben böhmischen Kanzlei und aus kaiserlicher Macht ein offener geschworener Notarius diess in diess gegenwärtige Instrument einverleibt obgedachten Herr Hermann Christof Russwurmb seliges, Testament und letzten Willens-Verordnung Satzungen, Legat und Erbsatzung Haeredis Institution samt allen und jeden anderen abgeschriebenen Dingen von denen mehr berührter H. kais. Richter Bürgermeister und Rathsgenossen der k. Hptstadt und Alten Stadt Prag selbst gehört und in Gegenwart der zu Ende benannten Zeugen diese ihre Aussag alles Fleisses ad notam genommen, hierum so habe ich dieses offene Instrument darüber begriffen und aufgerichtet, dasselbe mit meiner eigenen Hand, Tauf- und Zunamen geschrieben und unterschrieben, wie auch zu mehrerer Be-

---

[1]) Wann Russworm zur katholischen Kirche übertrat, vermögen wir nicht anzugeben; möglich auch, dass er von Haus aus schon dieses Glaubens war. Die Franziskanerkirche zu Wien dankt ihm schon 1603 Beiträge zu ihrer Ausstattung. Hurter ist der Meinung, dass Russworm's Bruder nicht protestantisch war. Der Feldmarschall wollte auch während der Türkenkriege einige Capuziner bei der Armee haben, wodurch der berühmte Laurenz von Brindisi dahin kam und durch entflammende Worte und Muth viel zum Siege von Stuhlweissenburg beitrug.

[2]) Sowohl unsere eigenen Nachforschungen, als jene des Herrn J. Wenos, k. k. Beamten, blieben in diesem Punkte ohne Resultat; im heutigen Kloster U. l. F. im Sch. ist alle Spur des Erblassers verwischt.

kräftigung dieses alles mein gewöhnlich Insiegel und Notariat Zeichen aufgedrückt. Geschehen in der königlichen Stadt Prag in obge. H. Bürgermeisters Behausung, im Jahr Tag Monat kaiserlicher Regierung und Judiction wie oben gemeldet, in Beisein der ehrenhaften und ehrbaren Jobstes Barreuter, Gastgeber der Kleinstadt Prag, Martini Tectandri Bürger und Barbier der Altstadt und Hans Valentin Schell Bürger und Schneider der Altstadt Prag als Zeuge hiezu insonderheit gebeten und berufen.

Mathias Arnoldinus
a Driesch Nots. Caes. in
fidem vogats.

Oberst Russworm liess dieses Testament durch die böhmische Canzlei anerkennen und händigte dem Oberstkammerherrn, Freiherrn von Slavata, eine Bittschrift an den Kaiser ein, er möge demselben seine Zustimmung geben. Lang, der wahrscheinlich in der Verlassenschaft eine reiche Beute bereits in seinen Händen glaubte, verhinderte auch diesmal wieder die Überreichung. Wie nachher der Oberst die geheimen Räthe um Verwendung anging, hiess es: sie wüssten nicht zu helfen, er müsse sich an Lang wenden. Mit Widerstreben fügte sich der Oberst dem Unvermeidlichen, erhielt aber sammt seinem Anwalt von jenem anfangs die trotzige Abfertigung: „er wolle mit den Russworm'schen Sachen Nichts zu schaffen haben!" Bei einem zweiten Versuche warf ihm der Kammerdiener vor: wie er höre, so messe er die Schuld der Hinrichtung seines Vetters ihm bei; aber nicht er, der Obersthofmeister von Liechtenstein, der Hofmarschall von Breuner, der Geh. Rath von Hornstein hätten dieselbe verlangt. Erst als der Oberst sich herbeiliess, ihn um Verwendung wegen der Verlassenschaft seines Vetters bei dem Kaiser zu bitten[1]), ward er glimpflicher und fragte, ob sich darunter viel Gold befinde? Jener bemerkte: etwas Silbergeräthe sei dabei. Lang wünschte hierauf dasselbe zu besichtigen. Als dieses geschehen war, erbot er sich zu dessen Ankauf, machte aber ein höchst geringes Anbot, mit dem Bemerken: es wären ja nur schlechte Sachen. Russworm, der ohne Erfolg schon viel Geld in Prag verzehrt hatte, nahm Langs Äusserung als einen Wink und erblickte in dessen Berücksichtigung das Mittel zu seinem Ziele zu gelangen. Er bot also dem Kammerdiener eine Kiste voll Silbergeräthe (deren Inhalt ist Stück für Stück angegeben), im Werthe von mehreren 1000 Gulden und seinem Weibe zwei grosse silberne Kannen zum Geschenke an. Das war aber für Schufterle Lang noch immer nicht genug, denn er verlangte noch 3000 Gulden dazu, die Russworm schliesslich auch noch hergab.

Der Oberst konnte sich des ihm Zugedachten nicht unangefochten erfreuen, denn es trat ihm, in der Person von des Feldmarschalls leiblichem Bruder

[1]) Aus den Verfügungen in den Gedenkbüchern der Hofkammer sieht man, dass trotz des Testamentes Confiscation eintreten sollte; so heisst es unter dem 23. April 1606: Die 8000 fl. bei der niederösterr. Landschaft (welche dem Feldmarschall diese Summe schuldete) sollen zur Bezahlung der Wallonen verwendet werden.

ein Widersacher auf, und dauerte der Process bis in das Jahr 1610, ohne jedoch für Hans Philipp von Erfolg zu sein. Nach dem Sturze Lang's verfügte sich der Oberst sogleich nach Prag; mit der Meldung hievon an den Kaiser, berichtete er, dass er nicht umhin könne, aus allem dem, was ihm früher und später vorgekommen, zu sagen, wie Lang aus Neid und schändlicher Gewinnsucht seinen Vetter verfolgt habe. Er bitte nun den Kaiser nicht nur um Revision des Urtheiles, sondern auch um Bestrafung Lang's, sowie um die Anordnung, dass derselbe gezwungen werde, dasjenige, so er ihm herausgepresst, wieder zurückzugeben.

Was den ersteren Punkt betraf, hütete man sich wohlweislich ihm nachzukommen, bezüglich des letzteren ward der Oberst befriedigt.

Wenn der Grundsatz richtig ist, dass die Physiognomie eines Menschen gleichzeitig ein verlässliches Mittel sei, auf dessen geistige und moralische Anlagen schliessen zu können, so muss derselbe von dem Biographen Russworm's umsomehr ausgebeutet werden, als sich von dessen Charakter nur jene Andeutungen erhalten haben, welche schon im Verlaufe der Darstellung seines Lebens gebracht worden sind. Aus ihnen und der Entzifferung oder Auslegung des äusseren Menschen versuchten wir nun das nachstehende Bild zu fixiren.

Russworm scheint ein gut gewachsener, grosser und kräftiger Mann gewesen zu sein; auf seinen breiten Schultern sass ein wohlgeformter Kopf, mit einem schönen Gesichte[1]. Eine hohe Stirne, die trotz aller Lebenslust des Eigenthümers auch von Denken zeugt; klare, klug und feurig darein sehende Augen sind eine besondere Zier desselben, das länglich geformt, nicht zu voll, aber auch nicht zu mager war; der Zug um den Mund spricht ebenso für Entschlossenheit als Sinnlichkeit: Russworm's Lippen mochten viel und gerne geküsst haben, aber auch ebenso gerne — geküsst worden sein. Den Scheitel bedeckt gekräuseltes Haar in nicht übermässiger Fülle, er trug einen Schnur- und Kinnbart, sowie einen kleinen sogenannten Mouche; sein Kinn war mehr spitz als rund; die ganze Physiognomie gleicht auffallend jener Wallenstein's in jüngeren Jahren, nur ist sie offener, freundlicher und von Gutmüthigkeit durchwoben. Man kann in ihr einen ebenso genialen wie männlich schönen Ausdruck finden.

Russworm darf wohl kein grosser Feldherr genannt werden; das liess schon die damals überaus mangelhafte Heeresbildung in Österreich nicht zu; man konnte mit einer solchen Armee zwar recht tapfere Thaten ausführen, aber keine genialen strategischen oder taktische Züge, wozu übrigens auch schon von Haus aus die Conception fehlte; erst das Auftreten Gustav Adolfs bezeichnet in der Leitung des Krieges eine grossartige und entscheidende Wendung. Nichtsdestoweniger bleibt Russworm unter den damaligen Heerführern

[1]) Das Bild befindet sich in dem sehr seltenen Buche des Dominicus Custodis: „Atrium heroicum", einem sehr geschätzten Kunstwerke aus dem 1. Jahre des 17. Jahrhunderts. Russworm ist demnach 5 Jahre vor seinem Ende abkonterfeit worden.

Österreich's einer der Besten; es fehlte ihm nicht die Schule, noch die Kühn- und Raschheit in der Ausführung der Pläne.

Seine Lebensweise entsprach leider nicht den geistigen Anlagen: der Einfluss des dreifachen W: „Wein, Weib und Würfel" machte sich nur zu oft störend in dem moralischen Lebenswandel eines so hoch gestellten Mannes geltend, und eben diesem Einfluss unterlag er auch. Gemäss der Sitte jener Zeit ward ihm auch daraus schon im Horoscop sein Ende geweissagt. Ein gewisser Graf von Flisco schrieb nämlich ein sogenanntes „gelehrtes Tractätlein" [1]), in welchen er ihn so lange als „gefeit" gegen jede Waffe erklärte, als seine Mutter leben würde; er muthmasset „aus den Betrachtungen des Gestirnes", solches sei durch des Teufels Künste geschehen. Das Horoscop lautet: „Hic (Roswurmius) propria manú confodit 24 homines [2]) et salvus semper fuit quamdiu Mater supervixerat: ita, ut a nulla amorum genere offendi potuisset: quod magicis artibus hoc factum sit, demonstrant Cauda cum Marte in Geminis et Caput cum Sagittario ex Jove, Venere, aliisq; in septima singulari Victoria."

Russworm war ein Mann, der alle Fehler seines Zeitalters und einer sittlich noch ungebändigten Natur mit den meisten Eigenschaften eines Helden vereinigte. Sein Glück wie sein Untergang lag in ihm und seiner Zeit. Auch das Makelhafte in seinem Charakter, obwohl es sein Andenken trübt und befleckt, war weit entfernt von der zähen, raffinirten Gemeinheit moderner Wüstlinge. Dasselbe Gericht jedoch, welches über die sichtbaren Fehler Russworm's aburtheilt, die Geschichte, verdammt auch für immer List und Gewalt seiner Ankläger und Richter [3]).

Nun noch einige Andeutungen über das Ende der drei hauptsächlichsten Feinde Russworm's. Philipp Lang's vielfache und unerhörte Missethaten, Bestechlichkeiten, Diebstähle, Verleumdungen u. s. w. kamen endlich an's Licht; er wurde am 1. Juni 1608 in's Gefängniss geworfen und starb bald darauf, bevor noch sein Process, der die schmachvollsten Thaten an's Licht förderte, beendet wurde.

Belgiojoso, von welchem wir schon erwähnt, dass er in Ungnade gefallen, musste Österreich verlassen und kehrte wieder nach Spanien zurück. Er starb 1626 kinderlos zu Lüttich als Gouverneur.

Georg Basta starb, grosse Reichthümer hinterlassend, 1606 [4]) nach einer

---

[1]) Alle unsere Forschungen nach diesem Tractätlein blieben vergeblich; es wäre jedenfalls interessant zu wissen, ob der Herr Graf so klug gewesen, Russworm das Horoscop vor 1605, oder nach seinem Tode zu stellen.

[2]) Der Graf lässt ihn also um 7 Menschen mehr tödten, als die beiden, Seite 201 genannten Autoren.

[3]) Wie Baumkircher's und Wallenstein's tragisches Ende Kalchberg und Schiller zur dramatischen Darstellung begeisterte, so benützte Breier das Ende Russworm's zur Abfassung eines Romanes.

[4]) Alle von uns durchgesehenen Biographien, wie Schweiger's, Barthold's Notizen des militär. Lexicon, Hardegg's Kriegsgeschichte, Reillis Biographien etc., bringen falsche Jahreszahlen über Basta's Eintritt im österr. Heer, denn sie geben denselben viel zu

üppigen Mahlzeit vom Schlage gerührt; in Ungarn und Siebenbürgen blieb sein Name ob seines Geizes und seiner Grausamkeiten als fanatischer Verfolger der Protestanten nur mit Fluch beladen (selbst noch heute) im Andenken. Während ihn der Vorwurf trifft, durch diese Eigenschaften einen bedeutenden Antheil an den sich immer wieder erneuernden Aufständen zu haben, kann man Russworm mit Recht den wichtigen Anspruch vindiciren, zur Erreichung eines so schönen Zieles, als ihn der Friede bot, sehr viel beigetragen zu haben.

Des Feldmarschalls Familie, gehoben durch den Namen eines ihrer Mitglieder, tritt im 17. Jahrhundert nicht in die Dunkelheit zurück; zwei seiner Verwandten, der schon erwähnte Oberst Burkhard Hieronymus [1]) und Homert Russworm zeichneten sich in Ungarn aus. Ein Bernhard Russworm erscheint 1604 als Oberst über 1500 Mann zu Fuss. Ein Hans Georg des Geschlechtes war 1648 General und Commandant von Schorndorf in französischen Diensten. Barthold's, am Schlusse seines 1837 geschriebenen Aufsatzes gethane Aufforderung, etwaige Nachkommen des Feldmarschalls möchten ihm über so manche dunkle Lebensverhältnisse desselben Nachricht geben, scheint unerfüllt geblieben zu sein; mehr wurde wenigstens seither nicht veröffentlicht, und so ist es auch ungewiss, ob die Familie in unsern Tagen noch fortblüht.

Da uns zu dem im folgenden Capitel gebrachten Memoire Russworm's die Anhaltspunkte fehlen, um welche Zeit dasselbe (1602 oder 1603) geschrieben, so fügten wir es gleichsam als Anhang bei. Es ist ob der zu jener Zeit im Heere herrschenden religiösen Spaltung und Russworm's entschieden ausgesprochenem katholischem Sinn von grossem Interesse.

Anhang.

Allerunterthänigste Memoria zu dem österreichischen Ungehorsam.

Vors erste ist es ein grosser Ungehorsam und Verkleinerung E. k. M. Autorität, dass die Verordneten auf E. k. M. Bestallung und Namen ihre Regimenter nicht wollen richten oder werben lassen, da doch das ganze Reich und alle Stände ihr gehorsamstes Vertrauen in E. k. M. setzen und alle ihre Güter Deroselbigen allergnädigstem Willen unterordnen.

Item sind ihre Verordnete über Warnung E. k. M. hinterlassenen Statthalter und Räthe hereingezogen in Religionssachen zu tractiren.

Den Herrn Wolf von Hofkirchen, welcher für ihr lutherischer Papst gehalten wird, haben sie zu einem Verordneten gemacht, und auch auf den Reichstag zu Regensburg geschickt wider E. k. M. bös öffentlich zu protestiren. Es ist auch seine Intention zum Markgrafen von Anspach gestanden

---

spät an. Schon 1595 wird er zum Obersten vorgeschlagen, und 1596 erscheint er als „Oberstlieutenant“ des FM. Schwarzenberg neben Tilly in den Or.-Acten des k. k. Kriegs-Archives.

[1]) Nicht Burkhard und Hieronymus, wie Barthold sagt. (Seite 140.)

und glaube, dass dessen Tod nicht ins Mittel kommen wäre; sie hätten einen guten Willen eine Rebellion zu erwecken, oder aufs wenigste die jetzige Reichsbewilligung zu conditioniren nichts einwenden lassen, wie mir denn dieser ihr böser Anschlag von H. von Buchem (Puchhaim?), welcher jetzt katholisch, ofenbart wurde. Damit E. k. Mjst. ihre Vorsätze und böse Intention aber noch besser verstehen mögen, ist wahrhaftig und zu bezeugen, wie wir vergangenen Sommer unter Ofen gelegen, dass die vornehmsten Weiber, auch etliche Männer zusammen gekommen, und ihre gewissen Stunden zum Gebeth gehabt, auf ihren Knieen gelegen und Gott wider E. k. M. und dero Kriegsvolk angerufen. Wissentlich ist auch, dass sie eigene verordnete Religions-Räthe unter ihnen aufgeworfen haben, daraus anders nicht zu schliessen ist, als dass sie ihr Regiment allein in vorfallenden Gelegenheit wider E. k. M. selbsten zu gebrauchen in Willen sind.

So ist in allen Weg rathsam den Unglück zuvorzukommen, und dieses rebellische Verbündniss und Räthe zu brechen, auch die Gelegenheit, so sie jetzt selbst zu ihrer Strafe an die Hand geben, nicht zu versäumen.

Nicht unbillig werden die Verordneten, so proprio motu sich E. k. M. allergnädigsten Willen widersetzt, ihres Amtes entsetzt und katholische an ihre Stelle genommen; da aber E. k. M. mit mehr Straf verfahren wolten, haben sie Häls und Güter verloren. Der Oberst hat mehr der Verordneten Muthwille, als E. k. M. Bestallung und Befehle in Acht genommen und E. k. M. Bestallung und Reverse ohne Werbung des Volks wieder zurückgeschickt. Ob es mir wohl leid für ihn ist, dass er diesen grossen Fehler begangen, kann ich doch wegen meines Gewissen kein andern, sondern spreche, als dass ihm und das Land zu straffen, dass Regiment genommen, und alsobald einen fremden oder doch katholischen gegeben werde, der da nicht des Landes sondern E. k. M. Diener sei, dazu ich vorschlag H. Tilly, Hans v. Mollard oder da es E. k. M. mir allergnädigst schaffen werden, weil ich dieses Regiment hintangesetzt des Landes und aller andern Ungunst, selbst richten.

Alles dieses geschieht von mir zwar ohne gehorsamstes Massgeben, allein weil es E. k. M. Autorität, Respekt und Wohlfahrt also erfordert, hab ich solches aller unterthänigst zu avisiren nicht übergehen können, und dabei warnen wollen, dass E. k. M. hinfür bei Vermerkung dieser starken Ketzerischen Verbündniss mit Besetzung dero ansehnliche Dienste sich allergnädigst zu hüten wissen. Denn ob wohl viel von wegen grossen Präsenten und Geldschenkung E. k. M. diese Sache und dergleichen schlecht machen, stekt doch mehr Falschheit und Unruh dahinter als man vermeint, welches bei Zeiten alles zu remitiren ist. E. k. M mich in aller unterthgst. gehorsam empfehlend E. röm. k. M. allergetreuester Diener bis in den Tod: Russworm."

Vorlesungen über Einfachheit und Sicherheit in der Kriegführung

gehalten im k. k. Militär-Casino zu Wien

von **Friedrich v. Fischer,** Oberst im k. k. Generalstabe.

I. Vorlesung.

Die Correspondenz Napoleon's I.

Ich habe die Absicht gehabt, einen Satz über Kriegführung, der sich in der Correspondenz des Kaisers Napoleon I. findet, zum Gegenstande einer näheren Untersuchung zu machen. — Der Stoff wuchs mir aber unter den Händen, namentlich dadurch, dass ich beim Nachblättern in dem Bande, welcher den obgedachten Satz enthält, auf allerlei sehr interessante Bemerkungen des Kaisers stiess, an denen ich nicht vorübergehen zu dürfen glaubte, ohne sie zu notiren. Es ergab sich so eine Folge von Aussprüchen, die mir geeignet schienen, eine wenn auch nur dürftige Idee von der Correspondenz des Kaisers selbst zu geben, und da dieselbe ihrem Wesen nach nicht allgemein bekannt sein dürfte, so bin ich so frei, für heute Einiges über diese Correspondenz vorauszuschicken, bevor ich an die Entwicklung eines derselben entnommenen Themas gehe, und dies um so mehr, als die in Paris ausgegebene Correspondenz Napoleon's I. unter den Werken der neuesten Militär-Literatur weitaus den wichtigsten Platz einnimmt.

Die Veröffentlichung dieses merkwürdigen Geschichtsmaterials begann im Jahre 1858 und ward heuer (1869) beendet.

Es bedurfte also mehr als 11 Jahre fortgesetzter Arbeit, um alle von der Hand des Kaisers oder auf dessen Anweisung von seinen Generalstabs-Chefs oder seinen Staats-Secretären ausgegangenen Befehle, Noten und Instructionen jeder Art zu sammeln, zu sichten und in Druck zu legen.

Die Correspondenz umfasst 28 Bände von circa 600 enggedruckten Seiten mit über 22.000 Schriftstücken, die mit dem 25. October 1793 (Toulon) beginnen und mit dem 4. August 1815, dem Proteste gegen die Internirung des Kaisers auf St. Helena, enden.

Dazu kommen noch 6 starke Bände jener bisher unter dem Namen der Memoiren von St. Helena bekannt gewesenen Dictate Napoleons, die, gesichtet, geordnet und von allen fremden Zusätzen gesäubert, vor 2 Jahren unter dem Titel „Commentare Napoleon's I.“ erschienen sind.

Welche Absicht immer mit dieser von Napoleon III. angeordneten Arbeit verbunden gewesen sein mag, gewiss ist, dass dieselbe einerseits das

grossartigste Denkmal ist, das diesem ausserordentlichen Manne hat gesetzt werden können, und dass sie anderseits dem Staatsmanne wie dem Militär die reichhaltigste Quelle der Belehrung in jeder Richtung sein kann.

In den Commentaren des Kaisers kömmt der Satz vor: „Führt den Krieg offensiv wie Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolph, Turenne, wie der Prinz Eugen und Friedrich, lest und leset immer wieder die Geschichte ihrer 88 Feldzüge, bildet Euch nach ihnen, das ist das einzige Mittel, ein grosser Feldherr zu werden und die Geheimnisse der Kunst zu ergründen. Euer so aufgehelltes Genie wird Euch dann Alles verwerfen lassen, was den Grundsätzen dieser grossen Männer entgegen ist."

Nennt er sich nun auch nicht unter Jenen, deren Studium er so sehr empfiehlt, so kann doch kein Zweifel bestehen, dass er allen Militärs, deren Beruf es ist, in Feldzügen und Schlachten die Grösse ihrer eigenen Nation zu wahren und damit auf die politische Gestaltung des Welttheils Einfluss zu üben, als Gegenstand des Studiums näher stehen muss als alle seine früher genannten Vorgänger — den grossen Prinzen Eugen von Savoyen selbst nicht ausgenommen, der ihm zwar an Kühnheit und Genie vielleicht gleichkam, aber in einer uns schon ferneren Zeit gewirkt und im Allgemeinen über Armeen commandirt hat, die kaum stärker waren als unsere heutigen Corps.

In diesem Sinne ist die Veröffentlichung alles dessen, was Napoleon geschrieben, von unschätzbarem Werthe.

Man kennt zwar die Geschichte aller seiner Feldzüge und seiner staunenswerthen Erfolge, aber in die Werkstätte dieses gewaltigen Geistes hat man bisher nur einen dürftigen Einblick gehabt, und einen tieferen gestattet uns erst seine Correspondenz.

Es kann kaum etwas Anregenderes geben, als dem Gedankengange dieses Mannes tagtäglich, ja von Stunde zu Stunde zu folgen, — zu sehen, wie er kaum die Feder aus der Hand legt, Alles besorgt, an Alles selbst denkt und, indem er Jeden instruirt und Jedem das Nöthige sagt, Alle anspornt, Alle erhebt und mit nie rastendem Geiste sich das Gelingen seiner grossen Pläne sichert.

Es gibt Nichts, in das er nicht anregend und bestimmend eingegriffen hätte. Politik und die diplomatische Arbeit, Religion und Gesetzgebung, Künste und Literatur, Handel, Industrie und Wohlsein der Massen, Alles mit einem Worte, erhielt, wie der Krieg, den Impuls von ihm und das Gepräge seiner ausserordentlichen Seele.

Ich kann es mir nicht versagen, Einiges hier hervorzuheben, was von einem Kritiker seiner schriftlichen Arbeiten nach Ausgabe seiner Memoiren von St. Helena gesagt worden ist.

„Jung, übertrug er," sagt Lavergne in dieser Beziehung, „die Unordnung seiner Ideen in die rasch hineingeworfenen Werke seiner Feder, und hauchte er im leidenschaftlichen Aufbrausen seine republikanische Exaltation aus. Eine eigenthümliche Ausdrucksweise ist nur die vorläufige Skizze jener, die

bald folgen sollte. In seinen Briefen aus Italien ist seine Unruhe schon die des in heftigen Ansprüchen sich äussernden Genies. Er führt schon grosse Dinge aus und entwirft deren noch grössere. Mit einer gewissen Art von Naivetät zeigt sich in jeder Zeile jene Mischung von Verwegenheit und List, Phantasie und Verstand, die der Grund seines Charakters sind.

In Egypten nimmt sein Geist die starke Färbung des Klima's an, seine Sprache wird pomphaft wie jene des Muselmanns, er wird Fatalist wie ein Bey und abergläubisch wie ein Imam; irgend ein vages Bild von einem unermesslichen orientalischen Reiche wandelt ihn am Fusse der Pyramiden an und treibt ihn nach Mecca, Marocco, Tripolis, Syrien, Constantinopel und bis nach Indien, — zu schreiben, dass er da ist.

Als Consul besänftigt er sich: Ordnung und Ruhe, die er dem Lande gibt, gibt er auch seinen Schriften; er respectirt die Grammatik und den Verstand, wie er die Religion, das Eigenthum und das Recht respectirt.

Als Kaiser erhebt sich seine Stimme so hoch wie sein Geschick — mit den römischen Adlern und dem Mantel der Cäsaren nimmt er die stolze und kurze Sprache der römischen Kaiser an, sein Styl wird hart, gross und kalt wie Bronce.

Im Unglücke, sagt Thiers, leidet seine Seele, scheint aber noch weiter und aufgeklärter zu sein, als früher. — Seine Memoiren tragen diesen Stempel im höchsten Grade. Kein unbestimmtes, unzulängliches, überflüssiges Wort. Jedes Wort ist eine Sache und diese wieder wahr und tief. Wenn er eine Schlacht erzählt, thut er es in Einer Zeile; er gibt nie mehrere Umstände an, um einen Erfolg oder Misserfolg zu erklären, er gibt nur Einen, aber den, der über Alles entschieden hat. Sein Styl ist einer der vollkommensten; Geschmack, Einfachheit, Reinheit sind ihm im höchsten Grade eigen. Man weiss, dass er über Literatur mit merkwürdiger Ueberlegenheit zu urtheilen gewusst; man hätte aber nie geglaubt, dass er selbst mit so grosser Geschicklichkeit schrieb. Napoleon war nicht nur der grösste Mann, sondern auch der grösste Schriftsteller seines Zeitalters u. s. w."

Diese Urtheile enthalten viel Wahres und Treffendes; doch möchte ich bemerken, dass Napoleon, wie überhaupt, so auch im Gebiete des Gedankens und seines Ausdrucks, einen mächtigen Rivalen gehabt hat. Kühn und gross im Kriege wie er — hat ihn Erzherzog Carl auch in seinen Schriften erreicht und durch eine gewisse ruhige Grösse, sowie durch den Adel der Gesinnung und ihres Ausdrucks weitaus übertroffen.

Um einen Begriff zu geben von der täglichen vielfältigen Arbeit Napoleon's greife ich aus seiner Correspondenz des Jahres 1809 die letzten 8 Tage vor der Schlacht von Aspern heraus. Er hatte sein Hauptquartier in Schönbrunn.

Von da gab er am 14. Mai den wiederholten Befehl, St. Nicolaus, eine Vorstadt Passaus, niederzureissen, um aus Passau ein grosses verschanztes Lager zu machen. Auf die Remonstration der bayerischen Regierung lässt er ihr schreiben, dass Bayern für alle Zeiten keinen besser gelegenen festen Platz haben könne. „Passau ist ein Operationscentrum, ein Depôt für Maga-

zine und Parks, und um Nichts in der Welt möchte ich diesen Platz verlieren wollen."

An demselben Tage lässt er seinem Bibliothekar in Paris schreiben, dass seine Feldbibliothek nicht gut zusammengesetzt sei, und verlangt von ihm unter Anderem: einen Tacitus, einen Gibbon, eine Auswahl von Briefen der Madame Sévigné, eine Bibel, eine Iliade und Äneide, einen Tasso, Camoens und Milton, eine Auswahl griechischer Romane und einen Gil Blas.

Am nächsten Tage trifft er Dispositionen wegen der Nachschübe von allen Seiten, wegen der Organisation der Nationalgarde von Wien, schreibt eine Proclamation an die Ungarn; — am 16. und 17. entwirft er plötzlich das von Niemand erwartete und die Welt in die höchste Aufregung versetzende Decret, das die päpstlichen Staaten mit Frankreich vereinigte, und schreibt darüber lange Briefe an die Minister nach Paris und all' das, was die neue Organisation und Verwaltung des Kirchenstaates betraf; — am 18. schreibt er eine ausführliche Note an den amerikanischen Gesandten in Paris über die Unverletzlichkeit der neutralen Flagge und entwirft gleich darauf eine ausführliche Note über die Vereinigung des Louvre mit den Tuilerien; inzwischen und in den nächsten Tagen trifft er alle Anstalten zum Übergange über die Donau und zur Schlacht bei Aspern.

Es gibt Nichts, was er nicht selbst bearbeitet hätte, so dass seiner Umgebung kaum ein anderes Geschäft als das des Details und der Expedition blieb. Die meisten der diplomatischen Noten seiner Zeit sind von seiner Hand. Alles, was er schrieb, trägt den Stempel der Einsicht in die Dinge, des universellen, Alles durchdringenden Blickes, des völligen Vertrautseins mit der Geschichte der Welt und des Freiseins von allem Vorurtheile. — In militärischen Dingen besorgte er so zu sagen Alles. Alle Dispositionen, betrafen sie nun Gegenstände der Administration oder der Operationen, gingen von ihm aus; für Alles war sein Wille, der sich überall bis in's kleinste Detail kundgab, massgebend.

Streng und vielfordernd, entbehrten seine Willensäusserungen doch einer gewissen Nachgiebigkeit nicht. „Lassen Sie den Artillerie - Director von Mainz arretiren," schrieb er dem Kriegsminister Clarke nach Paris, „und vor Gericht stellen, weil er dem General Joubert unbrauchbare Geschütze geliefert hat; das verdient den Tod!" Einige Tage darauf gab er wieder Befehl, den Unglücklichen laufen zu lassen, wenn er sich halbwegs habe entschuldigen können. Andererseits besann er sich nicht lange, furchtbare Exempel zu statuiren, namentlich wenn es sich nicht um die Seinigen handelte. Im Allgemeinen haben alle seine Befehle mehr einen familiären Charakter und den der Causerie, als jenen der trockenen Befehlsgebung; denn er gab nicht leicht einen Befehl, ohne über das, was zu thun war, seine Meinung und seine Belehrung zu geben, — eine Art zu befehlen oder besser gesagt zu disponiren, die gewiss viel Gutes hatte, umsomehr, als seine Untergebenen sonst selten nach seinem Wunsche gehandelt hätten. Man ersieht mit Staunen aus der Correspondenz, wie wenig das militärische Ver-

ständniss der Dinge selbst bei vielen seiner ersten Vertrauensmänner vorhanden war. Dabei erging jeder Befehl direct an die Person und nicht, wie dies sonst im Allgemeinen üblich, an dieses oder jenes Commando, was vielleicht auch nicht gleichgiltig ist für die Wirkung des gegebenen Befehls. Bei Fehlern seiner Untergebenen war er durchaus nicht wählerisch in den Ausdrücken seines Tadels. „Sie verstehen vom Kriege Nichts“, oder „In Ihrem Kopfe ist's nicht ganz richtig,“ erhielt mancher Marschall zu hören. Seine Unzufriedenheit aber hatte selten üble Folgen, wenn er nur sonst nicht Grund hatte, an dem Getadelten zu verzweifeln. Nicht selten ernannte er Einen zum Herzog und stattete ihn mit reichen Dotationen aus, den er eine Stunde zuvor noch in den herbsten Ausdrücken getadelt.

Auf Wahrheit hielt er nicht viel, wenn sie seine Zwecke compromittirte. Er forderte die Wahrheit, die vollste Wahrheit nur für sich, für die Welt gar nicht und wohl oft das Gegentheil; so erklärte er es z. B. als ein Verbrechen, wenn ein General seine üble Situation oder die Schwäche seiner Truppen öffentlich eingestand.

Nach der Schlacht von Talavera, die die Franzosen gegen Wellington verloren, schrieb er von Schönbrunn Folgendes an den Kriegsminister in Paris:

„Ich wünsche, dass Sie dem Könige von Spanien (seinem Bruder Josef) schreiben, um ihm begreiflich zu machen, dass Nichts mehr gegen die Regeln des Krieges ist, als die Stärke seiner Armee einzugestehen, sei es in Tagsbefehlen oder Proclamationen, sei es in Zeitungen, und dass, wenn man gezwungen ist, von seinen Kräften zu reden, man sie übertreiben und als furchtbar darstellen müsse, indem man sie doppelt und dreifach stärker angibt, und dass man die Kräfte des Feindes um ebensoviel herabsetzen müsse; denn seine Schwäche eingestehen, heisst sich alle moralische Kraft nehmen und sie dem Feinde geben, da es im Geiste des Menschen liegt zu glauben, dass der Schwächere dem Stärkeren mit der Zeit unterliegen muss. Die geübtesten Militärs haben während einer Schlacht Mühe, die Stärke der feindlichen Armee zu erkennen, und im Allgemeinen lässt der natürliche Instinct den Feind immer stärker sehen, als er in der That ist. Hat man nun die Unvorsichtigkeit, übertriebene Gerüchte über die Stärke des Feindes selbst zu bestätigen, so wird jeder recognoscirende Cavallerie-Oberst eine Armee, und jeder Voltigeur-Capitän Massen von Bataillons vor sich sehen.

Im Kriege ist der Glaube an sich selbst und die Meinung, die man hat, mehr werth als die Hälfte der Wirklichkeit, und die Kunst der grossen Feldherren war es daher immer, sich stärker zu erklären und den Feind schwächer, als Beide waren. — Ich gebe mir alle Mühe, mich alle Tage stärker glauben zu lassen. Weit entfernt einzugestehen, dass ich bei Wagram nur 100.000 Mann hatte, trachte ich jetzt noch glauben zu machen, dass ich deren 220.000 hatte. In meinen Feldzügen in Italien, wo ich immer nur eine Handvoll Leute hatte, habe ich fortwährend meine Kräfte übertrieben dargestellt. Das hat meinen Zwecken gedient und meinen Ruhm nicht verkleinert. Meine Generale und alle unterrichteten Militärs wussten doch die ganze Verdienstlichkeit der Ope-

rationen anzuerkennen, auch das, dass ich in Bezug auf die Zahl meiner Truppen nie wahr redete. -- Aber mit nichtigen Rücksichten, kleinlichen Eitelkeiten und schwächlichen Passionen bringt man nie etwas Grosses zu Stande.“

Es versteht sich von selbst, dass auch all' das, was er über die Erfolge seiner Armee in die Welt schrieb, nicht gar zu genau zu nehmen ist. Alle seine Schlachten-Bulletins waren nur darauf berechnet, die Moral seiner Truppen zu beleben und den Gegner einzuschüchtern. Sie sind, mit Ausnahme des im Ganzen günstigen Factums, das er freilich so oft für sich hatte, sehr überschwänglich, und wenn es zu seinem Zwecke passte, geradezu absichtlich lügenhaft und haben daher auch kaum einen Werth.

Einen um so entschiedeneren hat aber Alles, was nicht zur Veröffentlichung bestimmt war. Alle Schriftstücke dieser Art sind im höchsten Grade lehrreich; es gibt kaum einen Grundsatz der Kriegführung, der da nicht besprochen würde, kaum ein Land in Europa und kaum einen militärisch wichtigen Punkt in allen Ländern, der da nicht beurtheilt wäre, und so muss das Werk, von dem ich spreche, für denjenigen, der es studirt, von einem Nutzen sein, wie ihn kaum ein anderes bieten kann, so reich auch die Literatur des Krieges ist, und so kostbare Lehrbücher sie auch sonst enthält; denn endlich kömmt es doch auch auf die von beispiellosen Erfolgen getragene Autorität an, die zu uns spricht, und auch auf die Umstände, unter denen es geschieht; und in letzterer Beziehung kann es kaum etwas der Aufmerksamkeit Wertheres geben, als was ein General von dem Genie Napoleons mitten im Kriege gedacht, geurtheilt und befohlen hat.

Doch wer soll 34 starke Bände studiren, natürlich mit der Karte in der Hand? Wünschenswerth wäre es darum, dass sich Jemand der Mühe unterzöge, dasselbe im Auszuge zu bearbeiten, und zwar so, dass man die von Napoleon ausgesprochenen Lehrsätze in gedrängter Kürze mit seinen eigenen Worten beisammen und durch Beispiele aus seinen Dispositionen erläutert fände.

So viel ich weiss, hat es Jemand unternommen, diesen Auszug zu machen, und ist auch der erste Band einer ausgewählten Correspondenz im vorigen Jahre erschienen. Doch frägt es sich, ob diese Arbeit in den rechten Händen ist. Sie kann offenbar nur in der Hand eines Militärs gedeihen, der vor Allem den Werth der Sätze und der Dispositionen zu beurtheilen vermag und mit Verständniss und Geschick das riesige Material zu bewältigen weiss. Oft finden sich höchst unscheinbare, lakonisch kurze Sätze, die aber eine der Hauptregeln der Kriegführung enthalten. Dies muss man also zu beurtheilen wissen. Wie schwierig es oft ist, hierin das Richtige zu erkennen, könnte ich an einem kleinen Beispiele zeigen.

Frappirt von dem Satze, den ich gleich im Anfang citirt habe, dem Satze Napoleon's nämlich, wo er in seinen Memoiren von St. Helena sagt, dass man den Krieg offensiv führen solle wie die grossen Heerführer der Vergangenheit, und dass man sich an diesen bilden solle, hat der preussische GL. Lossau im Jahre 1836 unter dem Titel „Ideale der Kriegführung“ eine, wenn auch gedrängte, so doch kritisch sehr schön gehaltene Studie aller Feldzüge von

Julius Cäsar bis auf Friedrich den Grossen ausgegeben. Er stellte seiner Vorrede den obigen Satz voran, meinte, dass der Hauptaccent auf das: „Bildet euch nach diesen grossen Feldherren“ zu legen sei, und entwickelte dann, welche grosse Schwierigkeiten dies habe.

Ich möchte nun denken, dass der Accent eben nicht dorthin zu legen sei, wohin ihn GL. Lossau legen zu sollen glaubte, sondern auf das Wort: „Führet den Krieg offensiv“ — wie alle diese Feldherren, und das macht nun offenbar einen grossen Unterschied. Während Lossau in dem Satze Napoleon's nur so zu sagen eine Erziehungsregel erkannt zu haben scheint, könnten Andere finden, dass in demselben der erste und wichtigste Grundsatz aller Kriegskunst enthalten ist.

Was es mit den oft einfachen und höchst natürlichen Sätzen, die sich da finden, für eine Bewandtniss hat, werde ich mir in einer längeren Ausführung ein anderes Mal darzulegen erlauben.

Für heute bitte ich, mich nur auf einige erwähnenswerthe Sätze beschränken zu dürfen, die ich aus dem Bande ziehe, der mir eben behufs einer Studie in die Hand kam, und die dazu dienen sollen, den Werth dieser Correspondenz zu kennzeichnen.

Im Jahre 1809, nach der Schlacht von Aspern, in der EH. Carl mit der österreichischen Armee einen Versuch des französischen Heeres, über die Donau bei Kaiser-Ebersdorf in das Marchfeld zu debouchiren, siegreich vereitelte, war Kaiser Napoleon bemüht, zu einem zweiten Versuche alle disponiblen, aber zur Zeit noch von der Donau entfernten Streitkräfte so rasch als möglich an sich zu ziehen. Er hatte die Absicht, schon etwa nach 14 Tagen wieder über die Donau zu gehen; doch der Bau der Brücken, den er diesmal mit aller nur möglichen Solidität und Sicherheit gegen erneuerte Zerstörungsversuche von Seite der österreichischen Truppen herstellen lassen musste, ging bei dem beständigen Steigen der Donau nur langsam von Statten. Die Beendigung aller Arbeiten war vor Anfang Juli nicht zu erwarten; dies gab ihm nun einen Zeitraum von 5—6 Wochen, in der er die Armee des Vicekönigs Eugène, welche der in Folge der Ereignisse an der Donau aus Italien zurückweichenden Armee des EH's. Johann folgte, und die Truppen Marmonts aus Dalmatien an sich ziehen konnte. Er hatte wohl auch noch 3 Corps von Wien aufwärts bei St. Pölten, Linz und Salzburg bis Passau stehen, zog dieselben aber nur theilweise heran, da er sich die Communication nach Bayern, selbst um den Preis, in der Schlacht schwächer zu sein, sichern wollte.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie sehr er es sich angelegen sein liess, keinen österreichischen Soldaten und keinen festen Punkt, sei er auch noch so sehr entfernt von der Donau, in seinem Rücken oder in seiner Flanke zu dulden.

Die Armee des Vicekönigs dirigirte er zu diesem Zwecke dem EH. Johann nach Ungarn nach, und er sah deren Aufgabe nicht für beendet an, bis nicht die Armee des Erzherzogs bei Raab über die Donau gedrängt war.

Bei Pressburg liess er durch ein Armee-Corps Alles versuchen, um die österreichische Division Bianchi aus dem Brückenkopf, den diese am Süd-Ufer inne hatte, zurückzudrängen, was aber bei der heldenmüthigen Ausdauer der österreichischen Truppen und ihres Commandanten und auch der Bewohner von Pressburg nicht gelang.

Das bei Salzburg stehende Corps (Lefèbvre) musste, gleichfalls zum Zwecke der Deckung seiner Communication, nach Tirol einrücken, und den aus Dalmatien kommenden Marschall Marmont wies er wiederholt und dringend an, Alles zu verfolgen, was sich von Tirol her an österreichischen Truppen im Rückzuge befand oder ihm sonst, wie das Corps des Grafen Gyulai, noch entgegenstand.

„Es ist mir nicht möglich die Bewegung zu machen, die ich vorhabe,“ schrieb er einige Tage vor der Schlacht von Wagram, „wenn man den Feind nicht von dieser Seite entfernt.“

„In einer Operation,“ schrieb er am 18. Juni an den Vicekönig, als dieser bei Gönyő stand, „muss es die erste Sorge sein, seine Communicationen gut zu sichern.“

Zwei Tage darauf schrieb er ihm wieder: „Die Direction der Operationen ist nur die Hälfte der Arbeit eines Generals; seine Verbindungen einrichten und sichern, ist eine seiner wichtigsten Obliegenheiten.“

Solche Sätze zeigen, wie wichtig ihm diese Sache schien, und die Erläuterungen, die er dazu gab, auch, was er darunter verstand.

Am 6. Juni schrieb er Folgendes an den Vicekönig (nach Ödenburg).

„Das Erste, was Sie zu thun haben, ist, mit allen Ihren Kräften und vereint zu marschiren. Ihre 30.000 Mann müssen so marschiren, dass sie Alle in's Gefecht kommen und binnen 3 Stunden auf demselben Schlachtfelde sein können.“

„In den Ebenen Ungarns muss man anders manövriren als in den Pässen Kärntens und der Steiermark. Wenn man in diesen durch Schnelligkeit auf einem Strassenknoten zuvorkommt, so schneidet man eine Colonne ab; in Ungarn wird der Feind, sobald er durch Schnelligkeit auf einem Punkte erreicht ist, sich auf einen andern ziehen.“

Es folgt dann eine Betrachtung, deren Resultat ist, dass der EH. Johann, damit er nicht nach Ofen ausweiche, auf seinem linken Flügel anzugreifen sei.

Am nächsten Tage schrieb er ihm:

„Bei Ihrer Verfolgung des Erzherzogs sind Sie vom Tagliamento an nicht vereinigt marschirt, was Ihnen Unglück hätte bringen können. Wenn sich der Erzherzog bei Tarvis concentrirte, hätten Sie geschlagen werden können.

. Sie müssen also vereinigt marschiren und nicht in kleinen Paquets.“ Ein Corps von 25—30.000 Mann kann isolirt sein; gut geführt, kann es sich schlagen oder ausweichen und überhaupt nach den Umständen manövriren, ohne dass ihm ein Unglück geschieht, weil man es zum Schlagen nicht zwingen kann, und es auch stark genug ist, um lange zu kämpfen.“

„Eine Division von 9—12.000 Mann kann aber nur eine Stunde isolirt bleiben, in der sie allerdings Stand halten und der Armee Zeit zum Herankommen geben wird. Deshalb soll aber auch die Avantgarde nicht schwächer als 9000 Mann sein, ihre Infanterie beisammen lagern und nicht über eine Stunde vor der Armee stehen. —"

„Die Cavalerie muss in ebenen Ländern für sich allein verwendet werden, weil nur sie allein, wenn es sich nicht um eine Brücke, ein Defilé oder sonst eine gegebene Position handelt, sich zurückziehen kann, bevor die feindliche Infanterie herankömmt."

„Sie beginnen heute Ihre geregelten Operationen. Sie müssen mit einer Avantgarde marschiren, die aus viel Cavalerie, einem Dutzend Geschütze und einer tüchtigen Infanterie-Division zusammengesetzt ist. Der ganze Rest Ihres Corps muss auf eine Stunde dahinter sein, die leichte Cavalerie so gut als möglich Sie decken."

„Sie müssen sich denken: es könne in der Absicht des Obersten Nugent (Generalstabs-Chefs des Erzherzogs Johann) liegen, sobald er Sie vereinzelt marschiren sieht, einen Ihrer Theile anzugreifen, so dass er, da er den Vortheil hat, von den Landeseinwohnern über Alles unterrichtet zu werden, vereinigt marschiren kann, ohne erst seine leichte Cavalerie recognosciren zu lassen, und dass er daher über Sie herfallen kann, ohne dass Sie eine Ahnung davon haben. Es ist auch nicht unmöglich, dass der Erzherzog in einer guten Position steht und Sie erwartet. In diesem Falle empfehle ich Ihnen, diese Position gut zu recognosciren und Ihren Plan gut zu überlegen, bevor Sie angreifen. Ein Vorwärtsgehen ohne tüchtige Combination kann gelingen, wenn der Feind im Rückzuge ist, aber nie, wenn er in einer Position steht und entschlossen ist, sich zu vertheidigen; dann ist es das System oder die Combination, die die Schlacht gewinnen macht. Von der Tête Ihrer Avantgarde bis zur Queue Ihrer Parks dürfen Sie nicht ganz 2 Meilen Raum im Marsche einnehmen."

„Was die Artillerie anbelangt, so seien Sie besonders auf Folgendes aufmerksam: Sobald Sie entschlossen sind, zum Angriffe zu schreiten, so lassen Sie zu seiner Unterstützung eine Batterie von 30—36 Kanonen spielen; Nichts wird widerstehen, während die gleiche Anzahl von Kanonen, auf der Linie vertheilt, nicht dieselben Resultate haben würde."

In einem nächsten Briefe (vom 7. Juni) schrieb er dem Vicekönig nach Güns: „damit Sie Positives über die Stellung des Feindes erhalten, muss die leichte Cavalerie aufhören, sich zu verzetteln, und gute Recognoscirungen mit Kraft unternehmen; das ist das Mittel, um zu verhindern, dass sie nicht zurückgeschlagen werde, und um Nachrichten zu bekommen."

Seinem Bruder Jérôme in Cassel schrieb er am 9. Juni: „Bevor man eine Bewegung macht, muss man klar sehen, und ich habe meinen Truppen verboten, Hanau zu verlassen, nur weil ich bemerkt habe, dass Sie zu voreilig handeln, und ohne zu wissen, was der Feind vor hat. — Die Erfahrung

wird Sie den Unterschied lehren, der zwischen den Gerüchten, die der Feind verbreitet, und der Wirklichkeit besteht. In den 16 Jahren, die ich commandire, habe ich nicht ein einziges Mal einen einem Regiment gegebenen Befehl widerrufen, weil ich immer abwarte, dass eine Sache reif sei, und ich sie gut kenne, bevor ich marschiren lasse." —

An den Kriegsminister Clarke in Paris (11. Juni): „Sie werden dem Marschall Jourdan bekannt geben, dass ich die Angelegenheiten in Spanien schlecht geführt finde, so schlecht, dass ich Katastrophen voraussehe, wenn man nicht mehr Thätigkeit und kräftigen Impuls den Bewegungen der Colonnen gibt. Man hat den Engländern Zeit gelassen, bei Lissabon wieder eine Armee zu bilden. Bei solchem Zustande der Dinge ist es schwer, von Eroberungen zu reden. — Eine Armee ist Nichts ohne Kopf, und man muss gestehen, dort gibt es gar keinen."

„Empfehlen Sie, dass man den Feind überall angreife, wo man ihm begegnet."

„Nur die Engländer sind zu fürchten, und sie werden die Armee, wenn sie nicht anders geleitet wird, binnen wenigen Monaten in eine Katastrophe bringen. Man muss daher sich nicht nach allen Seiten wenden, sondern ein starkes Corps gegen die Engländer bilden, sie nicht zu Athem kommen lassen und über sie im Augenblicke herfallen, sobald sie sich theilen."

„Die 3 Corps dürfen nur zusammen manövriren, müssen auf die Engländer losmarschiren, sie ohne Rast verfolgen, schlagen und in's Meer werfen; — aber man muss beisammen bleiben und nicht in kleinen Paquets marschiren. Das ist ein Hauptgrundsatz für jedes Land, um so mehr für eines, wo es an Verbindungen mangelt."

Nach der Schlacht von Raab, die der Vicekönig gewonnen hatte, schrieb er diesem (am 16. Juni):

„Da Sie in Echelons vom rechten Flügel angriffen, warum haben Sie nicht jedem Echelon 25 Geschütze an die Tête gegeben? Dies würde Ihren Angriff verstärkt und den Feind eingeschüchtert haben. Das Geschütz muss, wie alle anderen Waffen, in Masse vereinigt werden wenn man einen wesentlichen Erfolg haben will."

Weiters schrieb er ihm: „Ich habe nicht den Gebrauch, Parlamentäre zu empfangen. Das ist zu Nichts gut; die Briefe müssen bei den Vorposten der Cavalerie abgegeben werden. Ein Officier soll hiezu dem feindlichen Trompeter über die Vorposten entgegen gehen. Niemand Anderer darf mit dem feindlichen Parlamentär sprechen. Eben so sollen allenfalls nöthige Briefe bei den österreichischen Vorposten abgegeben werden." —

„Wenn Gefangene gemacht werden, so sind die hervorragenderen Officiere nach einander mit der Post in's Hauptquartier zu senden, damit man von ihnen etwas erfahren könne, nicht aber mit den übrigen Truppen marschiren zu lassen. — Sie haben wenig Erfahrung; aber Diejenigen, die um Sie sind, sollten deren haben und Sie unterrichten. Wissen Sie nicht, dass die

Armeen nie durch die Fehler des gemeinen Mannes, sondern nur durch jene der Officiere sündigen?" —

In einer anderen Verfügung heisst es: „Man wird ein Verzeichniss der Keller Wiens aufnehmen, welche den Erzherzogen, den Klöstern und grossen Herren gehören, damit die Verpflegung der Armee sicher gestellt werde, ohne dass man zu den Kellern der Bürger und kleinen Leute zu greifen braucht."

In einer Proclamation an die Armee unmittelbar vor der Schlacht von Wagram heisst es: „Die Verwundeten, die sich nicht selbst zurückbegeben können, werden auf dem Schlachtfelde liegen bleiben. Im Namen der Ehre ist es verboten, das Schlachtfeld zu verlassen, um Verwundete zurückzuführen, so lange die Schlacht noch im Zuge ist."

Nach der Schlacht von Wagram handelte es sich um einen Brückenkopf an der March, und der Kaiser schrieb aus diesem Anlasse dem Genie-General Bertrand:

„Man hat für die Ebene eine allgemeine Brückenkopfform festgesetzt, mit einem Reduit und Redouten, von denen die beiden äussersten wenigstens 600°, oder bei grossen Brücken 800° von diesen entfernt sind. Der Umfang des Brückenkopfs würde somit bei 2400° betragen und 6—7 Redouten beanspruchen, die mit der Besatzung des Reduits 2000 Mann zur Bewachung erfordern; dabei würden aber die 3—400° von einander entfernten Redouten keinen besondern Widerstand zulassen; wenn eine genommen, würden die andern nach und nach fallen, — sie würden das Reduit nicht vertheidigen, und ihrerseits von diesem nicht vertheidigt werden können." —

„In der That sind auch diese Redouten nicht dazu da, um das Reduit zu verstärken, sondern um ein Armee-Corps und überhaupt eine retirirende Armee zu unterstützen; — es ist ein verschanztes Lager. Die Brückenköpfe von Passau, Linz und am Spitz, die dem Rückzuge einer grossen Armee dienen sollen, müssen nach diesem Principe construirt werden."

„Aber es gibt Brückenköpfe, die einen anderen Zweck haben, und die, wenn nach diesem Princip gebaut, zu Irrthümern verleiten könnten. — Bei einem Brückenkopfe über die March ist mein Zweck nicht, den Rückzug einer Armee zu sichern, oder anders gesagt, ein verschanztes Lager in ihm zu haben; mein eigentlicher Zweck ist, einen Fuss auf dem linken Marchufer zu haben, damit der Feind sich dieses Flusses nicht wie eines Schirmes bedienen könne, und dass ich, indem ich diesen Brückenkopf halte, auch debouchiren könne, wenn ich es wünsche. Nun fühlt man aber, dass dieses Debouchiren sehr hypothetisch ist. — Wenn man, nachdem man die Brücke unmittelbar gesichert hat, 3—400° von einander entfernte Redouten vorlegen wollte, so würde man fehlen. Einmal genommen, würden sie schaden, statt zu nützen. Man soll also eine Enceinte anlegen und Lunetten ober- und unterhalb, welche

hinreichen, dass man feindlicher Seits die Brücke nicht sehen könne, — und will man in der Folge noch andere Lunetten anbringen, so müssen sie sehr nahe dem Platze sein, durch das Reduit vertheidigt werden und dieses selbst vertheidigen können."

„Da die March ein sehr kleiner Fluss ist, so wäre es dem Zweck, den man sich vorsetzt, entsprechend, die Brücke in der angedeuteten Weise auf beiden Ufern zu decken."

An den Kriegsminister Clarke in Paris: „Die Art, in der man die Vertheidigung von Antwerpen organisirt, zeigt wenig Talent. Statt die Batterien auf 1000—1500° von einander zu legen, wo sie sich nur schwach unterstützen können und gezwungen sind, vereinzelt gegen die vollen Kräfte des Feindes zu kämpfen, hätte man die ganze Masse von Kanonen auf einer kurzen Linie vereinigen sollen, so dass sie sich zusammen vertheidigen und das gleiche Ziel treffen können."

„500 Geschütze, in Batterien zu 12 Stück vertheilt, auf 1000 Toisen eine von der andern, sind eben so leicht zum Schweigen gebracht wie 15, — während 500 Geschütze, in Batterien zu 20 Piecen, die nur auf 25 Toisen von einander liegen, je nach dem Terrain, auf der einen Seite der Schelde 15 Batterien zu 20 Geschützen geben und eine unüberschreitbare Barrière bilden würden." —

„Die grössten Mittel haben, wenn sie verzettelt werden, kein Resultat, — in der Artillerie, wie bei der Cavalerie, wie bei der Infanterie, bei festen Plätzen und in dem ganzen militärischen System." —

Am 10. August schrieb der Kaiser an den General Miollis in Rom:

„Ich bedauere, dass man den Papst aus Rom entfernt hat. Ich habe befohlen, dass man den Cardinal Pacca und nicht den Papst arretire. Eine Operation von solcher Wichtigkeit hätte nicht geschehen sollen, ohne mich davon früher zu verständigen, und ohne von mir zu erfahren, wohin er zu bringen sei. Ich habe befohlen, dass man das Haus des Papstes nur verletze, wenn er einen Herd der Revolution daraus mache. — Doch — was geschehen ist, ist geschehen. — Ich bin deshalb nicht weniger zufrieden mit Ihrem Eifer. — Der Papst wird nie mehr nach Rom zurückkehren." —

Der Kaiser hatte durch die ungeheuren Erfolge, die ihm die Jahre 1805, 1807 bis 1809 gebracht, schon beinahe das Mass des Möglichen verloren. Er sah sich als Erben Carls des Grossen an, als Kaiser des Occidents; — der Papst, dessen ganzes Archiv er mit ungeheuren Kosten nach Paris bringen liess, sollte von nun an in Rheims residiren, als Chef der geistlichen Angelegenheiten, wie er als jener der weltlichen in Paris.

An General Reynier in Pressburg schrieb er am 5. September: „Ich wünsche, dass Sie mir ein schönes Schlachtfeld bei Pressburg aussuchen,

die linke Flanke an die Berge gestützt, die rechte an die Donau. Es soll ein Schlachtfeld sein für 150.000 Mann, und obgleich eine Armee von solcher Stärke Befestigungen nicht nöthig hat, so würde ich doch einige Werke nicht verschmähen, — ein System von 5—6 Redouten, die von den Bergen bis an den Fluss hinabreichten. — Dies würde mein Lager bilden, aus dem ich zum Angriff vorginge, und in das ich mich bei einem Misserfolge zurückzöge."

„Die an die Donau gestützte Rechte kann nicht umgangen werden, dagegen müsste mir die Linke die Debouchéen über Theben und Schlosshof sichern, unabhängig von meinen 6 Brücken." (Ich muss hier erwähnen, dass er das Material für 6 Brücken beisammen hatte, die er, falls der Krieg fortgesetzt worden wäre, zwischen Pressburg und Theben erbauen wollte.)

„Es scheint mir, dass dieser linke Flügel besonders studirt werden muss. Es dürften hier Plätze für Redouten sein, die, durch einige hundert Mann vertheidigt, von wunderbarem Effect sein müssten." —

„Ich würde so aus meinem Lager bei Pressburg im Stande sein, mich nach rechts oder links zu wenden, und da Wien durch die Werke, welche ich dort habe anlegen lassen, ein gegen jede Insulte geschützter fester Platz ist, so würde ich mich, mit der Position bei Pressburg, in einer unüberwindlichen Stellung befinden." —

„Ich wünsche da ein verschanztes Lager zu haben, damit ich Herr bleibe, mich zu schlagen, wann ich will, und die Rückkunft eines Detachements von 30—40.000 Mann während einiger Tage erwarten kann, ohne in Gefahr zu sein, selbst angegriffen zu werden."

Endlich schrieb er an den Kriegs-Minister, 1. October: „Unser Militär ist wenig unterrichtet; man muss sich mit 2 Lehrbüchern beschäftigen, — das eine für die Schule von Metz, das andere für die von St. Cyr."

„Jenes für die Schule von Metz soll alle Bestimmungen über feste Plätze enthalten, — von Ludwig XIV. bis auf unsere Zeit, — darunter jene, die verbieten, einen Platz zu übergeben, bevor er in Bresche geschossen und der Grabenübergang hergestellt ist. — Die Dissertation über die Vertheidigung fester Plätze muss zeigen, wie wahrhafte Militärs oft beinahe vertheidigungsunfähige Plätze in kurzer Zeit in Stand gesetzt haben, eine Belagerung auszuhalten, und wie sie, als sie endlich den Sturm vorhersehen konnten, allsogleich die Bresche reparirten und die Bastion neuerdings verschanzten; wie das kleinste Werk und eine gute Vertheidigung der letzten Arbeiten die Fortschritte des Belagerers verzögern können." —

„Man muss sich bei dieser Gelegenheit gegen die Manie der Genie-Officiere erheben, die glauben, dass sich ein Platz nur so und so viele Tage vertheidigen könne, und deutlich machen, wie sehr dies absurd ist, und durch bekannte Beispiele zeigen, wie oft der Belagerer beträchtlich mehr Zeit zur Errichtung seiner Parallelen brauchte, als man ursprünglich annahm; man muss zeigen, welche Ressourcen man selbst bei einer Bresche noch hat, und

wie der Angriff über die Bresche selbst noch misslingen kann, wenn man sich hinter ihr wieder verschanzt."

„Man muss den Enthusiasmus der jungen Militärs anfachen und ihnen viele heroische Beispiele vorführen von Commandanten, die die mittelmässigsten Plätze lange vertheidigten, und eben so das schmähliche Urtheil, das noch bei allen Völkern Jenen geworden ist, die ihre Pflicht nicht erfüllt haben."

„Als Princip muss hingestellt werden, dass der Commandant eines belagerten Platzes sich keinen Reflexionen hingeben darf, die seiner Aufgabe fremd sind, dass er sich als von Allem abgeschnitten denken muss und keine andern Gedanken haben darf, als seinen Platz zu vertheidigen — ob mit Recht oder Unrecht — bis zur letzten Minute, nach den Vorschriften und dem Beispiele aller braven Leute."

„Was das Werk für die Militärschule anbelangt, so soll der Feld- und Lagerdienst darin vorkommen, und ein Hauptgewicht auf das Benehmen isolirter Commandanten gelegt werden."

„Man muss es gut klar machen, dass ein solcher nie verzweifeln und, wenn er umringt ist, nie capituliren dürfe, — dass es im freien Felde keine andere Art gibt, sich zu ergeben, als inmitten der Mêlée und unter Kolbenschlägen, dass, sich gefangen geben, Alles retten heisst — bis auf die Ehre, während man sich immer wenigstens sollte sagen können: „Alles verloren, nur nicht die Ehre."

„Man muss zeigen, wie muthige Colonnen das Mittel gefunden haben, sich zu befreien, und dass der, der anders handelt, während er sich das Leben retten will, — sich mit Schande bedeckend untergeht. Man muss Beispiele wählen, welche die Bewunderung für die Einen, und Verachtung für die Andern erregen u. s. w."

Ich schliesse für heute mit diesen Andeutungen in der Hoffnung, dass das, was ich vorzutragen die Ehre hatte, vielleicht doch nicht ganz werthlos und geeignet war, zu zeigen, welcher Art die Correspondenz des Kaisers ist

Es ist manches beherzigenswerthe Wort gefallen, so über die Nothwendigkeit, sich vor dem Feinde nicht zu vertheilen, sondern beisammen zu bleiben, — ein, wenn auch geringfügiges Wort über die Cavalerie, eines über die Verwendung der Artillerie im Allgemeinen, ein Wink über den Unterschied defensiver und offensiver Brückenköpfe, über die Bedeutung der Gegend vor Pressburg in Bezug auf die Stellung bei Wien, und endlich über das, was allein nur ehrenwerth, und das, was pflichtwidrig und schmachvoll ist.

Ich würde es für sehr zweckmässig halten, wenn bei den Vorträgen im Casino diese Correspondenz recht fleissig ausgebeutet würde; was ich heute vorzubringen mir die Freiheit nahm, ist nur eine höchst oberflächliche Ernte aus Einem Bande, bei der ich von jeder der vielen grossen und lehrreichen Detail-Dispositionen für Schlachten und Märsche abgesehen habe.

Man könnte vielleicht die einzelnen Bände vertheilen, die nöthigen Auszüge machen, und das Ganze dann ordnen. — EH. Carl hat äusserst werthvolle Aussprüche über den Krieg gethan, die wir gleichfalls nicht vergessen sollten. Diese liessen sich an die entsprechenden Urtheile Napoleons anreihen, und man könnte so in verhältnissmässig kurzer Zeit ein Werk schaffen, nützlich für Hoch und Nieder, wie es kaum ein zweites gibt. — Das Casino, das mit Recht die Pflege der Militärwissenschaften auf seinem Programm hat, würde da eine äusserst nützliche Beschäftigung finden, und für Vorträge, die Jedem etwas Anregendes böten, wäre in unerschöpflicher Weise gesorgt.

Es ist wahr, dieselben würden, der Sache nach, nur die grossen Operationen betreffen, doch würde dies, scheint mir, ihrer Verdienstlichkeit und ihrem Nutzen Nichts nehmen; denn, genau genommen, besteht zwischen der grossen und kleinen Wirksamkeit im Kriege doch nur der Unterschied, dass jene mit verhältnissmässig grösseren Massen und Gewichten, die sie unter einander und mit jenen des Gegners in ein immer günstiges Verhältniss zu bringen hat, arbeitet, und ich glaube, dass die Regeln dieser höheren Wirksamkeit Anwendung auch im Kleinen finden müssten, so gewiss, als vom Kleinen auf das Grosse zu schliessen, jedenfalls verfehlt wäre.

Wenn es genehm ist, werde ich mir ein künftiges Mal erlauben, aus dieser Correspondenz je einen Gedanken zu entwickeln, der mich eigentlich verleitet hat, in ihr nachzublättern und die anregenderen Sätze, die mir in die Hand kamen, zu notiren und vorzutragen.

Das Thema, das ich nächstens behandeln würde, wäre der Satz aus der Correspondenz: dass die Dispositionen im Kriege vor Allem Einfachheit und Sicherheit brauchen, — ein Satz, der zwar sehr natürlich scheint, aber nicht so leicht zu befolgen ist, auch sehr selten befolgt wird, — der, wenn man ihn näher in's Auge fasst, zu ganz eigenthümlichen Entwicklungen und Resultaten führt und, als Prüfstein militärischer Gedanken und Handlungen verwendet, leicht und deutlich erkennen lässt, was richtig oder unrichtig, was falsch und was echt ist im Kriege.

(Die zweite Vorlesung folgt im nächsten Hefte.)

Die Schwarzen in Ungarn[1]).

Die Waffenthaten des Ungarkönigs Mathias Corvinus, die glänzenden Siege, welche sein Feldherrngeist und die Tapferkeit seines Heeres über die beiden grossen Mächte des Aufganges und des Niederganges erfochten, wurden in Lied und Erzählung hoch gepriesen, durch gleichzeitige sowohl als auch durch spätere Dichter und Geschichtschreiber. Auf ihn waren alle Hoffnungen gerichtet, von ihm erwartete man den Sturz der gefährlich drohenden türkischen Übermacht; der Gesandte Roms, Bischof von Castelli, Galeotti und Bonfinius, die Mathias persönlich kannten und seinem Heereszuge folgten. überströmen vom Lobe seiner kriegswissenschaftlichen Kenntnisse, worin ihm keiner seiner Zeitgenossen gleich kam; mit Bewunderung rühmen sie die strenge Mannszucht und Ordnung, die geschickten Bewegungen und den heldenmässigen Geist seiner Heerhaufen. Aus dieser Schule stammten Stephan Bathori, Paul Kiniszi, Dragfi, Stephan Zapolya, Peter Szokoli, Niklas Banfi, Peter und Mathias Gereb, Sebastian Rosgonyi, Blasius Magyar, Niklas Csupor, Peter und Emrich Doczi, Andreas Both, Stephan Davidhazi, Moriz Ladislaus Megyes, Demetrius Jeksits und Lorenz Ujlaki.

Zu Mathias' Heere gehörte auch die schwarze Bande, welche nicht aus gebornen Ungarn, sondern aus Söldnern verschiedener Nationen, meist Böhmen, bestand. Von den Zeitgenossen erwähnt blos Bonfinius dieser schwarzen Schaar, scheint daher allen Späteren darüber als Quelle gedient zu haben. Er erzählt, dass nach dem Tode des Mathias die Grossen des Reichs, der neuen Königswahl wegen, in verschiedene Parteien gespalten waren, endlich aber nach langen fruchtlosen Streitigkeiten die ganze Angelegenheit dem Schiedsspruche des Stephan Zapolya überliessen, der als Statthalter von Wien und Österreich bei der Wahl nicht erschienen war. Sie schickten deshalb Johann, Bischof von Grosswardein, als Gesandten zu ihm nach Wien, welcher, nachdem er das Vorhaben vernommen, den polnischen Wladislaus, König von Böhmen, auf den ungarischen Thron zu setzen, nach Mähren reiste und die dort liegende schwarze Bande durch ein Geschenk von hunderttausend Dukaten im Namen des Reiches für Wladislaus' Partei gewann. Hier nennt Bonfinius zum ersten Male diesen Heerhaufen den schwarzen, und setzt hinzu, dass die Mitbewerber um Ungarns Krone, besonders Maximilian von Österreich und Johann Corvinus, durch die Nachricht davon sehr bestürzt worden seien,

---

[1]) Vergleiche meine Monographie: „Johann Giskra von Brandeis" östern mil. Zeitschrift, Jahrgang 1867, IV. Band, Seite 322.

da sie selbst schon früher durch vielfache Versprechungen die Schwarzen zu gewinnen gesucht hatten, mit deren Hülfe sie die Krone erlangt hätten, sogar gegen den Willen der Reichsstände, welche nun die Erwählung Wladislaus' einstimmig billigten. Dann fährt er fort: *„Exercitus hic idcirco Niger appelatus“* u. s. w. Jener obgenannte Bischof von Grosswardein, im Dorfe Prostanitz, in der Nähe von Olmütz, aus niederem Stamme entsprossen, zog im böhmischen Kriege die Aufmerksamkeit des Königs Mathias auf sich, welcher, schöne und edle Anlagen in ihm entdeckend, ihn anfänglich in die Dienste des Woiwoden Nikolaus Csupor gab, sodann an den Hof berief, in seinen geheimen Rath aufnahm und zum Grosswardeiner Bischof ernannte, später mit den Einkünften des Olmützer Bisthums und mehrerer anderer Güter begabte, endlich ihn kurz vor seinem Ableben zum Statthalter von Mähren und Schlesien erhob, wo er ihm Ländereien schenkte, deren Einkünfte jährlich auf achttausend Dukaten stiegen. Mit so bedeutenden Mitteln und dem Ansehen seines Amtes ausgerüstet, war es dem Bischofe leicht, das schwarze, aus Ausländern bestehende Söldnerheer, welches keine Vaterlandsliebe kannte, gegen den Sohn des verstorbenen Königs zu bewaffnen, wie einst beim Verfall des Römerreiches die Cohorten der Prätorianer. Dass aber dasselbe wirklich aus Ausländern, vorzüglich Böhmen, bestand, zeigt eine Stelle Bonfiniu's, worin er sie nennt: *„Boëmorum cohortes, quae veteranorum et Nigrorum appellabantur.“* Als diese Banden in Oberungarn lagen, erlaubten sie sich unerträgliche Bedrückungen und Räubereien, weshalb sie nach Szegedin verlegt wurden, um unter den Befehlen des Temescher Grafen Paul Kiniszi die Einfälle der Türken zurückzuweisen; sie liessen aber ihre alte Gewohnheit nicht, und als endlich eine bis auf das Hemd ausgeplünderte Edelfrau vor dem Heerführer weinend Klage führte und bald darauf ein Dorfgeistlicher sich wegen Beraubung der Kirche, Schändung und gewaltsamer Wegnahme der dem Gottesdienste geweihten Gegenstände bitter beschwerte, versammelte sie Kiniszi unter dem Vorwande drohender Türkengefahr, liess sie sodann durch auserlesene ungarische Schaaren und das aufgereizte Landvolk überfallen, entwaffnen und niederhauen.

Der Grund, warum eigentlich diese Banden die schwarzen hiessen, will Bonfin darin finden, dass sie gleichgültig Frost und Hitze ertrugen, Winter und Sommer im Freien lagerten und gegen jegliche Entbehrung abgehärtet waren; da sie aber diese Eigenschaften mit allen Heerschaaren Königs Mathias gemein hatten, wie Bonfinius selbst gesteht, der sie über die Spartaner erhebt, von ihrer Ausdauer und Verachtung der Mühseligkeiten Wunder erzählend, so scheint diese Deutung irrig zu sein; den Beweis liefern die Thaten der ungarischen Heere, welche unter Anführung des Mathias um Weihnachten in der grimmigsten Kälte Jajtza wegnahmen und die Türken zurückschlugen, im letzten österreichischen Feldzuge Korneuburg und Klosterneuburg im härtesten Winter eroberten, von da über die zugefrorene Donau bis Wien drangen und es von drei Seiten mit ungarischen, böhmischen und raizischen Völkern umzingelt hielten, welche die festen Wälle von Wiener Neustadt (1487)

im ärgsten Frost nach langer Belagerung erstürmten. Nicht blos Ungarn, sondern auch Frankreich und die Mächte Italiens hatten damals Heeresabtheilungen, welche die Schwarzen hiessen und aus deutschen Söldnern bestanden. Die französischen Könige, anfänglich im Bunde mit den Sehweizern, bildeten, als sie mit diesen zerfallen waren, ein Fussvolk aus ihren eigenen Völkern und besoldeten deutschen Landsknechten, welche schwarze Banden genannt wurden.

Dieselben gehörten zu den besten Truppen jener Zeit. Von versuchten Officieren geführt, die grösstentheils im Reichsbanne lebten, weil sie früheren Abmahnungen vor fremdem Kriegsdienste nicht nachgekommen waren, blieb ihnen nächst dem Siege nur der Tod übrig. Seit langen Zeiten in französischen Diensten, vielfach besiegt in den Kämpfen für Frankreich, doch nicht selten Sieger, hatte sich allmälig ein vortrefflicher Kern alter Krieger aus ihnen gebildet, der für junge Soldaten eine ausgezeichnete Schule gab.

Ludwig XII. nahm in dem Kriege, der zufolge des Bündnisses von Cambrai ausbrach, sechstausend Fussknechte vom Herzog von Geldern in Sold und benannte sie die schwarze Bande; diese, geführt von Robert Vandermark, kämpften 1513 unter la Tremouille in der Schlacht bei Novara gegen die Schweizer; im Kriege Franz' I. wider Mailand 1515 zeichneten sie sich bei Marignano vorzüglich aus, wo ihnen die Schweizer, welche einen besonderen Hass gegen sie nährten, zu weichen gezwungen waren; neun Jahre später bei Pavia standen sie, 5000 Mann stark, unter Franz' I. Fahnen, vom Kopf bis zur Zehe in Schwarz geharnischt, vortrefflich bewaffnet und disziplinirt. An ihrer Spitze war Richard Herzog von Suffolk, unter dessen Namen die Schwarzen eigentlich dienten. Unter ihm fochten ein Herzog von Württemberg, ein Graf von Nassau, der junge Herzog Franz von Lothringen, die Grafen Wolf von Lupfen, Karl von Ortenburg, und endlich stritten in ihren Reihen Hans von Brandek, Georg Langenmantel aus Augsburg und eine grosse Masse anderer ausgezeichneter Krieger, deren Namen damals überall einen guten Klang hatten. Diese Helden alle und fast der ganze Haufen der Schwarzen unterlagen hier den Landsknechten Freundsbergs. Auch die Welschen nannten ihre deutschen Miethsoldaten Bande Nere, welche Johann von Medici, *il gran diavolo*, anführte. Diese Benennung scheint den also Deutschen im Allgemeinen gegolten zu haben und auch auf die böhmischen Söldner übergegangen zu sein, weil die Böhmen als zum deutschen Reiche gehörig angesehen wurden und sich durch Carls IV. Bemühungen den deutschen Sitten sehr genähert hatten. Sie trugen gewöhnlich braune Gewänder und schwarzen Harnisch, wie, vieler andern Schriftsteller nicht zu gedenken, aus Istvanfi erhellt, der erzählt, dass die Ungarn den Joachim von Brandenburg, den gänzlich unbefähigten Feldherrn des aus Ungarn, Welschen und Deutschen bestehenden Heeres, welches Ferdinand I. 1542 gegen die Türken gesendet, den schwarzen Herzog genannt hätten, weil seine Reiterhaufen mit schwärzlichen Rüstungen angethan waren. Ferner beschreibt Johann Listhius die dreitausend theils böhmischen, theils österreichischen Ritter, mit denen König Maxi-

milian zur Krönung nach Ungarn zog, nach Landessitte schwarz gekleidet, aber geziert mit vielen goldenen Ketten und einherziehend auf trefflichen Rossen. So ist es denn wahrscheinlich, dass auch die schwarzen Banden des Königs Mathias diesen Beinamen der Farbe ihrer Kleidung zu danken hatten.

Warum aber Mathias gerade böhmische Söldner gewählt, ist leicht aus den damaligen Umständen zu erklären. Die böhmische Nation besass grossen Waffenruhm: die Hussiten, Taboriten und Kelchner unter Ziska und den beiden Prokop hatten den Königen Sigmund und Albrecht mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe widerstanden und überall vor ihrem Namen Furcht und Schrecken verbreitet, nachdem Ziska schon früher mit Johann Hunyad unter Sigmund gegen die Türken gekämpft, und auch bei Kossov böhmische Hülfstruppen den Sieg über Sultan Amurath erringen geholfen hatten. Georg Podiebrad erinnerte seinen Schwiegersohn Mathias, als dieser im Begriffe stand ihn anzugreifen, dass sein Vater Johann Hunyad keine seiner glänzenden Thaten gegen die Türken ohne Hülfe der Böhmen ausgeführt habe. Nach Beendigung der hussitischen Unruhen vereinigte sich eine grosse Anzahl böhmischer Kriegsleute, welche, von Kampf und Beute zu leben gewohnt, nicht in den friedlichen Ruhestand zurückkehren wollten, unter dem Namen der Brüder, und diese trieben sich plündernd und raubend an den Grenzen Ungarns, Mährens und Österreichs herum. So waren sie stets bereit, in die Dienste des Meistbietenden als Söldner zu treten. Friedrich IV. und sein Bruder Albrecht bedienten sich derselben in ihren Streitigkeiten gegen einander; da diese wilde Schaaren aber nach beigelegten Feindseligkeiten keine Bezahlung erhielten, verheerten sie Österreich so lange, bis die Landstände sie zufrieden gestellt hatten. Nach König Albrecht's Tode sandte seine Witwe Elisabeth diese Brüder unter dem treuen Giskra, Walgatha, Talafuss und Axamith in den oberen Theil von Ungarn, wo sie sich, selbst gegen Hunyad, bis in die Zeiten des Mathias Corvinus behaupteten, welcher gleich im Anfange seiner Herrschaft 1458 seinen Schwiegervater Podiebrad um 500 wohlbewaffnete böhmische Reiter, die er in seinen Sold zu nehmen wünschte, — aber wie es scheint, fruchtlos ersuchte, denn nirgends geschieht Erwähnung, dass gegen jene streifenden böhmischen Brüder auch Böhmen auf Mathias' Seite gefochten hätten. Als Mathias diese Peiniger des Landes endlich aus ihren Burgen vertrieben und auf freiem Felde geschlagen, dabei aber ihre Tapferkeit und Geübtheit erprobt hatte, nahm er viele derselben in Sold und theilte sie seinem Heere zu. Bei Kaprinai findet sich eine Urkunde vom 3. Sonntage nach St. Emerichstage 1459, also noch vor ihrer Bezwingung, worin Mathias die böhmischen Hauptleute Nabuchodonozor, Ankelreiter, Johann Karasski und Martin Korbel wider Friedrich und alle andern Feinde für vierteljährige 4000 Gulden in Sold nimmt. Später verglich er sich mit ihrem Oberfeldherrn Johann Giskra, verlieh ihm die Reichsstandswürde nebst einem (angezweifelten) Geschenke von 25000 Ducaten und nahm ihn sammt dem Bunde der Brüder in Sold, vorzüglich gegen die Türken. Bonfin erzählt dieses, indem er

dem Könige sowohl als Giskra zierliche lateinische Reden in den Mund legt; dasselbe meldet auch Mathias selbst in einem Briefe, den er 1462 an seinen Verbündeten, den Erzherzog Albrecht, geschrieben. In dem Umstande, dass sich die böhmischen Haufen insbesondere gegen die Türken verdingt, ist der Grund zu suchen, warum man sie und ihre Anführer in dem darauf folgenden Feldzuge des Mathias in Böhmen, Mähren und Schlesien gegen Podiebrad und den Polenkönig Wladislaus nirgends findet; in dem österreichischen Kriege hingegen, wo er auch zugleich Mähren und Schlesien besetzt hielt, erscheint er in allen Kämpfen mit einem dreifachen Heere, deren eines aus Ungarn, das zweite aus Böhmen, das dritte aus Raitzen bestand. An jeder glänzenden Unternehmung nahmen die böhmischen Schaaren Theil: sie waren bei der Einnahme von Haimburg zugegen und schlugen unter ihrem Führer Tobias von Boskowitz die deutschen Kriegsvölker Friedrichs zurück, welche zur Wiedereroberung herangerückt kamen und es schon belagert hielten; sie waren bei der langwierigen Belagerung Korneuburgs unter Stephan Davidhazi, der hier seinen Tod fand, und zeichneten sich sowohl bei der Einnahme der Stadt als auch bei der Niederlage des von Friedrich geschickten Entsatzes rühmlich aus; sie halfen dem Paul Kiniszi bei der Wegnahme von Krems, Stein und St. Pölten unter Johann Zanovi Zeloni, einem jener Hauptleute, welche die feindlichen Streifzüge nach Ungarn mitgemacht hatten, was aus einem Briefe Stephan Zapolja's an Bartfai erhellt. Bei der Belagerung und Eroberung Wiens umgaben die Böhmen die Nordseite der Stadt an der Donau und bewachten die Taborbrücke mittels einer aufgeworfenen Schanze und eines hölzernen Thurmes, unter den Befehlen der beiden Brüder Tettauer, die nach Bonfin von böhmischen Eltern stammten. Sie erstürmten mit den Ungarn nach langem Blutvergiessen Wiener-Neustadt, damals Österreichs stärkste Festung, nachdem sie vorher von einem westlich gelegenen Bollwerke, dessen Trümmer sie heldenmüthig erstiegen hatten, durch die gewaltige Überzahl der Besatzung und das unaufhörliche Feuer der Bürgerschaft mit dem für ein so auserlesenes Heer bedeutenden Verluste von einigen hundert Mann zurückgedrängt worden waren. Als später die Könige Wladislaus von Böhmen und Kasimir von Polen sich mit Kaiser Friedrich zu Mathias' Verderben verbündet hatten, warf sich dieser zuerst auf den Kaiser, und nachdem er ihn gedemüthigt, schloss er Frieden mit ihm, indem er alles Eroberte zurückgab. Um nun des Polenkönigs Macht durch Theilung zu schwächen, verband er sich mit dem mächtigen deutschen Ordensmeister in Preussen und dem Bischofe Niklas Thungen, liess dann 1478 mit ihren Hülfsheeren vereinigt, den Thomas Tarczai mit ungarischen, den Behlik und Sirocinski (oder Sizotin) mit schlesischen und den Johann Zeleni mit böhmischen Kriegsvölkern, 7000 Mann stark, gegen die preussisch-polnische Grenze vordringen, während er selbst von Mähren und Schlesien aus den Böhmenkönig bedrohte und in Schranken hielt und so den Zweck des furchtbaren Bündnisses vereitelte. Als endlich Mathias 1488 kurz vor seinem Tode die schlesischen Herzoge durch Gewalt und List zu unterjochen

gedachte, schickte er gegen sie ein ungarisch-böhmisches Heer unter den Befehlen des Trinka und Franz Karassti; die böhmischen Reiter wichen anfänglich den Feinden, wurden aber durch die Beredsamkeit und Geschicklichkeit Karassti's wieder gesammelt und schlugen ihre Gegner auf das Haupt. Man sieht aus allem diesem, unter welchen Feldherren und in welchen Unternehmungen die böhmischen Schaaren zu Mathias' Zeit den Ungarn beigestanden, und welche Verdienste sie sich dabei um sie gesammelt haben.

Die schwarzen Banden waren gleich dem übrigen Heere des Mathias in Reiterei und Fussvolk eingetheilt, in welchem letzteren ihre grösste Stärke bestand, wie dies bei den Böhmen überhaupt der Fall war. Ziska dankte seine Siege dem Feuer des enggeschlossenen, unerschütterlichen Fussvolkes: es warf die schweren deutschen Reiter nieder, schlug Sigmund's Huszaren und die polnischen Posspoliten; das Fussvolk war der Kern von Podiebrads Heere, welches vor Brünn lange Zeit im Angesichte der Ungarn lag, ohne dass ein Theil den anderen anzugreifen wagte, da die Ungarn das böhmische Fussvolk, die Böhmen aber die ungarische Reiterei fürchteten, welche aus schwer und leicht Bewaffneten bestand, während die böhmischen Reiter alle in Eisen geharnischt waren. Auch das Fussvolk der schwarzen Bande war in schweres und leichtes eingetheilt, wovon der grösste Theil aus Schützen bestand. Umständlich ist ihre Bewaffnung, ihre Übungen, Ordnung, Kriegszucht und ihr Eingreifen in Ungarns Schicksale in Bonfin's Geschichtsbüchern beschrieben, besonders in einem Briefe des Königs Mathias an seinen Schwager Alphons, Herzog von Calabrien, Sohn Königs Ferdinand von Neapel.

So hat denn des Mathias schöpferischer Feuergeist aus Raubgesindel, Mordbrennern und blinden Religionseiferern, wie den Hussiten, Kelchnern, Brüdern, in seinen schwarzen Banden ein regelmässiges Heer gebildet, dessen Heldenthaten Bewunderung erregen. Vorurtheil, Gewohnheit und Nationalverschiedenheit hat er dabei glücklich überwunden; durch unausgesetzte Übung, pünktliche Bezahlung, gerechte Belohnung des Verdienstes, aber auch durch eiserne Mannszucht erhielt er dieses Heer, so lange er lebte, in Ehrfurcht gebietender Kraft. Ein Beispiel, wie strenge er die Ordnung handhabte, gibt seine Antwort an Stephan Zapolya, als dieser bei der Belagerung von Radkersburg 1480 sich über das Benehmen der Artilleristen beklagte: „Wir befehlen," schrieb er ihm, „dass du Alles nach deinem Willen durch sie ausführen und diejenigen, welche sich widerspenstig zeigen, niederziehen und mit drei Stöcken tüchtig prügeln lassest." Aber auch auf die Befehlshaber erstreckte sich diese Strenge; dem Michael Fancsi, Unterfeldherrn bei den Szeklern, wo einige Verzögerung im Dienste stattgefunden hatte, befahl Mathias augenblicklich mit 300 Szeklern dem Woiwoden der Moldau zu Hülfe zu ziehen, widrigenfalls er dem Galgen nicht entrinnen würde. Wer aus dem gemeinen Haufen durch Eigenschaften und Verdienste hervorragte, den beförderte er zu den höchsten Reichswürden; übermüthigen Trotz demüthigte er und vertheilte nach Gerechtigkeit Lohn und Strafe.

Die dargestellten Thaten der böhmischen Banden können indes dem

Waffenruhm der eingebornen Ungarn keinen Abbruch thun : ihnen allein gehört der glänzende Sieg auf dem Brodfeld noch unter Hunyad; sie waren es, welche Jajtza und Szabacs mitten im Winter eroberten und die Türken bei Temesvár unter dem Woiwoden Pongratz bei Kövi, Haram, Pohassin, unter Paul Kiniszi, dem Despoten Vuk und Franz Karassti, zwischen der Drau und Sau unter Michael und Peter Szokoli zu Tausenden erschlugen, in die Flüsse sprengten und gefangen nahmen. Die ungarischen Heere eroberten Brünn sammt dem Spielberge unter Blasius Magyar, Olmütz unter des Königs Anführung; sie vertheidigten Breslau und das ungarische Lager davor gegen die beinahe vierfache Zahl der Böhmen, Polen und Tartaren und wichen erst, nachdem sie eine grosse Menge Feinde erlegt hatten; Ladislaus Madacs und Casper Janosi nahmen im Kampfe bei Vessele den Sohn des Georg Podiebrad, den Herzog Victorin, gefangen und überbrachten ihn dem Könige Mathias, von welchem sie mit einem Privilegium beschenkt wurden; an allen Gefechten der drei österreichischen Feldzüge nahmen die ungarischen Heere Theil; wohl konnten daher diese Helden die deutschen und böhmischen Hülfsheere als Kampfesbrüder und nicht als einen Gegenstand des Neides betrachten, gleichwie der grosse König selbst alle verschiedenartigen Theile seines Heeres mit gleicher Gerechtigkeit beherrschte, in jedem National-Charakter das Gute erkannte und zu seinen Zwecken leitete.

J. E.

Technische Notizen.

Die Überbrückung des East-River mittels hängender Wagen.

Die Überbrückung von Strömen oder von Schluchten vermittels gleitender Wagen, welche an einem von Ufer zu Ufer gespannten Seile hängen, ist keine neue Idee. Dieses Princip ist jedoch in diesem Augenblicke von J. W. Morse in New-York wieder aufgenommen und in einer solchen Vervollkommnung projectirt worden, wie dies zuvor niemals der Fall war. Morse hat nämlich eine Art Wagen sammt Hängebrücke erfunden, welche zum Transporte einer grossen Anzahl von Menschen, Zugthieren und Lasten dienen und speciell für eine Verbindung zwischen New-York und Brooklyn über den East-River in Anwendung kommen sollen.

Gegenwärtig verkehren zwischen den beiden genannten Städten besondere Dampffähren, welche allein die allerdings mangelhafte Verbindung derselben mit einander bilden. Man war deshalb schon lange darauf bedacht, eine Brücke an dieser Stelle zu erbauen; bei dem Umstande jedoch, dass hohe Seeschiffe in den East-River ein- und auslaufen, muss die Bahn einer solchen Brücke sehr hoch liegen. Die Folge davon ist, dass an den beiden Enden der Brücke an den Ufern sehr hohe Dämme nothwendig werden; aus diesem Grunde sind auch sehr lange Zufahrtsrampen anzulegen, und es reichen somit die durch die Anlage einer solchen Brücke nothwendigen Kunstbauten und Expropriationen weit in die Ufer hinein; ja, sie werden bei grossen Städten geradezu unmöglich.

Ein zu diesem Behufe von Röbling ausgearbeitetes Project einer Hängebrücke leidet gleichfalls an diesen Übelständen, und es sah sich deshalb Morse veranlasst, die oben erwähnte Construction zu projectiren, welche die genannten Nachtheile umgeht, dabei aber dennoch eine möglichst innige, continuirliche Verbindung der beiden Ufer vermittelt.

Die Construction der Brücke selbst, mit ihren Drahtseilen, Pilonen, Versteifungen u. s. w. ist, mit Ausnahme des viel geringeren Eigengewichtes, dieselbe wie die der meisten dermal bestehenden Hängebrücken, indem sie sich nur durch die Art und Weise unterscheiden, in welcher die Überführung der Lasten geschehen soll. Die Wagen sollen sich, wie bereits angedeutet wurde, nicht oberhalb der Brückenbahn, sondern unterhalb derselben bewegen, indem sie oben an einer Leitschiene hängen, längs deren die Bewegung geschieht. Trotz der bedeutenden Spannweite ist bei der Morse'schen Brücke kein Mittelpfeiler vorhanden; die Aufhängepunkte der Drahtseile liegen an den Ufern; die Widerlager und Pilonen sollen sich auf denselben befinden, und somit der Brückenverkehr durch die Uferanlagen an beiden Seiten begrenzt sein. Der Wagen wird die Ufer derart verlassen, dass er sich parallel mit dem Wasserspiegel, einige Fuss von demselben entfernt, bewegt und seine Ladung dem entgegengesetzten Ufer zuführt. Die Brückenanlage soll an derselben Stelle ausgeführt werden, wo gegenwärtig die Dampffähren den Verkehr vermitteln; nur dass dies auf eine viel leichtere und billigere Weise ermöglicht wird, indem man eine grössere Menge von Menschen und Frachten in etwa einem Viertel der Zeit mit grösserem Comfort und mit den halben Kosten transportiren kann.

Das Tragwerk der Brücke wird in der Hauptsache aus drei Drahtseilen von sehr bedeutender Stärke bestehen, welche von Pilon zu Pilon reichen, und an welchen drei doppelte stählerne Breitschienen aufgehangen sind, die 18 Zoll (engl. Mass) hoch, 4 Zoll dick und an jeder Seite mittels Versteifungsrippen an 12 Zoll im Geviert messende Unterzüge befestigt sind. Längs dieser Leitschienen bewegen sich doppelte Rollen von grosser Festigkeit, welche zunächst von starken eisernen Knien unterstützt und mit einer Plattform verbunden sind.

Die letztere ist dicht unter den Leitschienen angebracht und aus eisernen Trägern zusammengesetzt. Die Leitschienen liegen 140 Fuss über dem Wasserspiegel, so dass alle Arten von Fahrzeugen unter der Brücke verkehren können. Der Wagen wird an der erwähnten Plattform mittels runden Stahlstangen aufgehängt, welche $^1/_2$ Zoll dick, 3 Fuss von einander entfernt und entsprechend lang sind. Überdies führen Diagonalstangen, welche kreuzweise zwischen der Plattform und den Wagen angebracht sind, die nöthige Steifigkeit herbei. Die drei Leitschienen werden an die Drahtseile vermittels $1^1/_2$ Zoll starker Stahlstangen aufgehangen, welche 2 Fuss von einander entfernt sind, und bilden einen continuirlichen Träger von 28 Zoll Höhe und 20 Zoll Breite, der an beiden Enden gehörig gelagert ist.

Der Wagen wird 160 Fuss lang, 40 Fuss breit sein und zwei Etagen in der Höhe enthalten. Die untere Etage wird ausschliesslich für Pferde, Karren, Wagen und andere Vehikel bestimmt sein, die obere dagegen nur für Fussgänger reservirt bleiben. Fünftausend Passagiere können bei einer jedesmaligen Fahrt transportirt werden, und um das Füllen und Leeren des Wagens möglichst rasch und ohne Verwirrung zu bewerkstelligen, soll die Einrichtung derart getroffen sein, dass der Austritt aus dem Wagen von dem Eintritte in denselben ganz getrennt ist. Der Wagen wird durch eine stationäre Dampfmaschine hin und her bewegt, und zwar mittels eines Drahtseiles, welches über Frictionsrollen läuft. Der Führer des Wagens, welcher oberhalb desselben in einem Wärterhause postirt ist, kann mittels einer Telegrafenvorrichtung die Geschwindigkeit des sich bewegenden Wagens reguliren, ebenso das Stehenbleiben oder den Beginn der Bewegung einleiten.

Eine annähernde Berechnung hat ergeben, dass man mittels Morse's Wagen in einem Zeitraum von 12 Stunden 75000 Menschen, überdies 5700 Pferde und Wagen transportiren kann, also eben so viel als neun der gegenwärtig verkehrenden Dampffähren zu vollbringen im Stande wären, und dass man zu einer Fahrt höchstens 2 Minuten, ja, wenn es erforderlich wäre, auch nur eine Minute brauchen würde.

Unter den Vorzügen dieses Brückensystems, welche der „Scientific American" weiters anführt, wird besonders die grosse Billigkeit desselben hervorgehoben, indem beispielsweise die Morse'sche Brücke nur ein Viertel jener Summen erfordern würde, welche das von Röbling ausgearbeitete und oben bereits erwähnte Project einer Hängebrücke beansprucht. Ferner wird der weitere Vortheil erwähnt, dass sich diese Brücke in sehr kurzer Zeit, in einem Jahre, herstellen liesse, was bei dem Umstande, dass das bei Hängebrücken sonst so zeitraubende Zusammenfügen des Längsträgers hier in Wegfall kommt, ziemlich glaubwürdig erscheint. Weiters führt der „Scientific American" als Vorzug dieses Systemes an, dass es den Gefahren und Schwankungen in Folge der Stürme nicht ausgesetzt sei, weil ihm eben ein Längsträger, der immerhin eine bedeutende Höhe haben müsste, wenn die Brückenbahn von oben aus belastet würde, gänzlich fehlt. Dem gegenüber liesse sich jedoch das Bedenken aussprechen, ob der nur hängende, schwebende Wagen gerade durch heftige Winde nicht in solche Schwankungen gerathen dürfte, die dessen Existenz mindestens gefährden. Es lässt sich hierüber im Vorhinein kein negatives Urtheil abgeben, doch dürfte das in dieser Richtung günstige Urtheil des „Scientific American" mit der nöthigen Reserve aufzunehmen sein.

(Nach dem polytechnischen Journal.)

Das dritte transatlantische Kabel zwischen Europa und Nord-Amerika.

Dieses Kabel, der Société du Cable transatlantique français gehörig, dessen glückliche Verlegung und Landung bekanntlich vor kurzem erfolgt ist, geht von Brest aus nach der Westküste Irlands zu und wendet sich dann nördlich nach der Insel St. Pierre an der amerikanischen Küste südlich von Neufundland, von wo aus ein Kabel nach Duxburg Cove bei Boston geleitet ist. Die Länge des ganzen Kabels beträgt 3564 metrische Meilen, ein Drittel mehr als das der beiden andern Kabel; 2788 Meilen des Kabels liegen in der tiefen See, 776 Meilen im flachen Wasser zwischen St. Pierre und Boston. Das auf den Gutta-Percha-Werken der Telegraph construction and maintenance company gefertigte Kabel wurde am 14. September 1868 begonnen und anfangs Juni 1869 vollendet. Es besteht aus 7 Kupferdrähten, die, in eine Mischung von Gutta-Percha und Theer eingehüllt, durch 4 mit Gutta-

Percha abwechselnde Überzüge isolirt und dann nochmals mit getheertem Hanf und galvanisirten Eisendrähten übersponnen sind. Das Kabel hat jedoch 3 verschiedene Stärken: Hauptkabel, Zwischenstücke, die stärker sind als jenes, und Küstenstücke, die am stärksten sind. Das Gewicht des Kabels beträgt 8250 Tonnen. Die Stärke ist auf $7^3/_4$ Tonnen berechnet, während die höchste Spannung beim Auslegen des Kabels nur 14 Ztr. betrug. Die Kosten belaufen sich auf 920.000 Pfd. Sterling, wovon auf die Herstellung des Kabels 584.946 Pfd. Sterling (pro Meile 164 Pfd. Sterling) fallen. Der Apparat, mit welchem an diesem Kabel gearbeitet wird, ist das von Weber erfundene reflectirende Galvanometer.

Literatur.

Recension.

Pistor Willfried Reichsritter von. Die Feldbefestigung für Officiere der Infanterie und Cavallerie. Wien 1870. Verlag von J. Dirnböck. — Mit 2 Kupfern und einem Atlas. (19 Kupfertafeln).

Mit anerkennenswerthem Fleisse und Benützung der besten, bisher in dieser Richtung erschienenen Schriften zusammengestellt, entspricht das Werk der Widmung vollkommen und verdient den gegenwärtig in den Cadeten-Schulen gebräuchlichen Werken (Wasserthal, Leitfaden für den Unterricht im Pionnierdienst und der Befestigungskunst) entschieden vorangestellt zu werden.

Nur sind mehrere Capitel (insbesondere die Zündung der Minen) allzuausführlich behandelt, zuviel Detail aufgenommen, und hätten einige veraltete Dinge, wie das Percussionsschloss zur Minenzündung, die Bomben - Fougassen, der bei den Genie-Truppen nicht mehr im Gebrauche befindliche electrische Minen-Zünd-Apparat auf Tafel 10, der gedeckte Geschützstand auf Tafel 11 etc. füglich weggelassen werden können.

Die Brustwehrdicken sind durchaus um $^1/_3$ zu stark angegeben, und kommen in den Massen einige sehr störende Druckfehler vor.

Als Anhang bringt der Verfasser einen Aufsatz der österr. Militär. Zeitschrift 1868, 3. Band, „die Befestigung der Schlachtfelder und die technischen Truppen“ von (Brunner), welcher geeignet sein dürfte, den Schülern die Vortheile, welche befestigte Schlachtfelder und die zweckentsprechende Verwendung der Genie-Truppen der kämpfenden Armee bieten, klar zu machen.

Neue Bücher.

Herr Karl Czermak, Buchhändler in Wien, hat eine **Büchersammlung für die Verwundeten und Kranken der in Dalmatien kämpfenden k. k. Truppen** eröffnet und aus eigenen Vorräthen den Grund dazu gelegt. Die erste Sendung ging soeben an ihren Bestimmungsort ab.

Die im Jahre 1866 von Czermak veranstaltete Sammlung ergab in verhältnissmässig kurzer Zeit die ansehnliche Summe von 5000 Bänden, welche, mit Sorgfalt vertheilt, überall mit Jubel empfangen wurden; sie dienen theilweise noch heute in einzelnen Garnisonsspitälern als ein nicht zu unterschätzendes Mittel geistiger

Erholung für die an's Krankenlager gefesselten Krieger und bilden so kleine Spitals-Bibliotheken, deren Vermehrung sehr wünschenswerth ist.

Herr Czermak ist fortwährend bemüht dies zu thun und wendet sich nun abermals an den bewährten Wohlthätigkeitssinn seiner Mitbürger mit der Bitte um Beiträge an Büchern und Zeitschriften, deren wohl Jedermann einige entbehrliche besitzt.

Die betreffenden Gaben werden in der Buchhandlung des Genannten (Schottengasse 6, am Schottenthor), wie in der Administration des Journals „Wien", Stadt alter Fleischmarkt Nr. 4 (Darwarhof) angenommen, und die Namen der Spender seinerzeit in der Wiener-Zeitung veröffentlicht.

Im Laufe des Monates December 1869 erscheint: **„Katalog sämmtlicher in der k. k. Kriegs-Bibliothek befindlichen gedruckten Werke und Manuskripte."** 2. Theil. (Zuwachs vom Jahre 1853 bis 1867 nebst Register zum 1. und 2. Theile.) Wien. (Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.) 1869." — (Preis 2 fl., Selbstverlag des Kriegs-Archivs.)

Der im Jahre 1853 veröffentlichte Bücherkatalog der k. k. Kriegs-Bibliothek umfasst 8817 verschiedene Werke in 20.843 Bänden; der nächstens erscheinende Ergänzungsband oder der 2. Theil des Bücherkatalogs der k. k. Kriegs-Bibliothek begreift den Zuwachs an Büchern in der Periode 1853—1867, und zwar 5271 verschiedene Werke in 11.491 Bänden, und schliesst mit einem alphabetischen Register über beide Theile des Bücherkataloges d. h. mit einem alphabetisch geordneten Verzeichnisse über 14.088 verschiedene Werke in 32.334 Bänden.

Hoffmann W. Dr. Th., General-Superintendent etc. Deutschland und Europa im Lichte der Weltgeschichte. Berlin 1869. 12 und 253 gr. Octav-Seiten. Seidel. 2 fl. Ein zurückgelassenes Capitel aus: „Deutschland einst und jetzt im Lichte des Reiches Gottes."

Der als preussischer Hoftheolog und einflussreicher Hofmann bekannte, staatskirchlich hochgestellte Autor bringt hier eine geschichtliche Abhandlung, die ganz genau in sein „Deutschland einst und jetzt" hineinpasst. Die Fürsten aus dem Hause Hohenzollern sind dem preussischen Hofprediger lauter Wesen höherer Gattung, und der preussische Staat der erste unter den Staaten, dem von Gott und Rechtswegen das ganze Deutschland gebührt. England, die Heimat der preussischen Kronprinzessin, wird günstig beurtheilt, Frankreich hingegen, das der ferneren Vergrösserung Preussens im Wege steht, schwarz geschildert. Kömmt es zwischen Preussen und Frankreich zum Kriege, und ersteres erringt den Sieg, so verliert letzteres Elsass, Lothringen und Burgund. Was die religiösen Verhältnisse anbelangt, empfiehlt dieser herrschsüchtige Mucker, wie in „Deutschland einst und jetzt", „eine evangelische Nationalkirche in Deutschland unter preussischer Spitze", ohne welche, seiner Meinung nach, Deutschland in seinem innersten Herzen entzweit und zerrissen sei und bleibe.

Roscher Wilhelm. System der Volkswirthschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende. 1. Band. Die Grundlagen der National-Ökonomie enthaltend. 8. vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart 1868. 12 und 624 gr. Octav-Seiten. Gerold. 5 fl. 70 kr.

Dieser erste Band behandelt in der Einleitung Grundbegriffe, wissenschaftliche Stellung und Methoden der National-Ökonomie — im ersten Buch: Production der Güter; im 2.: Güterumlauf; im 3.: Vertheilung der Güter; im 4.: Consumtion der Güter und im 5. Buche: Bevölkerung.

Eine wissenschaftliche Arbeit ersten Ranges, unerschöpflich reich an geistvollen, überaus anziehenden Zusammenstellungen und Vergleichen aus dem gesammten Gebiete der Staatengeschichte und allen Zweigen des Volkslebens, der wärmsten Empfehlung und des gründlichsten Studiums würdig.

Roscher, der eminenteste Vertreter der historischen Methode der National-Ökonomie, d. h. jener Methode, die einzig und allein die richtige ist, verzichtet vollständig auf die Ausschmückung mit all' den glänzenden Theorien und unpraktischen Systemen, die in den vielen Idealschilderungen aus dem Gebiet der National-Ökonomie das grosse Wort führen und die Masse der Menschen irreleiten, und bringt dafür gleichsam die Anatomie und Physiologie der Volkswirthschaft, d. h. er schildert einfach klar und wahr, zuerst die wirthschaftliche Natur und die wirthschaftlichen Bedürfnisse des Volkes, dann die Gesetze und Anstalten, welche zur Befriedigung der letzteren bestimmt sind, endlich den grösseren oder geringeren Erfolg, den sie gehabt haben; er gibt also lauter Dinge, welche auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, welche von der Wissenschaft bewiesen oder widerlegt werden können, welche entweder wahr oder falsch sind, und deshalb im ersten Falle nicht eigentlich veralten.

Das Bestreben des Verfassers ist vornehmlich darauf gerichtet, wirkliche Praktiker auszubilden. Zu diesem Ende sucht er die Naturgesetze zu entwickeln, die der Mensch nicht meistern, sondern höchstens benutzen kann; er macht aufmerksam auf die verschiedenen Gesichtspunkte, aus denen jede wirthschaftliche Thatsache betrachtet werden muss, um allen Ansprüchen gerecht zu sein, und möchte den Leser daran gewöhnen, dass er bei der geringsten einzelnen Handlung in der Volkswirthschaftspflege immer das Ganze, nicht blos der Volkswirthschaft, sondern des Volkslebens vor Augen hat. Überhaupt will der Verfasser denjenigen, die sich seiner Führung anvertrauen, nicht etwa eine doctrinär auftretende Receptensammlung für alle Fälle der Volkswirthschaft einprägen, sondern seine Absicht geht vielmehr dahin, dieselben in Stand zu setzen, sich selbst — unabhängig von jeder Autorität, aber nach gewissenhafter Abwägung aller Umstände — Verhaltungsregeln für die Praxis der Volkswirthschaft schaffen zu können.

Die k k. österreichische Infanterie. Gedanken über ihre Vergangenheit und Gegenwart wie über ihre Mission in der Zukunft. (Grivicic Georg, k. k. General-Major.) Wien 1869. 6 und 81 Octav-Seiten. Seidel. 1 fl.

Die interessante kleine Schrift verdient mit Recht den Beifall, den sie allenthalben findet. Auf genaue Kenntniss der militärischen Verhältnisse basirt, und von dem Geiste echter Vaterlandsliebe durchdrungen, beleuchtet sie eben so freimüthig wie sachverständig das wahrhaft Nothwendige zur Hebung der österreichischen Infanterie und gibt dabei höchst gediegene Rathschläge, die der eingehendsten Beachtung würdig sind.

Pio Bosi, luogotenente di fanteria. Il soldato italiano istrutto nei fasti militari della sua patria etc. etc. Torino 1869. 1—9 Bogen 144 Octav-Seiten. Gerold. 64 kr.

Populär geschriebenes, zur Belehrung des italienischen Soldaten bestimmtes Nachschlagebuch über die militärische Geschichte Italiens, von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage, — bringt in alphabetischer Ordnung kurzgefasste Artikel historischen, biographischen, topographischen und militärischen Inhalts.

Fraas Oscar, Dr., Prof. in Stuttgart. Die Nördlinger Schlacht am 27. August 1634 (alte Zeitr.). Nördlingen 1869. 45 Octav-Seiten mit einer Karte. Braum. 89 kr.

Seit Jahren mit geologischen Aufnahmen der Gegend bei Nördlingen beschäftigt, lernte der Verfasser das denkwürdige Schlachtfeld genau kennen, auf welchem die Kaiserlichen unter König Ferdinand und General Gallas am 7. September 1634 (neue Zeitr.) den vollständigsten Sieg über das schwedisch-protestantische Heer unter Bernhard von Sachsen-Weimar und General Horn errangen, — studirte, dadurch angeregt, den Hergang der Schlacht und benutzte

dazu mit echt deutscher Gründlichkeit die gesammte bezügliche Literatur von „Don Fernande, infant d'Espagne“, des Don Diego Aedo et Gallart (übersetzt von Chifflet) 1635 angefangen bis zur „Schlacht bei Nördlingen“ von Fuchs 1868 — und fand, dass sämmtliche Schriftsteller wegen Unkenntniss des Terrains den Originalbericht des schwedischen Generals Horn über die Schlacht falsch deuteten.

Der Werth dieser anziehenden geschichtlichen Studie wird noch erhöht durch eine topographische Karte des Schlachtfeldes, die mit grosser Sorgfalt ausgeführt erscheint.

Barsch Hermann, k. k. Bezirksgerichts-Assessor. Militär-Strafgesetz und Militär-Strafgerichtsordnung für das Königreich Bayern sammt Einführungsgesetz. Würzburg 1869. 207 kl. Octav-Seiten. Gerold 1 fl. 2 kr.

Populär verfasstes Hilfsbuch zum genauen Verständniss des Militär-Strafgesetzbuches und der Militär-Strafgerichtsordnung in Bayern, geschöpft aus den Motiven zu den bezüglichen Gesetz-Entwürfen, aus den Verhandlungen der beiden Kammern, den einschlägigen oberstrichterlichen Entscheidungen etc. und versehen mit ausführlichen alphabetischen Sachregistern.

Kodolitsch, k. k. Major. Die englische Armee in Abyssinien 1867 bis 1868. Wien 1869. 252 gr. Octav-Seiten mit 8 Tafeln und 59 Holzschnitten. Gerold. 4 fl.

Die recht gut geschriebenen Artikel, die in der österr. milit. Zeitschrift (1868 und 1869) über den Feldzug der Engländer in Abyssinien erschienen, sind hier vereinigt. Sie schildern theils nach eigener Anschauung des Verfassers, theils nach englischen Originalquellen mit gewissenhafter Gründlichkeit und entschiedener Sachkunde die Organisation der bezeichneten Unternehmung und die verschiedenen technischen Arbeiten, die zur Überwindung der Terrainhindernisse nothwendig waren, und geben dabei beachtenswerthe Lehren über Heeres-Organisation und Technik der Heeresleitung im Allgemeinen.

Dienstvorschriften für das königl. sächsische (12.) Armee-Corps. Dresden 1869. 1. Heft. 60 Octav-Seiten. 2. Heft. 128 Octav-Seiten. Braumüller. 73 kr.

Dienstvorschriften vom 2. December 1868 und 17. Juli 1869 treten an die Stelle des Dienstreglements vom Jahre 1833, welches gleichzeitig ausser Kraft gesetzt wird.

Descola Eduard. L'émancipation départementale. Paris 1869. 412 Octav-Seiten. Gerold. 1 fl. 80 kr.

Der Verfasser sieht in der schrankenlos übertriebenen Centralisation der ganz autokratisch eingerichteten Verwaltung Frankreichs, in der systematisch durchgeführten Ausbeutung des ganzen Landes zu Gunsten von Paris, und in der unbeschränkten Dictatur, welche diese Stadt seit der Revolution von 1789 gegen die Provinzen ausübt, die Hauptursachen, warum in Frankreich der Bestand einer wirklich freisinnigen Verfassung unmöglich ist; er verlangt demnach eine auf gesetzlichem Wege bewerkstelligte Abschaffung der bezeichneten Übelstände, d. h. eine allmälig und friedlich durchgeführte Emancipation der Individuen und Familien, der Gemeinden und Departements von den drückenden Fesseln der Hauptstadt und erwartet davon den definitiven Regierungsantritt der wahren Freiheit in Frankreich.

Leer, Oberst im kais. russischen Generalstabe. Strategische Aufsätze. Aus dem Russischen. Breslau 1869. 211 gr. Octav-Seiten. Braumüller. 2 fl. 54 kr.

Verständig gearbeiteter, gut brauchbarer Leitfaden für den Vortrag, hält sich von allen dogmatischen Künsteleien fern und stützt seine theoretischen Sätze einzig und allein auf die praktischen Lehren der Kriegsgeschichte.

Minor E., Hauptmann in der 6. Artillerie-Brigade. Die englische Landmacht, ihre Organisation und Stärke. Berlin 1869. 200 gr. Oct.-Seiten. Gerold. 1 fl. 60 kr.

Veranlasst durch Beobachtungen und Notizen, die der Verfasser während einer Reise in England im Jahre 1868 gesammelt, hielt er im Winter 1869 in militärischen Kreisen einige Vorträge über die Militärverhältnisse Englands, die nun hier, wesentlich ergänzt, veröffentlicht vorliegen. Nach kurzen einleitenden Bemerkungen über Land und Leute, Pferde, Statistisches und Panzerflotte, beschreibt er ebenso ausführlich wie gründlich die Organisation und Administration der gesammten Landmacht (Militia und Volunteers) in Grossbritannien und Irland, schildert dann die Colonial-Regimenter und Corps der Colonien, die Militär-Organisation in Indien, und bringt zum Schlusse eine gedrängte Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der britischen Armee und die gegenwärtige Stärke der gesammten Landmacht.

England zählt in Europa 5660 Quadrat-Meilen mit 29,900.000 Einwohner, und ausserhalb Europa's 378.316 Quadrat-Meilen mit 201 Millionen Einwohner. Die ganze Stärke der Landmacht in Europa, den Colonien und Indien beträgt mit Einschluss der Colonial-Corps, der Local-Truppen in Indien und sämmtlicher Reserven 783.000 Mann, und mit dieser Macht, die im Verhältnisse zu den Besitzungen ganz geringfügig ist, hält das kleine, aber geistes- und willenskräftige und darum bewundernswerthe englische Volk die ganze Erde umfasst und die wichtigsten Schlüsselpunkte und bedeutendsten Handelsstationen in Besitz.

Description de la place et du camp retranché d'Anvers, par le capitaine Vankerckhove et le lieutenant Rouen du regiment des grenadiers. Bruxelles. Paris 1869. 68 Octav-Seiten mit 5 Tafeln. Gerold. 2 fl. 22 kr.

Ausführliche Beschreibung von sämmtlichen Werken, Inundationen und sonstigen Vertheidigungsanstalten der historisch berühmten Stadt Antwerpen, die, gegenwärtig durch die Erbauung einer Reihe von neuen Befestigungen und die Herstellung eines verschanzten Lagers zu einer wahren Armee-Festung erhoben, die Basis des belgischen Vertheidigungs-Systems bildet, und die bei einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland, besonders wenn England an dem Kampfe theilnimmt, eine sehr grosse Wichtigkeit besitzt.

Pezet de Corval H., Dr., grossherzoglich badischer Stabsarzt. Die erste Hilfe bei Verletzungen und sonstigen Unglücksfällen. Zum Gebrauche für Officiere, freiwillige Helfer, Feuerwehrmänner, Lehr- und Eisenbahnbeamte. Carlsruhe 1869. 60 kl. Octav-Seiten mit 3 lith. Tafeln. Seidel. 76 kr.

Gibt in kurzer bestimmter Form die nöthige Anleitung, wie bei Verletzungen mit möglichst einfachen Mitteln werkthätige Hilfe geleistet werden könne, — befasst sich zuerst sehr richtig mit der Betrachtung des menschlichen Organismus, weil Niemand im Stande ist, eine Hilfe von irgend welcher Bedeutung zu leisten, der nicht einige Kenntniss von dem Baue des menschlichen Körpers besitzt, — schildert hierauf die einzelnen am häufigsten vorkommenden Verletzungen mit besonderer Rücksicht auf den Soldaten im Felde, die Erscheinungen bei denselben, sowie das in jedem Falle einzuschlagende Verfahren bis zum Eintreffen des Arztes und schliesst mit der Belehrung über die Art und Weise, wie der Transport der Verletzten zu bewerkstelligen sei.

Stadelmann Hugo, k. bayerischer Oberlieutenant. Das in der kön. bayerischen Armee adoptirte Rückladungs-System Werder.

Nach dem Originale aufgenommen und beschrieben. Amberg 1869. 56 Octav-Seiten mit 5 Tafeln in Folio. Gerold. 2 fl. 66 kr.

Enthält: Infanterie-Gewehr von 1869 und Patrone, — Gewehrzubehör, Erhaltung, Reinigung, Untersuchung, Magazinirung und Versendung der Waffe, — Leistung und Verwerthung des Systems.

Das Werder-Gewehr, dessen Solidität und Leistungsfähigkeit nach den bisherigen Versuchen in allen in Betracht kommenden Beziehungen vorzüglich sind, und das nun von den „militärischen Blättern" als eine „specifisch bayerische Erfindung" ungünstig beurtheilt wird, erscheint hier ausführlich und deutlich beschrieben und durch nett ausgeführte Figurentafeln versinnlicht.

Heller B. Carl, k. k. Professor am Gymnasium der Theresien-Akademie. Darwin und der Darwinismus. Wien 1869. 39 Octav-Seiten. Seidel. 40 kr.

Darwin's Lehre ist zwar noch nicht mit vollster Sicherheit begründet, noch nicht jeder Zweifel an ihr behoben, indessen allen Anzeichen nach scheint ihre endliche Bestätigung nur mehr eine Frage der Zeit zu sein; jedenfalls ist sie die gelungenste Art, um die Einwirkung der äusseren Lebensbedingungen auf die Formen der organischen Wesen gebührend zu würdigen. Man hat zwar Darwin in vielfacher Weise verketzert, aber einen wirklichen wissenschaftlichen Gegner hat er bis jetzt noch nicht gefunden. Gleich nach dem Erscheinen seines ersten Werkes („über die Entstehung der Arten") wurde er von gewisser Seite in heftiger Weise angefeindet, weil er den Menschen vom Affen abstammen lasse; doch gerade die hierauf basirten Angriffe gegen Darwin sind ein schlagender Beweis von der widerlich-lächerlichen Verlogenheit dieser Leute, weil in dem bezeichneten Buche das Verhältniss des Menschen zum Affen gar nicht besprochen, ja der Affe nicht einmal genannt ist.

Die leichtverständlich geschriebene kleine Abhandlung erörtert mit geistig freier Auffassung die Hauptsätze des Darwinismus und bringt dabei viele interessante Daten, die eine gediegene naturwissenschaftliche Bildung des Verfassers bekunden.

Heusinger Otto, Lieutenant im herzogl. braunschweigischen Infanterie-Regiment Nr. 92. Amerikanische Kriegsbilder. Aufzeichnungen aus den Jahren 1861—1865. Leipzig 1869. 262 Octav-Seiten. Seidel. 2 fl. 54 kr.

Der Verfasser hat den nordamerikanischen Bürgerkrieg in einem deutschen Regimente der Unions-Armee mitgemacht und bringt nun hier nach eigenen Anschauungen und Erfahrungen eine Reihe von Aufzeichnungen, die anziehend und sachkundig geschrieben und so geordnet sind, dass sie einen deutlichen Überblick des ganzen Kampfes gewähren. Der Verfasser ist augenscheinlich bestrebt, einen echthistorischen, d. h. ganz objectiven Standpunkt einzunehmen; denn obgleich er die abscheuliche Tendenz der Südstaaten, einen glücklichen allgemein beneideten Staatenverband zu zerreissen, um die schmachvolle Einrichtung der Negersclaverei aufrecht zu erhalten, mit verdienter Verachtung behandelt, so lässt er doch dem conföderirten Heere, dessen Thaten stets nur mit Bewunderung erzählt werden können, im strengsten Sinne des Wortes Gerechtigkeit widerfahren.

Zenker Wilhelm, Dr., Lehrer an der kön. Realschule zu Berlin etc. Der Suezcanal und seine commercielle Bedeutung, besonders für Deutschland. (Separat-Abdruck aus der Weser Zeitung.) Bremen 1869. 77 Octav-Seiten nebst einer Karte. Gerold. 95 kr.

Untersucht die technische Leistungsfähigkeit und die commercielle Bedeutung dieses neuen Handelsweges und erwägt den Einfluss, welchen derselbe auf den deutschen Handel ausüben kann. — Es steht bereits fest, dass der Handelsverkehr durch den Canal nur durch Dampfschiffe wird stattfinden können; ab-

gesehen davon, dass die Segelschifffahrt im rothen Meer sehr schwierig ist, bleibt der Hauptgrund, weshalb der Canal von Segelschiffen nicht benutzt werden kann, der, dass die wenigen Wochen Zeitersparniss keine genügende Entschädigung für die hohen Canalabgaben bilden. Daraus ergibt sich nun die Frage, ob und für welche Waaren die Dampfschifffahrt durch den Canal in den indischen Ocean wird concurriren können mit der Segelschifffahrt um Afrika herum. Die Erörterung derselben ist der Gegenstand dieser Abhandlung, die in einer Reihe von Berechnungen nachzuweisen sucht, für welche Artikel die Dampfschifffahrt, und für welche die Segelschifffahrt vorzuziehen ist, und die dabei Vorschläge enthält, welche jedenfalls die Aufmerksamkeit der deutschen Handelswelt verdienen.

Juste Theodor. Leopold I. König der Belgier. Nach ungedruckten Quellen geschildert. Deutsch von Dr. J. J. Balmer-Rinck. Gotha 1869. 30 und 564 gr. Octav-Seiten. Seidel. 7 fl. 60 kr.

Theodor Juste, der eminenteste Historiograph Belgiens, brachte im Jahre 1868 in dem Werke „Léopold I. roi des Belges (1790—1865)" eine gediegene historische Arbeit, die sich den besten seiner früheren Leistungen würdig anschliesst, eine aus authentischen Quellen geschöpfte, vortrefflich gelungene Darstellung von dem Leben und Wirken jenes mustergiltigen Königs, der nach dem beinahe einstimmigen Ausspruche der öffentlichen Meinung durch seine politische Einsicht und Weisheit den ersten Platz unter den Regenten seiner Zeit eingenommen hat. Die Übersetzung des Juste'schen Werkes ist getreu und fliessend durchgeführt.

Heyse K. W. L., Dr., Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse's deutsche Schulgrammatik mit Beispielen und Übungsaufgaben. 21. verb. Aufl. Hannover 1868. 42 und 486 gr. Octav-Seiten. Seidel. 1 fl. 90 kr.

Heyse's allgemein bekanntes, ungemein verbreitetes Lehrbuch der deutschen Sprache ist im Jahre 1868 bereits in der 21. Auflage neu bearbeitet und verbessert erschienen. Dasselbe entspricht allen Forderungen, die an eine gute Schulgrammatik zu richten sind, ist vollständig, wohlgeordnet, deutlich, leichtfasslich, frei von Widersprüchen mit sich selbst, hält sich auf den Standpunkt der neuesten Forschungen, vereinigt mit dem didaktischen auch das höhere wissenschaftliche Verdienst und gibt eine hinlängliche Sammlung von Beispielen lehrreichen Inhalts.

Alphabetisches Sachregister zum Reichsgesetzblatt für das Kaiserthum Österreich 1858—1863. Verfasst von Heinr. Astl, k. k. Bezirksamts-Actuar. Prag 1865. 183 Seiten in Quart. Braumüller. 2 fl. 40 kr. — Alphabetisches Sachregister etc. etc. 1864—1868. Zusammengestellt von W. Frank, Prag 1869. 78 Seiten in Quart. Braumüller. 1 fl. 50 kr.

Die bezeichneten zwei Register umfassen alle in dem Reichsgesetzblatte für das Kaiserthum Österreich aufgenommenen Gesetze und Verordnungen für den Zeitraum der Jahre 1858—1868 mit besonderer Ersichtlichmachung des Zusammenhanges und genauer Angabe der ganz oder theilweise erfolgten Ausserkraftsetzung, Vervollständigung und Berichtigung derselben.

Rothpletz E., eidgenössischer Oberst. Die schweizerische Armee im Felde. Eine Anleitung zum militärischen Denken und Arbeiten. Basel 1869. 1. Theil. 279 Octav-Seiten mit einer Tabelle. Gerold. 2 fl. 22 kr.

Der 1. Theil „vom Kriege" untersucht „Natur, Elemente und Führung des Krieges" und schliesst mit einer Tabelle „rationelle Eintheilung der eidgenössischen Armee". Der 2. Theil „die Heeresarbeit" wird die Capitel „Aufgebot, Verpflegung, Ruhe, Marsch, Recognoscirung und Kampf" enthalten.

Das Werk behandelt die Theorie des Krieges vom specifisch-republikanischen Standpunkte, mit besonderer Anwendung auf die militärischen Verhältnisse der Schweiz. Der Verfasser bekundet einen schätzenswerthen Reichthum eigenen Geistes, schreibt mit anziehender Originalität und zeigt vielseitige Kenntnisse, namentlich ein gründliches Verständniss der eminentesten Schriften der Militär-Literatur. Nach dem Erscheinen des 2. Theiles werden wir dieses interessante Werk einer ausführlichen Besprechung unterziehen.

Neue Karten.

Staatkundige Kaart van het konigrijget Nederlanden tot overzigt der Kiesdistrikten aantal Kiezers enz.

Volgens de jongste wettaleyke bepalingen op the Schaal van 1: 400.000 Naar de topographische en Militaire Kaart van het Ministerie van Orlog. Vervaardigt en uitgegeven by J. Smulders et Comp. lith. van Z. M. den konings Hage 1869. Preis 3 fl. 80 kr.

Ist eine namentlich in statistischer Hinsicht interessante Karte. Selbe enthält die sämmtlichen Gemeinden mit ihrer Bevölkerungszahl in einer eigenen ausführlichen Tabelle, ebenso ein Totale der Bevölkerung in den Haupt-Wahl-Districten, wie selbe nach den Beschlüssen der 2. Kammer der Generalstaaten eingetheilt würden.

Sonst enthält die Karte: Eisenbahnen mit den Stationen, Strassengänge, Canäle, Dämme, Dünen und die ältere und neuere administrative Eintheilung.

Piemont, topographische Karte, 1: 50.000.

Blatt 13 Vallorcine, 21 Monte Bianco, à 2 fl. 25 kr.

Die Karte, aus 91 Blättern bestehend, ist nunmehr bis auf das Blatt 3 (Spiegazioni) vollendet.

Frankreich, topographische Karte, 1: 8.000.

Blatt 169 Belley (reambulirt.)
Blatt 220 St. Afrique, 223 Forcalquier.
Blatt 237 Antibes, 247 Marseille.
Blatt 248 Toulon à 3 fl. 20 kr.
Blatt 249 Tour de Camarat.

Diese Karte erscheint in 264 Blättern, und fehlen zur Ergänzung annoch 16 Blätter.

France, Chemins de fer et lignes maritimes. Paris 1869. Andriveau-Goujon, Editeur, 1: 2,200.000.

Ist die neueste Eisenbahnkarte von Frankreich, die Departements in Farben unterschieden. Dabei eine kleine Umgebungskarte von Paris, innerhalb des Rahmens.

Carte de la Basse Egypte et du Canal Maritime de Suez, dressée par Desbouissons, 1: 500.000.

Schön und deutlich gearbeitete Karte in Farbendruck, mit den Eisenbahnen, Canälen und sonstigen sorgfältig eingetragenen Gewässern und sehr guter Schrift. Beigefügt sind Pläne von Port Saïd, Suez und Ismailia; ferner eine Übersetzung der arabischen Benennung in's Französische. Terrain leicht markirt, cultivirtes und nicht cultivirtes Land in Farben unterschieden.

Darlehens-Fond für Officiere,

gegründet von Seiner kaiserlichen Hoheit dem Herrn Feldmarschall Erzherzog Albrecht, nach seinem Bestande am Schluss des Jahres 1869.

I. Statuten

des von Seiner kaiserlichen Hoheit dem Herrn Feldmarschall Erzherzog Albrecht gegründeten Darlehens-Fondes für Officiere vom Hauptmanne und Rittmeister abwärts, des streitbaren activen Standes des stehenden Heeres. Genehmigt von Seiner k. und k. Apostolischen Majestät mit a. h. Entschliessung vom 15. September 1869.

§. 1. Das Stammvermögen dieses Unterstützungs-Fondes bilden:

a) Einmalhundert Tausend Gulden galizische Grundentlastungs-Obligationen, zu 5 Percent verzinslich, gespendet von Seiner kaiserlichen Hoheit dem Herrn Feldmarschall Erzherzog Albrecht, und

b) jene Beträge, welche von anderen Armee-Freunden zu diesem Zwecke als Stiftungsbeiträge oder Legate in Barem, in Werthpapieren u. dgl. gewidmet und nach §. 3 sichergestellt werden.

§. 2. Der Fond hat den Namen „Officiers-Darlehens-Fond" zu führen.

Protector desselben ist der jeweilige Besitzer des Erzherzog Carl'schen Fideicommisses.

§. 3. Das Stammvermögen (§. 1) ist unantastbar.

Die durch Verlosung oder Concentrirung von Effecten desselben erzielten Beträge müssen vollständig zum Ankaufe anderer, pupillarmässige Sicherheit bietender Werthpapiere verwendet werden.

Von dem Stammvermögen darf unter keinem Vorwande irgend ein Betrag ausgeliehen, versetzt oder zu sonstigen Geld-Operationen und Zwecken hergegeben werden. (§. 20 bis 21.)

§. 4. Die Interessen dieses Stammvermögens, vom 1. November 1869 angefangen, werden zu Darlehen an unbemittelte, augenblicklich ohne ihr Verschulden in Geld-Verlegenheiten gekommene Officiere vom Hauptmanne und Rittmeister abwärts, des streitbaren activen Standes des stehenden Heeres verwendet.

Demgemäss können weder Stabs-Officiere, noch Officiers-Stellvertreter, Cadeten und Nichtstreitbare aus demselben betheilt werden.

Nur wenn ein unbemittelter Hauptmann oder Rittmeister zum Stabs-Officier befördert wird, kann ihm behufs der Equipirung ein Darlehen — innerhalb der Grenzen des §. 5 — gegen die statutenmässige Rückzahlung und Verzinsung bewilligt werden.

Die Mitglieder des Ausschusses und deren Stellvertreter dürfen niemals Schuldner des Fondes sein.

§. 5. Das Darlehen darf die Höhe von drei Monats-Gagen des Betreffenden nicht übersteigen, soll auf ganze Gulden abgerundet sein und ist in längstens zwölf gleichen Monats-Raten zurückzuzahlen.

Die Raten dürfen nicht mehr als ein Viertel und in der Regel nicht weniger als ein Sechstel der Friedens-Monats-Gage jener Charge betragen, welche der Darlehens-Empfänger bei Contrahirung des Darlehens innehatte.

Die erste Rate wird erst von der Gage des zweiten Monats — nach jenem, in welchem das Darlehen ausgefolgt wurde — abgezogen.

Zu Darlehen gegen Verpfändung von Gütern oder Staats- und Lotterie-Papieren ist der Ausschuss durchaus nicht ermächtigt.

§. 6. Nach Rückzahlung der letzten Anlehens-Rate ist von der Gage des nächsten Monats ein der 4percentigen jährlichen Verzinsung des ursprünglichen Darlehens gleichkommender Betrag abzuziehen und an den Ausschuss des Darlehens-Fondes einzusenden.

§. 7. Als Stamm-Capital für den Reserve-Fond dienen weitere, gleichfalls von Seiner kaiserlichen Hoheit dem Feldmarschall Erzherzog Albrecht gespendete Zehntausend Gulden galizische Grundentlastungs-Obligationen, welche zu diesem Zwecke besonders gewidmet werden.

Die Verzinsung der Darlehen (§. 6) wird zur Hälfte zur Vermehrung dieses Reserve-Fondes bestimmt.

Die andere Hälfte wird, gleich den einlaufenden Rückzahlungen und den jährlich zuwachsenden Interessen des Stammvermögens, zu weiteren Darlehen verwendet.

§. 8. Der Reserve-Fond ist bestimmt, durch seine Zinsen die durch Tod des Schuldners ohne Hinterlassung eines Vermögens, oder sonst uneinbringlich gewordenen, noch ausständigen Darlehens-Reste dem Fonde zu ersetzen.

Ebenso sind von diesen Zinsen die auf das Minimum zu reducirenden Spesen des Ausschusses zu bestreiten.

Der allfällige Ueberschuss der Zinsen des Reserve-Fondes wird zur Capitals-Vermehrung des letzteren verwendet, und es hat darüber — nach richtig gestelltem Rechnungs-Abschluss — der Ausschuss zu entscheiden.

§. 9. Jeder der im §. 4 bezeichneten Officiere, der einen Vorschuss unbedingt benöthigt, hat sich nur mit einem Ersuchschreiben — in welchem die Nothwendigkeit eines Vorschusses begründet ist — durch seinen Truppen-Commandanten an den Leiter des Ausschusses zu wenden. (§. 10.)

Dieses Schreiben wird — sofern es realisirt wurde (§. 17) — unter Beischluss des Post-Aufgabs-Recepisses oder der Loco-Empfangs-Bestätigung auf dem Gesuche als Empfangs-Document betrachtet und aufbewahrt, daher andere Quittungen nicht erforderlich sind.

Unberücksichtigte Briefe dagegen werden mit dem abweislichen Indossat-Bescheide unverzüglich an den Bittsteller rückgesendet werden.

§. 10. Um jedoch allen Missbräuchen beim Anspruche von Vorschüssen zu begegnen, anderseits doch einige Bürgschaft für die Möglichkeit der Rückzahlung zu erhalten, muss das Ersuchschreiben das „Gesehen" des Truppen-Commandanten mit der Bestätigung enthalten, dass kein Verbot oder Abzug auf der Gage des Bewerbers haftet.

§. 11. So lange der Schuldner die letzte Rate und die Zinsen eines früheren Darlehens noch nicht vollkommen berichtigt hat, kann derselbe um ein neues Darlehen nicht einschreiten.

§. 12. Da dieser Fond und die Gebahrung mit demselben einen Humanitäts-Zweck verfolgt, um bedrängte Officiere vor Wucherern zu bewahren, so wird auch die pünktliche Rückzahlung der Darlehens-Raten als Ehrensache erklärt.

Der betreffende Truppenkörper sendet die allmonatlichen Raten (ohne Zuschrift, nur mit einem Zettel) an den Ausschuss.

§. 13. Die Verwaltung dieses Darlehens-Fondes leitet ein Ausschuss, bestehend aus

1 General oder höheren Stabs-Officier des activen — oder Ruhestandes als Präses;

1 Stabs-Officier des activen — oder Ruhestandes, als Präses-Stellvertreter;

4 Hauptleuten (Rittmeistern);

4 Subaltern-Officieren des activen, streitbaren Standes als Beisitzern, dann

1 höheren Auditor als Rechtsconsulenten.

Der Präses wird von dem jeweiligen Besitzer des Erzherzog Carl'schen Fideicommisses gewählt.

Die anderen Ausschuss-Mitglieder wählt gegenwärtig der Präses, und zwar: aus solchen Personen, welche in Wien domiciliren oder in Garnison stehen und ihre Dienste freiwillig diesem wohlthätigen Zwecke widmen, — und bringt solche dem commandirenden General in Wien zur Bestätigung in Antrag.

Bei dieser Wahl ist vornehmlich darauf Rücksicht zu nehmen, dass unter den Ausschussgliedern möglichst alle Waffengattungen vertreten seien.

Nach Ablauf von drei Jahren, oder bei früherem Abgange eines der Ausschuss-Mitglieder, hat der Ausschuss den entsprechenden Ersatz einzuleiten, während sich der Besitzer des Erzherzog Carl'schen Fideicommisses das Recht vorbehält, den Präses des Ausschusses auf fernere Zeit zu belassen oder abzulösen.

§. 14. Bei allen Verhandlungen und Beschlüssen über eingelangte Gesuche u. dgl. entscheidet die Mehrheit der Stimmen.

Jedes Ausschuss-Mitglied, auch der Präses, beziehungsweise dessen Stellvertreter (nur der Rechtsconsulent nicht), hat Eine Stimme.

Bei Stimmen-Parität entscheidet die Stimme des Präses, oder in dessen Verhinderung jene des Präses-Stellvertreters.

Bei gewöhnlichen Verhandlungs-Gegenständen sind mindestens fünf anwesende Ausschuss-Mitglieder, einschliesslich des Präses oder dessen Stellvertreters, beschlussfähig.

Wenn es sich aber um wichtige Beschlüsse oder um den Antrag einer Abänderung irgend eines Statuten-Punktes handelt, muss dieser von sämmtlichen Ausschussgliedern in Berathung genommen werden. (§. 19.)

In solchen Fällen ist unbedingt eine Majorität von zwei Dritteln der Stimmen massgebend.

§. 15. Der Rechtsconsulent ist bei den Verhandlungen berathendes Mitglied ohne Stimmrecht. (§. 14.)

Er ist der Rechts-Anwalt des Unterstützungs-Fondes und ist statutenmässig bevollmächtigt, bei allenfalls nöthig werdenden gerichtlichen Eintreibungen von Darlehens-Beträgen im Namen des Fondes Vergleiche zu schliessen, Urtheile zu erwirken, Vormerkungen zu veranlassen und Gage-Executionen zu führen.

§. 16. Der Ausschuss trägt gegenüber der Armee die Haftung für die pünktliche Erfüllung der Statuten.

Ein Abgehen von dem Wortlaute derselben ist für keinen Fall gestattet.

Überdies ist es Aufgabe des Ausschusses:

a) über die ordnungsmässige Einzahlung der Ratenbeträge und die richtige Buchführung zu wachen;
b) auf die möglichst vortheilhafte Fructificirung der disponiblen Gelder bedacht zu sein;
c) für die fortwährend genaue Evidenz des Fonds-Vermögens Sorge zu tragen, und
d) alle im Interesse des Unternehmens wünschenswerth erscheinenden Massregeln gleich, oder nach den halbjährigen Berathungen dem Protector des Darlehens-Fondes in Antrag zu bringen.

Der Ausschuss leistet, empfängt und verrechnet alle Zahlungen in der gesetzlichen Landes-Währung.

Die Gelder und Werthpapiere des gesammten Darlehens-Fondes werden in der Expedits-Casse des k. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums — unter der besonderen Mithaftung der dortigen Casse-Mitsperrer — in einem abgesonderten Kistchen aufbewahrt.

Weder der Präses noch die sonstigen Ausschuss-Mitglieder haben auf irgend eine Entlohnung Anspruch.

§. 17. Der Ausschuss führt
1 Einreichungs-Protocoll,
1 Cassa-Journal,
1 Einnahme- und Ausgabebuch,
1 Schulden-Verzeichniss,
1 Correspondenz-Protocoll und die sortirten Briefe der Schuldner, unter Beischluss der Recepisse oder Loco-Empfangsbestätigungen.

Die innere Einrichtung des Geschäftsbetriebes und die Anlage der Protocolle wird dem Ermessen des Präses anheim gestellt, der sich dabei die grösstmöglichste Einfachheit angelegen sein zu lassen hat.

Der Ausschuss prüft an den festgesetzten Sitzungstagen alle eingelangten Geschäftsstücke und erledigt dieselben nach Stimmenmehrheit. (§. 14.)

Alle Geschäftsstücke sind ausser vom Präses oder dessen Stellvertreter, noch von zwei anderen Mitgliedern mitzufertigen. (§. 9.)

Allmonatlich findet die Scontrirung der Casse und die Prüfung der Bücher — welche jedes Ausschuss-Mitglied einsehen kann — und alle halbe Jahr eine Verhandlung der gesammten Ausschussglieder zu dem Zwecke statt, um etwaige Wahrnehmungen in der Geschäftsgebarung und darauf bezügliche Anträge in Berathung zu ziehen.

Eventuell ist hierüber ein Protocoll aufzunehmen und dabei in der Art vorzugehen, dass die Anträge vom Unterlieutenant aufwärts protocollirt werden.

Überdies steht es dem Präses zu, in besonderen Fällen eine ausserordentliche Versammlung zusammen zu berufen.

Über die Annahme der in solchen Fällen gefassten wesentlicheren Beschlüsse — welche den Wirkungskreis des Präses überragen — entscheidet der Protector oder eine von ihm darum speciell aufgeforderte höhere Militär-Behörde.

Nur in Fällen von angetragener Änderung der gegenwärtigen Statuten sind die aufgenommenen Protocolle im Wege des Reichs-Kriegs-Ministeriums und mit dessen Wohlmeinung versehen dem Protector zur Entscheidung vorzulegen, von wo der Act bei Zustimmung des letzteren der Allerhöchsten Schlussfassung unterzogen wird. (§. 19.)

§. 18. Das k. k. Reichs-Kriegs-Ministerium ist ermächtigt, das Gebaren des Ausschusses, sowie die genaue Einhaltung der Statuten zu controliren, was jedoch in möglichst kurzer Form, durch Einsichtsnahme der Bücher und Scontrirung der Casse in verschiedenen Zeitperioden geschehen wolle.

Übrigens hat der Ausschuss alle Jahre, und zwar mit Abschluss Decembers einen Jahresbericht zu verfassen und hievon
1 Exemplar dem Besitzer des Erzherzog Carl'schen Fideicommisses,
1 „ dem k. k. Obersthofmarschall-Amte als Curatels-Behörde dieses Fideicommisses,
1 Exemplar dem k. k. Reichs-Kriegs-Ministerium vorzulegen und
1 „ in den eigenen Acten aufzubewahren.

Eine weitere Veröffentlichung ist mit Rücksicht auf dessen delicaten Inhalt nicht nothwendig.

Der Jahresbericht hat nachzuweisen:

a) Die Erhaltung des gesammten Stamm-Capitals;
b) die Art der Verwendung der Zinsen;
c) die summarische Berechnung der ausstehenden Darlehens-Beträge sammt Zinsen;
d) den in dem Reserve-Fond bestimmten Betrag und die jeweilige Höhe desselben; dann
e) die Regiekosten.

§. 19. Änderungen oder Erweiterungen der Statuten können nur mit Allerhöchster Genehmigung und nach erfolgter ausdrücklicher Zustimmung des Besitzers des Erzherzog Carl'schen Fideicommisses stattfinden.

Die Anträge hiezu sind stets im Wege des Reichs-Kriegs-Ministeriums vorzulegen.

Jede wesentliche Änderung der Statuten wird der Armee mindestens drei Monate vor dem Inslebentreten mitgetheilt werden.

§. 20. Eine Theilung des gegenwärtigen Darlehens-Fondes, eine Unterstellung desselben unter andere Behörden oder unter mehrere Ministerien ist nicht statthaft.

§. 21. Sollte dies gegen alles Vermuthen dennoch versucht werden, oder die Bedingungen des §. 19 nicht eingehalten werden, so fällt das sub a) des §. 1 erwähnte Capital von 100.000 Gulden Conventions-Münze galizischer Grundentlastungs-Obligationen, sowie die zum Stamm-Capitale des Reservefondes bestimmten weitern 10.000 Gulden Conventions-Münze in galizischen Grundentlastungs-Obligationen, respective die von den verlosten Obligationen angekauften Werthpapiere dem Erzherzog Carl'schen Fideicommisse zu.

Das k. k. Obersthofmarschall-Amt hat über die genaue Einhaltung sämmtlicher Bestimmungen dieses Statutes zu wachen, bei wahrgenommener Verletzung der §§. 19 und 20 der Statuten die Rückgabe der erwähnten Capitale zu veranlassen und die erforderlichen Schritte einzuleiten, um für dieses rückerlangte Capital nach gesetzlicher Vorschrift die Fideicommiss-Eigenschaft zu erwirken.

Seine k. und k. apostolische Majestät verfügen sodann über den Rest des Stamm-Vermögens (§. 1 b) und über die gesetzliche Auflösung dieser Institution.

Die gegenwärtigen Statuten sollen allen Truppen-Commandanten zur Verständigung der unterstehenden Officiere mitgetheilt werden.

II. Beiträge für den Darlehens-Fond.

Wo die Gattung des Geldbetrages nicht eigens beigesetzt ist, sind es 5% Obligationen der österreichischen einheitlichen Staatsschuld.

	Nominalwerth fl.	kr.	Interessen fl.	kr.
Gründer:				
Se. k. Hoheit Herr Erzherzog Albrecht, FM.				
Gründungs-Capital } in Krakauer Grundentlastungs-	105.000	—	4725	—
Reserve-Fond } Obligationen	10.500	—	472	50
und	10.000	—	420	—
Spender.				
Vom Allerhöchsten kaiserlichen Hofe:				
Se. k. u. k. apostol. Majestät Kaiser Franz Joseph I. . .	100.000	—	4200	—
Se. Maj. Kaiser Ferdinand 20.000 fl. baar (bei Umwechslung ergänzt durch S. k. k. Hoheit Herrn Erzherzog Albrecht)	33.000	—	1386	—
Transport	258.500	—	11.203	50

	Nominalwerth fl.	kr.	Interessen fl.	kr.
Transport	258.500	—	11.203	50
Ihre Maj. Kaiserin Caroline Auguste	12.000	—	504	—
Se. k. Hoheit Herr Erzherzog Franz Carl	12.000	—	504	—
„ „ „ „ Carl Ludwig	10.000	—	420	—
„ „ „ „ Ludwig Victor	4.000	—	168	—
„ „ „ „ Carl Ferdinand	10.000	—	420	—
„ „ „ „ Wilhelm (in Krakauer Grundentlastungs-Obligationen)	15.750	—	708	75
Ihre k. Hoheiten Herren Erzherzoge Leopold, Ernst, Sigmund, Rainer	20.000	—	840	—
Se. k. Hoheit Herr Grossherzog Ferdinand v. Toscana	5.000	—	210	—
„ „ „ Herzog von Modena	10.000	—	420	—

Weitere Spender.

Nach der Reihenfolge der Einzahlung:

	Nominalwerth fl.	kr.	Interessen fl.	kr.
Schey Friedrich, Freiherr v., Grosshändler } in Krakauer Grundentlastungs-Obligationen	10.500	—	472	50
Köchel, Dr. v., kais. Rath } in Krakauer Grundentlastungs-Obligationen	105	—	4	73
Leschhorn, J. M., Fabrikant } in Krakauer Grundentlastungs-Obligationen	105	—	4	73
Walcher, Ritter v., k. k. Hofrath	100	—	4	20
Wimpffen, Graf, k. k. Corvetten-Capitän	1.000	—	42	—
Ihre Durchlaucht Fürstin Leopold Lobkowitz (in siebenbürgischen Grundentlastungs-Obligationen)	3.150	—	146	48
Cohn, k. k. Consul zu Breslau, 500 fl. baar; Fogl E., Hof-Lieferant 50 „ „ } ergänzt durch Se. k. Hoh. Erzh. Albrecht	1.000	—	42	—
Clam-Gallas, Graf, G. d. C.	5.000	—	210	—
Todesco Eduard, Freiherr v.	60.000	—	2520	—
Pallavicini Alfons, Markgraf v.	5.000	—	210	—
Festetits Tassilo, Graf	5.000	—	210	—
Thun Franz, sen., Graf, 1000 fl. baar (bei Umwechslung ergänzt durch Se. k. Hoheit Erzherzog Albrecht)	1.700	—	71	40
Schwarzenberg Joh. Adolf, Fürst	10.000	—	420	—
Mautner Adolf Ignaz	2.000	—	84	—
Breitheer, Bürger in Tarnow (in Krakauer Grundentlastungs-Obligationen)	157	50	7	9
Schönborn Friedrich, Graf, baar 500 fl.; Die Prager Bürger: H. Rummel 25 „; „ „ H. Römisch 10 „; „ „ H. Suchy 10 „ } ergänzt durch Se. k. Hoheit Erzherzog Albrecht	900	—	37	80
Batthyany Philipp, Fürst	10.000	—	420	—
Schey Philipp, Ritter v.	5.000	—	210	—
Reischach, Freiherr, k. k. FML.	1.000	—	42	—
Clary-Aldringen Edmund, Fürst	1.000	—	42	—
Steinmassler, Dr., Ritter	200	—	8	40
Prinz von Sachsen-Coburg-Gotha	10.000	—	420	—
Haber Louis, Freiherr v.	10.000	—	420	—
Mayer-Kallir, Banquier zu Brody	1.000	—	42	—
Muck v. Muckenthal, Gutsbesitzer, Prag	1.000	—	42	—
Liechtenstein Joh. v. und zu, Fürst	10.000	—	420	—
Nostitz Erwin, Graf	1.000	—	42	—
Arenberg, Prinz, k. k. Major	2.000	—	84	—
Transport	515.167	50	22.077	50

	Nominalwerth fl.	kr.	Interessen fl.	kr.
Transport	515.167	50	22.077	50
Ozdoba Julius, Gutsbesitzer auf Mloszowa } in Krakauer Grund-	210	—	9	46
Götz Johann in Okocim } entlastungs-Oblig.	525	—	23	65
Waldstein Ernst, Graf.	5.000	—	210	—
Hübsch in Prag, 20 fl. baar, (ergänzt durch Se. k. Hoheit Erzherzog Albrecht, in Krakauer Grundentlastungs-Oblig.)	52	50	2	36
Malić, k. k. pens. Major in Neusatz	100	—	4	20
Se. k. Hoheit Prinz Gustav Wasa	4.000	—	168	—
Ein Ungenannter.	1.000	—	42	—
Schaumburg-Lippe Wilhelm, Prinz zu.	1.000	—	42	—
Kinski Ferdinand, Fürst.	3.000	—	126	—
Joh. Liebig & Comp.	5.000	—	210	—
Ziehrer & Gerich, Grosshändler, Wien.	1.000	—	42	—
Sternberg Jaroslav, Graf	1.000	—	42	—
Perko Friedrich, v., Ober-Secretär	10.000	—	420	—
Rohan Camillo, Fürst (pro 1870) baar 1000 fl. / Schwarz, v., k. Rath, baar 1000 fl. } ergänzt durch Se. k. Hoheit Erzherzog Albrecht } . .	3.300	—	138	—
Im Ganzen	550.355	—	23.557	17

III. Die Interessen werden fällig:

Jänner—Juli	146	fl.	48	kr.	}	23.305 fl. 85 kr.
Februar—August	6.669	„	60	„		
April—October	168	„	—	„		
Mai—November	14.072	„	67	„		
(Reservefond) Mai—November	472	„	50	„		

Beiträge zur Geschichte des österreichischen Heerwesens. 1813/14.

5. Leitung der Armee-Reserve-Anstalten.

Bei der ursprünglichen Eintheilung der Armee in 2 Flügel, und dieser in Divisionen, somit bis nach dem Rückzuge der Armee von Dresden nach Böhmen, waren die Colonnen-Magazine nicht den Armee-Abtheilungen förmlich zugetheilt, sondern es disponirte mit denselben der Armee-Commandant, und die Flügel und Divisionen wurden stets verständigt, bei welchem Colonnen-Magazine und auf wie viel Tage sie zu fassen hatten, so dass der Armee-Commandant stets in Kenntniss war, mit welchen Artikeln und auf welche Zeit die Truppe verpflegt war; ebenso wurde der Aufstellungsort der Feldspitäler, der Munitions-Reserven, der Kriegs-Cassa, der Montur- und Schlachtvieh-Depôts stets mit Armee-Befehl den Truppen bekannt gegeben, wie dies die nachstehenden Befehle zeigen.

Colonnen-Magazine. Laun, 21. August 1813. Das Colonnen-Magazin für den linken Flügel der österreichischen Armee ist in Dreyamischel, für den rechten Flügel von Laun vorwärts bei Linoschewitz, für die 1. leichte und 3. Reserve-Division, dann für die Armee-Abtheilung unter Commando des Generallieutenants Kleist in Brix, für die Avantgarde des Graf Witgenstein'schen Corps in Töplitz, für das Gros dieses Corps, dann für die Reserve des 5. und 6. Corps der kais. russischen Armee in Ratschinewes bei Budin. Alle diese Colonnen-Magazine treffen noch heute Vormittags an diesen Punkten ein; die Regimenter, welche mit dem currenten Natural-Bedarf an Gemüse, Zwieback, Brod und Fourage bis 24. noch nicht versehen sind, haben sich ihre Erfordernisse zu holen."

„Am 19. März 1814 verpflegen sich die Truppen auf 4 Tage zur Hälfte mit Brod oder Zwieback, zur Hälfte mit Reis oder Kochmehl, und zwar die 3. Armee-Abtheilung aus dem Colonnen-Magazin zu Troyes; die 4. Armee-Abtheilung und das Corps der Reserve des FML. Grafen Nostiz aus dem Colonnen-Magazin zu Maison-blanche zwischen Le Grez und Troyes; die 5. Armee-Abtheilung aus dem Colonnen-Magazin des Hauptquartiers.

Die zur Abfassung der Naturalien Commandirten müssen jederzeit an dem im Armee-Befehl bestimmt werdenden Tage richtig an dem betreffenden Orte eintreffen und die Fassung bewirken, weil nach den verschiedenen Aufstellungen der Armee auch die Aufstellung der Colonnen-Magazine abgeändert wird.

Munitions-Reserven. Reichstadt, am 24. August 1813. Am Tage eines Treffens wird auf jedem Flügel eine Unterstützungs-Reserve aufgestellt sein, wo die nöthige Munition abgefasst werden kann. Wird eine Division oder Brigade detachirt, so hat sich der Commandant an den betreffenden Artillerie-Commandanten des Flügels um die Zutheilung der erforderlichen Reserve-Munition zu wenden.

Aufnahmsspitäler. Schloss Neu-Perstein bei Dauba, 11. August 1813. „Das bewegliche Aufnahmsspital ist zu Gawliczka in der Nähe von Dauba. Die 1. Linien-Infanterie-Division sendet ihre Kranken während der jetzigen Aufstellung nach Jungbunzlau in das Aufnahmsspital; die 2., 3. und 4. Linien-Infanterie-Division, dann die Cavallerie-Brigade Zechmeister in das bewegliche Aufnahmsspital nach Gawliczka. Aus diesem werden die Kranken in die Prager Hauptspitäler, und aus dem Aufnahmsspital in Jungbunzlau in das Hauptspital nach Nimburg transportirt. Zu diesen Krankentransporten ist sich durchaus der Landes-Vorspann zu bedienen, welche von dem Landes-Commissariate anzuweisen ist."

Während der Vorrückung auf Leipzig blieben alle Armee-Reserve-Anstalten in Böhmen zurück. Die Bagagen und das Pferde-Marode-Depôt wurden erst zur Armee gezogen, als das Hauptquartier schon in Heinfeld stand (Ende October).

Die von den Cavallerie-Regimentern während des Marsches gegen den Rhein etablirten Marode-Depôts wurden alle nach Fulda gesendet, und daselbst bis zum Eintreffen des Haupt-Depôts ein Filial-Depot errichtet.

In Fulda wurde auch ein Feldspital aufgestellt, und es hatten die von den Truppen in den rückwärtigen Stationen an das Civil übergebenen Kranken nach Zulässigkeit ihres Krankheitszustandes dahin abgeführt zu werden.

Die Kriegs-Cassa blieb der Sicherheit wegen stets mehrere Märsche hinter der Armee, die Marschroute derselben wurde aber den Truppen stets bekannt gegeben, damit die Geld fassenden Officiere dieselbe finden konnten.

Das Armee-General-Commando oder schreibende Hauptquartier blieb, wenn sich das Armee-Hauptquartier bewegte, mit der Feldoperations-Cassa, der Artillerie-Direction, dem Armeefuhrwesens-Commando und der Fleischregie-Direction in der Regel noch in der ursprünglichen Dislocation zurück und wurde nur successive nachrückend gemacht.

Schuhe und Montirungsgegenstände wurden immer in grösseren Sendungen von Zeit zu Zeit zur Armee geschickt und von den Regimentern mittels Fassungs-Commanden abgeholt.

6. Sanitäts-Wesen.

In den Lagern und Cantonnirungen wurden von den Regimentern Marode-Häuser eingerichtet für die leicht kranke oder durch Märsche blos entkräftete Mannschaft. Diesen wurde vorzüglich stärkende Nahrung und Wein verabfolgt.

Die zur Verpflegung der Kranken erforderlichen Victualien so wie der Wein wurden im Auslande vom Lande mittels ordnungsmässiger Requisition herbeigeschafft und das Empfangene quittirt.

Die bei den Feldspitälern angestellten Militär-Ärzte, vom Ober-Arzt abwärts, erhielten eine zeitliche Zulage, und zwar jeder Ober-Arzt monatlich 8 fl., die Unter-Ärzte und feldärztlichen Praktikanten 5 fl.

Für den Fall, dass bei grösserer Anhäufung der Kranken und daraus entstehender Ansteckungsgefahr für die Feld-Ärzte in den Spitälern grössere Vorsorge für deren Verwahrung gegen Krankheiten erforderlich würde, war das Armee-Commando ermächtigt, auf Vorstellung der Feldspitäler-Direction, die tägliche Abreichung einer halben Mass Weines an dieselben, und zwar vom Regiments-Arzt abwärts, wie im Jahre 1809, zu gestatten.

Am Tage einer Schlacht wurde der allgemeine Verbandplatz, wohin alle Verwundeten zu bringen waren, und wo auch die Sanitäts-Wagen aufgestellt wurden, den Truppen durch eine orangefarbige Fahne bezeichnet.

Bei kleineren Gefechten, an denen nur einzelne Truppen-Abtheilungen, die keine Sanitäts-Wagen bei sich hatten, Theil nahmen, hatte unter Aufsicht eines Officiers und eines Regiments-Arztes ein eigener Verbandplatz errichtet zu werden, wo die Verwundeten zu sammeln waren. Um die zu deren Zurücktransportirung nöthigen Sanitäts-Wagen sollte 1 Officier an den dirigirenden Stabs-Feldarzt in das Hauptquartier abgesendet werden, welcher solche jederzeit anzuweisen hatte.

Jeder Flügel erhielt einen Stabs-Arzt. Diese besorgten die ärztliche Leitung im Heil-Geschäfte auf dem Schlachtfeld und in den Verbandhäusern und hatten ihre Instrumenten-Kästen mitzuführen. An jeden derselben wurden angewiesen: 15 Sanitäts-Fuhrwesens-Wagen, 3 Wagen mit Victualien, 1 Wagen mit Speise- und Trinkgeschirren, 1 Wagen mit Bandagen, eine halbe Sanitäts-Compagnie und 2 Officiere zur Formirung des ambulanten Spitals und der Verbandhäuser.

Verwundete Stabs- und Ober-Officiere in den Feldspitälern wurden unentgeldlich verpflegt.

Die Truppen hatten bei Marsch-Bewegungen der Armee ihre Kranken jederzeit in das in der Nähe des Hauptquartiers befindliche bewegliche Aufnahms-Spital zu senden. Nach der Schlacht von Dresden wurde zu Prag ein Officiers-Spital errichtet.

Als später die Armee in Armee-Abtheilungen gruppirt wurde, erhielt die ärztliche Oberleitung über jede derselben gleichfalls einen Stabs-Arzt. Jede Armee-Abtheilung erhielt vom Sanitäts-Bataillon eine Compagnie (24. December 1813). Aus diesem Behelfe hatten die Stabs-Ärzte im Falle des Bedarfes durch zweckmässige Commandirung der Ärzte der Regimenter ein Ambulanten-Spital und am Tage der Schlacht ein Verbandhaus zu formiren, und die Kranken und Blessirten in die rückwärtigen Armee-Spitäler zu schicken, deren Aufstellung immer mittels Armee-Befehls bekannt gemacht wurde.

Jeder Stabs-Arzt hatte monatlich und halbjährig die vorgeschriebenen Eingaben von den Chef-Ärzten der zur Armee-Abtheilung gehörigen Regimenter und Bataillone zu sammeln und selbe mit seiner Vidimirung an den dirigirenden Stabs-Arzt in das Hauptquartier zu senden, an welchen sie auch in allen jenen Gegenständen, deren Entscheidung sie nicht verantworten zu können glaubten, angewiesen waren.

15. Jänner 1814. Mangel an Militär-Ärzten machte sich, wie noch in allen Feldzügen, die mit starken Armeen geführt und nicht mit Einem Schlage beendigt werden konnten, fühlbar. Der Hofkriegs-Rath verordnete daher, dass da, wo es nur immer geschehen konnte, die unverweilte Herbeiziehung einer Aushilfe durch Civil-Ärzte statt jener zur Haupt-Armee bestimmten, aber nicht angelangten Feld-Ärzte zu veranlassen sei.

Für marschunfähige Pferde befand sich ein Haupt-Marode-Depôt bei der Armee mit den nöthigen Filial-Depôts, welche während der Vorrückung an den Rhein nothwendig wurden.

Unter dem Schlachtvieh kam gleich anfänglich bei der Aufstellung der Schlachtvieh-Depôts in Böhmen die Hornviehseuche zum Ausbruch, welches Übel während des Feldzugs nicht gänzlich ausgerottet werden konnte.

Zur möglichen Hintanhaltung der Verbreitung dieses dem Ärar und dem Lande gleich schädlichen Übels wurde Nachfolgendes zur Kenntniss der Krankheit und zur genauen Beobachtung bekannt gemacht.

Die Hornviehseuche oder sogenannte Löserdörre äussert sich:

1. Durch das Versagen des vorgelegten, auch besten Futters.
2. Durch Aufhören des Wiederkäuens.
3. Durch Niederlegen mit Ächzen und Knirschen mit den Zähnen.

4. Durch starke Erhitzung der Ohren, Einfallen der Augen, welche trüb und flüssig werden.

5. Durch Ausfluss einer sehr übelriechenden Materie aus den Nasenlöchern und eines ebenso beschaffenen schleimigen Geifers aus dem Munde.

6. Durch die Absetzung stark verschleimter, brandartiger, unnatürlicher Excremente.

7. Endlich dadurch, dass die Zunge gleich Anfangs der Krankheit welk und ohne Kraft, dabei ausserordentlich unrein und mit gelbem Schmutz ganz umzogen ist.

Die Vorsichtsmassregeln zur Verhinderung der Verbreitung bestehen vorzüglich darin, dass bei Wahrnehmung der Symptome dieser Krankheit das wirklich kranke oder auch nur krank scheinende bedenkliche Vieh sogleich von dem übrigen entfernt und wenigstens auf 1500 Schritte davon abgesondert gestellt werde; dass während des Triebes alle Ortschaften so viel als möglich vermieden, das Schlachtvieh weit entfernt davon zur Fütterung aufgestellt und nie zur gemeinschaftlichen Tränke getrieben, in Fällen aber, wo verdächtiges Schlachtvieh durch Ortschaften getrieben werden muss, die Ortsobrigkeiten davon verständigt werden, damit sie während des Durchtriebes des fremden ihr eigenes Schlachtvieh einsperren und selbst Fenster und Thüren verschliessen, dass endlich die erweislich pestartig kranken Ochsen nach vorgängiger Untersuchung immer sogleich niedergeschlagen und mit Haut und Haar eingescharrt werden.

Als Arzenei für derlei krankes Schlachtvieh werden die salzsauren Eingüsse, eine Mehlsuppe oder ein Mehl- und Kleien-Getränke am vortheilhaftesten gebraucht. Für das gesunde Schlachtvieh kann mit Nutzen das Steinsalz zum Lecken oder in dessen Ermanglung Kochsalz vermischt mit Kleien gegeben werden. Ein siebentel Pfund Salz per Stück Schlachtvieh wird genügen.

Bei der Absonderung des kranken oder verdächtigen von dem gesunden Schlachtvieh ist vorzüglich darauf zu sehen, dass das letztere stets in angemessener Entfernung von dem ersteren, das eine und das andere in geschlossenen Plätzen und an einem gesunden Wasser so aufgestellt werde, dass das Wasser von dem gesunden zu dem kranken Schlachtvieh hinabfliesse, dann dass demselben gutes Streustroh unterlegt, die sich zeigenden Excremente aber fleissig weggeräumt und eingescharrt werden.

Hiernächst darf das Schlachtvieh überhaupt während der Märsche nicht übertrieben, und es muss immer für dessen gute und hinlängliche Fütterung und Tränkung, so wie überhaupt für die möglichst beste Pflege, Wartung und Unterbringung gesorgt werden.

7. Ordonnanz- und Post-Wesen.

Cavallerie-Ordonnanz-Officiere. Diese wurden in der Regel alle 10 Tage abgelöst.

Die Anzahl dieser Ordonnanz-Officiere und Mannschaft wurde besonders während der Operationen vermehrt; vor und nach der Schlacht von Dresden und bei der Vorrückung nach Leipzig gab jedes von den bei der Armee anwesenden 10 Cavallerie-Regimentern 1 Officier, 1 Corporal und 2 Gemeine in das Armee-Hauptquartier ab. Jeder Divisions-Commandant erhielt 2 Unterofficiere und 6 Gemeine zum Ordonnanz-Dienst zugewiesen.

Cavallerie-Ordonnanz-Curslinien. Zur Verbindung des Armee-Hauptquartiers mit den Divisions-Quartieren dienten Ordonnanz-Posten von 1 Corporal oder 1 Gefreiten und 3—6 Mann, welche in Abständen von 1—1½ Meilen auf den kürzesten Routen aufgestellt wurden.

Besondere Fälle ausgenommen, wurden die Piècen nur Einmal des Tages abgeschickt, und alle Pakete in Einem Ritt fortgebracht. — Die zeitweise Visitirung dieser Posten, so wie deren Ablösung war den betreffenden Divisions-Commandanten überlassen.

Jeder Ordonnanz-Posten hatte ein Protokoll über die übernommenen und expedirten Pakete zu führen; die Häuser, in welchen sie standen, waren mit Strohwischen zu bezeichnen und mussten im Orte auf der Hauptpassage gewählt werden.

Feldpost. Es war die Einrichtung getroffen, dass alle Briefe an Militärs von den Postämtern der Feldpost abgegeben werden mussten. Die Regimenter wurden hievon mit dem Beifügen verständigt, die Briefe von Zeit zu Zeit abholen zu lassen. —

Courier-Post. Zur schnellen Beförderung der Couriere wurde von der Hofkammer die Anordnung getroffen, dass auf jedem Post-Amte fortwährend für Couriere 4 Postpferde, von denen 2 stets angeschirrt bleiben mussten, in Bereitschaft gehalten und diese, so wie sie abgefahren waren, sogleich durch 2 andere ersetzt werden sollten. Den als Courier reisenden Officiers ist die Weisung zu ertheilen, sich bei Wechslung der Pferde bei jeder Station zu überzeugen, ob die 2 angeschirrten und 2 nicht angeschirrten Pferde im Stalle vorhanden sind; im entgegengesetzten Falle ist die Anzeige an das Armee-Commando zu machen, um die Bestrafung des schuldigen Postmeisters veranlassen zu können. Im Armee-Bezirke und während einer Marsch-Bewegung hatten die Courier-Officiere nicht zu fahren sondern zu reiten, um durch die Wagen-Colonnen und marschirenden Truppen nicht zu sehr aufgehalten zu werden.

Da mehrmals durch die Unachtsamkeit der Couriere Depeschen in Verlust geriethen, so wurde angeordnet, dass jeder Armee-Abtheilungs- und Divisions-Commandant 6 lederne Courier-Taschen, die mittels Kreuzriemen auf der Brust zu tragen und mit der Aufschrift der Armee-Abtheilung oder leichten Division versehen wurden, im Wege der Requisition beizuschaffen hatte.

Wer durch Unvorsichtigkeit die ihm anvertrauten Depeschen verlor, wurde kriegsrechtlich behandelt. (17. Jänner 1814.)

Die Postämter erhielten, um sie gegen Eigenmächtigkeiten und Excesse in Schutz zu nehmen, Schutzwachen. Jeder Truppen-Commandant war gehalten, die in seinem Bezirke liegenden Postämter mit diesen Wachen zu versehen, und von jeder Einquartirung frei zu halten. Alle Postknechte auf den Estaffeten-Routen blieben auf die Dauer des Krieges von der Rekrutirung befreit.

Als die Armee der Alliirten am Rhein stand, wurde bezüglich der Postämter folgender Armee-Befehl erlassen. (Frankfurt, 5. December 1813.)

„Da es sowohl der allerhöchste Militär-Dienst der gesammten alliirten Armee, als das allgemeine Beste durchaus erfordern, dass der Postdienst und die Verbindungen der Correspondenzen möglichst befördert, beschleunigt und auf alle thunliche Weise sowohl von allen Militär- als Civil-Autoritäten gesichert werden mögen, so wird hiemit nachdrücklichst anbefohlen, dass die Posten, Estaffeten, Couriere, sowie leer rückgehende Postpferde durchaus frei und ungehindert passiren und denselben auch aller mögliche Schutz und Vorschub geleistet werden solle.

Da die richtige ununterbrochene und pünktliche Besorgung des Post-Dienstes in den von den alliirten Armeen besetzten Staaten von der grössten Wichtigkeit ist und durchaus keine Stockung oder Störung derselben stattfinden darf, so wird in Beziehung auf die Besorgung des Post-Dienstes Folgendes verordnet:

1. Die Posthäuser und Postställe sollen von militärischer Einquartierung frei sein.

2. Es ist allen Militär-Personen, von welchem Range sie auch sein mögen, so wie allen bei der Armee angestellten Individuen verboten, sich in die Posthäuser und Postställe einzuquartieren und Pferde und Fourage daraus hinweg zu nehmen.

3. Die Postpferde müssen nach den verschiedenen Tarifen bezahlt werden und die Postmeister sind berechtigt, diese Postpferde zu verweigern, wenn das Postgeld dafür nicht für die Station bis zur nächsten voraus bezahlt wird.

4. Unter keinem Vorwande dürfen die Postpferde weiter als die gewöhnliche Post-Station gehen.

5. Es ist auch verboten, die Pferde, die von ihrer respectiven Station ledig zurückkehren, auf der Strasse anzuhalten und solche zu irgend einem Dienst zu verwenden.

6. Die Postmeister haben diejenigen, die sich dieser Anordnung nicht fügen, namentlich und mit Angabe der Art ihrer Widersetzlichkeit dem Armee-Commando anzuzeigen.

Da die Postämter in den von den verbündeten Armeen besetzten Departements nicht sich selbst überlassen bleiben konnten, so wurde zur Sicherheit der zu versendenden Dienstschriften auf jeder an den Hauptstrassen befindlichen Post 1 Officier zur Aufsicht und Controlle angestellt. Diese Officiere hatten wenigstens etwas französisch zu verstehen. (17. Jänner 1814.)

8. Transportsammelhäuser und Platz-Commanden auf den Verbindungs-Linien der Armee.

Damit die im Bezirke der Armeen marschirenden Transporte und einzelne Leute auf der Route die gehörige Verpflegung und Instradirung erhalten und die dabei commandirte Mannschaft eine Ablösung finde, wurde unterm 20. Juli die Errichtung von Transporthäusern in den Quartierstationen der Truppen-Divisions-Commandanten anbefohlen. Sie erhielten einen Officier als Commandanten und die nöthigen Unter-Officiere und Commandirten vom nächst gelegenen Regimente. Dieses hatte auch die erforderlichen Verpflegsgelder dem Commandanten auf Verrechnung zu verabfolgen und sich den Ersatz aus der Feldoperations-Cassa zu verschaffen.

Die ökonomische Leitung und Respicirung besorgte der Kriegs-Commissär der betreffenden Division.

Die Transport-Commandanten hatten sämmtliche zu ihrer Division gehörigen Leute zu übernehmen und zu ihren Regimentern, die übrigen aber an ihre weitere Bestimmung zu dem nächsten Transportsammelhaus zu senden.

An das Armee-Transport-Commando (in der Nähe des Hauptquartiers) war jene Mannschaft zur weiteren Instradirung zu senden, welche Regimentern angehörte, deren Aufenthalt nicht bekannt war.

Am 20. August, als die Armee gegen das böhmische Erzgebirge rückte, waren folgende Transport-Commanden etablirt:

Haupt-Transport-Commando Prag mit Filialen zu Czaslau und Leutomischel, und zu Budweis mit Filialen zu Horazdowitz und Wittingau. Zu dem Zwecke der Transport-Instradirung befanden sich militärische Bezirks-Commissäre zu: Trautenau, Nachod und Czaslau, und militärische Stations-Commissäre zu: Trautenau, Gitschin, Melnik, Nachod, Neu-Bidschow, Nimburg und Leutomischel.

Mit Ende December 1813 waren in Deutschland nachstehende Transportsammelhäuser aufgestellt:

Auf der Route von Linz nach Basel zu Rosenheim, Landsberg, Wurzach, Stockach und Basel.

Auf der Seitenstrasse von Landsberg über Kempten zu Wangen.

Auf der Route von Eger und Pilsen nach Basel zu Nürnberg, Regensburg, Donauwörth. Ulm, Umlingen, Stockach, Basel.

Auf der Seitenstrasse von Linz nach Donauwörth zu Landshut.

Ausserdem befand sich im Hauptquartier und beim Armee-General-Commando ein bewegliches Transport-Commando, welches alle Transporte aufnahm und zu den Armee-Abtheilungen oder zu den nächsten rückwärtigen Transport-Sammelhaus instradirte. Der Ordnung wegen befand sich im Hauptquartier eines jeden Armee-Abtheilungs-Commandanten ein Filial-Transport-Commando, wozu 1 Officier mit einigen Unter-Officieren und Gemeinen beordnet wurden, und welches von einem der bei der Armee-Abtheilung befindlichen kriegs-commissariatischen Beamten respicirt wurde.

Diese Filial-Transport-Commanden hatten die aus dem grossen Hauptquartier oder von andern Armee-Abtheilungen anlangenden Transporte zu übernehmen und die Mannschaft zu den betreffenden Divisionen und Brigaden abzusenden.

Das Platz-Commando im Armee-Hauptquartier hatte nebst der Ordnung und Polizei im Hauptquartier auch alle Gefangenen und Deserteure zu übernehmen und das Weitere mit denselben zu besorgen.

In mehreren Orten des Cantons Basel, und nach diesem Beispiele auch in andern Cantonen waren mit gutem Erfolge Officiere der Schweizer Truppen mit einem kleinen Detachement als Platz-Commanden aufgestellt worden, deren Bestimmung die Aufrechthaltung der Ordnung und die Fürsorge für die gehörige Verpflegung und Unterkunft der Truppen war. Mindere Militär-Parteien hatten den Verfügungen dieser schweizerischen Platz-Commandanten gehörige Folge zu leisten; grössere Truppen-Detachements und ihre Commandanten hatten selbe als Vermittler in allen zwischen den Landes-Bewohnern und den Truppen entstehenden Irrungen zu betrachten und ihnen mit der gehörigen Achtung zu begegnen. (1. Jänner 1814.)

27. December 1813. Bei dem Einrücken der Truppen in jeder Stadt war ein Platz-Commandant provisorisch aufzustellen, welcher beim Abmarsche der Truppe so lange auf seinem Posten zu verbleiben hatte, bis von den nachfolgenden Truppen ein anderer Platz-Commandant angestellt, oder derselbe durch einen vom Armee-Commando ernannten wirklichen Platz-Commandanten abgelöst wurde.

Der Bedarf an Platz-Officieren steigerte sich in dem Masse, als die Armeen in das Innere Frankreichs vordrangen, da alle vorzüglicheren Städte deren erhielten. Die nöthigen Officiere wurden vom Truppenstande genommen, bei diesen überzählig geführt und ihre Chargen durch Beförderung ersetzt.

Zu Commandanten der von den Armeen besetzten Departements wurden höhere Stabs-Officiere und Generäle bestimmt.

9. Miscellen.

Waffenübungen. Im Juni 1813 bezog die Armee in Böhmen enge Cantonnirungen. Waffenübungen wurden angeordnet, um den Bataillonen gute Haltung und Manövrir-Fähigkeit beizubringen.

Den Generälen war befohlen darüber zu wachen, dass sich bei diesen Waffenübungen blos auf das wahrhaft Praktische und vor dem Feinde wirklich Anwendbare beschränkt werde: „Hieher gehört wesentlich Fertigkeit in der Chargirung, gute Haltung im Front- und Colonnen-Marsch, schnelle Entwicklung aus der Colonne in Linie und ebenso schnelle Formirung aus der Linie in Colonne

und Massen, ganz vorzüglich Hurtigkeit und geschlossene Haltung bei Passirung von Defiléen. In Bezug auf die Officiere wird es nothwendig, den Unterricht für selbe noch besonders auf die Führung von Patrouillen, Aufstellungen, Posten, Angriff und Vertheidigung von Wäldern und Dörfern zu richten und hiebei nach jenen Grundsätzen vorzugehen, welche die Hefte des praktischen Unterrichtes für die Officiere im Felde enthalten."

Übungen im Scheibenschiessen wurden mit der gesammten Mannschaft vorgenommen.

Die Lagerverhaltungen sollten besonders den Officieren und Unter-Officieren theoretisch in's Gedächtniss gerufen werden, da man beabsichtigte, nach der Ernte die Truppen aus ihren Cantonnirungen in verschiedene Lager zu vereinigen.

Infanterie-Pionnier-Abtheilungen. Bei Märschen war es üblich, die Zimmerleute und Schanzzeugträger der Regimenter und Bataillons an die Tête der Colonnen vorzusenden, wo sie an die Pionnier-Compagnien angewiesen wurden. Nach dem Einrücken in das Lager hatten die Regimenter solche wieder an sich zu ziehen. Bei besonderen Gelegenheiten wurde ihnen eine tägliche Zulage bis zu 30 kr. bewilligt. (6. September 1813.)

Truppen-Beförderung mit Vorspann wurde anfangs August häufig vorgenommen. Um hiebei alle Stockungen in den Truppen-Bewegungen zu vermeiden und die dringendsten Feldarbeiten nicht zu beschränken, wurde den Truppen-Commandanten zur Pflicht gemacht, so oft sie Truppen-Abtheilungen in Marsch setzen müssen, immer 1 Officier mit den bestimmten Notizen über das eigentliche Eintreffen, dann die Vorspanns-Erfordernisse, dergestalt voraus zu senden, dass derselbe, wenn nicht 3 Tage, doch sicher 48 Stunden vor dem Eintreffen der Truppen die Marsch-Station erreiche.

Nach jedem Gefechte mussten von den Truppen binnen 24 Stunden die Verlust-Eingaben im Hauptquartier eintreffen. Die Rubriken enthielten: Todt, blessirt, vermisst, gefangen, Summa, Officiere, Mannschaft, Pferde.

Ebenso hatten die Chef-Ärzte der Regimenter nach jedem Gefechte dem dirigirenden Stabs-Feld-Arzte den Rapport über die Verwundeten einzusenden.

Die Commandanten der den Brigaden und Divisionen zugetheilten Brigade- und Positions-Batterien sendeten ihre Verlusteingaben an die Feld-Artillerie-Direction des Hauptquartiers.

Infanterie und Artillerie hatten stets den Munitionsersatz sogleich zu veranlassen; der Ort, wo dies geschehen konnte, wurde den Truppen stets bekannt gegeben.

Die detachirten Armee-Abtheilungen, so wie die ausgesendeten Streifparteien sollten stets die Weisung erhalten, täglich wenigstens 2 Rapporte und nach Möglichkeit der Umstände oder der eingezogenen Nachrichten auch 3 — 4 Rapporte in's Hauptquartier zu senden. Bei geringen Entfernungen wäre sich der Ordonnanz-Officiere — bei grösseren der Couriere zu bedienen und diesen aller Fleiss in Aufsuchung des commandirenden Generals anzuempfehlen.

Die Commandanten der Armee-Abtheilungen und leichten Divisionen waren angewiesen, den ihnen zur Leitung der Artillerie-Angelegenheiten beigegebenen Stabs-Officieren oder Hauptleuten jederzeit die Armee-Befehle und übrigen auf die Verpflegung und sonstigen auf das Allgemeine Bezug nehmenden Dispositionen mitzutheilen, weil die Artillerie-Direction ausser Stand ist, den detachirten Artillerie-Commandanten diese Befehle schnell genug zukommen zu machen. (10. September 1813.)

Damit der Feldherr beständig in Kenntniss über die Stärke seiner Armee sei, war die Einsendung von Rapporten von 5 zu 5 Tagen angeordnet.

Armee-Abtheilung	Division	Brigade	Regiment oder Corps	Bataillon		einzelne Compagnie	Rücken aus					Summa		Stand der Kranken	
				Füselier	Grenadier		Officiere	Unterofficiere	Spielleute	Zimmerleute	Gefreite u. Gemeine	Mann	Pferde	Officiere	Mannschaft

Die ärztlichen Eingaben wurden unter der Adresse an den dirigirenden Stabs-Feld-Arzt in's Hauptquartier gesendet.

Als der Stand der Armee zunahm, wurden die Armee-Abtheilungen (Corps) angewiesen, Totalien über die Früh- und Standes-Rapporte zu machen, die Particularien aber wurden bei den Armee-Abtheilungen zurückbehalten.

Die Ausweise über den Stand des Fuhr- und Packwesens wurden von den Regimentern halbmonatlich eingereicht.

Arbeiter-Zulage. 22. Juli. Der bei den Feld-Befestigungsarbeiten commandirten Mannschaft, vom Feldwebel abwärts, wurde eine Zulage von 15 kr., von welcher 12 kr. dem Mann baar auszuzahlen, 3 kr. aber dem Compagnie-Commandanten abzureichen waren (Monturs-Abnützungs-Pauschale) bewilligt.

Um die Sammlung und Einbringung der auf dem Schlachtfelde liegenden Feuergewehre und Eisen-Munition möglichst zu befördern und den Landmann hiezu aufzufordern, wurden folgende Vergütungs-Preise bestimmt: Für 1 completes Feuergewehr 1 fl., Gewehr ohne Bajonnet 45 kr., Lauf oder Schloss 30 kr., Bajonnet 15 kr., Ladstock 10 kr., Kanonenkugel kleine 2 kr., grosse 3 kr.

Alles was an Waffen eingesammelt wurde, musste an die Feld-Artillerie-Kaserne und beziehungsweise an das Feldzeugamts-Detachement gegen gehörige Bescheinigung abgeliefert werden.

Vom Hofkriegs-Rathe wurde das Beschlagen der Schuhsolen, so wie dies für die Absätze bereits vorgeschrieben war, anbefohlen. Diese Nägel sollten der Truppe bei jeder Schuhfassung entweder in Natura oder im Anschaffungspreis verabfolgt werden.

Um dem Landmanne bei gegenwärtiger Ärntezeit (20. Juli) die nothwendige Aushilfe mit arbeitenden Händen zu verschaffen, wurde gestattet, dass den Dominien, wenn sie um eine Aushilfe an Mannschaft zur Einärntung ihrer Feldfrüchte ansuchen, solche gegen billiges Entgeld an die Mannschaft, bewilligt werden können.

Vorlesungen über Einfachheit und Sicherheit in der Kriegführung,

gehalten im Militär-Casino zu Wien

von **Friedrich v. Fischer,** Oberst im k. k. Generalstabe.

II. Vorlesung.

Charakteristik der Operationen Napoleon's I.

Ich habe letzthin erwähnt, dass im Jahre 1809, nach der Schlacht von Aspern, Kaiser Napoleon bemüht war, seine im Süden befindlichen Armee-Corps so rasch als möglich an die Donau zu ziehen. Er war in dieser Beziehung mit den Leistungen der Armee des Vicekönigs Eugène sehr zufrieden, denn derselbe kam schon einige Tage nach der Schlacht für seine Person in Kaiser-Ebersdorf an, während seine Armee zwischen Gratz, Bruck a. d. Mur und dem Semmering eintraf.

Anders war es mit dem aus Dalmatien kommenden Corps des Generals Marmont. Dieses Corps befand sich zwar schon am 3. Juni in Laibach, gewann aber dann nur langsam Terrain, da es nach 3 Wochen noch nicht in Gratz war.

Ich lasse den Grund dieser, wenigstens in den Augen des Kaisers langsamen Bewegung unerörtert. Marmont schützte den Ungehorsam eines seiner Unter-Generale vor. Vielleicht waren einige Dispositionen des Kaisers selbst mit Ursache daran, da er es nicht erwarten konnte, dass alle noch in jenen Gegenden sich aufhaltenden österreichischen Truppen vernichtet würden, und er so selbst den General Marmont bald in der Richtung auf die aus Tirol sich zurückziehenden kaiserlichen Truppen gegen Villach, bald in jener, wo das Corps des Grafen Gyulai sich bewegte, und endlich gegen Gratz dirigirte, wo General Broussier in eine sehr üble Lage kam.

Wie dem nun sei, der Kaiser war mit dem General Marmont sehr unzufrieden, und liess ihn dies in seiner bekannten Manier wiederholt wissen.

So schrieb auf seinen Befehl der Generalstabs-Chef der Armee am 19. Juni Folgendes an Marmont:

„Se. Majestät ist erstaunt, dass Sie ruhig bleiben und mir nicht täglich einen Officier mit Nachrichten senden, während hier so grosse Dinge sich vorbereiten, und Sie das beste Corps der Armee befehligen. — Sie sollten es fühlen, General, dass bei der grossen Entfernung, in der Sie sind, und bei Ihrem hohen Range nicht erst ein ausdrücklicher Befehl, sondern die Wucht der Ereignisse Sie in Bewegung setzen muss."

Am 28. schrieb ihm der Kaiser selbst nach Gratz:

„Sie haben den grössten militärischen Fehler begangen, den man begehen kann. — Sie commandiren 10.000 Mann und wissen sich nicht Gehorsam zu verschaffen; aber es steht Ihnen schlecht an, sich zu beklagen. Was wär's, wenn Sie 120.000 Mann zu befehligen hätten? — Marmont, Sie haben das beste Corps meiner Armee; ich wünsche, dass Sie in einer Schlacht seien, die ich liefern will, und Sie halten mich nun viele Tage auf. Der Krieg braucht mehr Thätigkeit und mehr Bewegung, als Sie, wie es scheint, anwenden."

Zum Überflusse schrieb ihm am selben Tage auch noch der Generalstabs-Chef Berthier in ähnlicher Art:

„Se. Majestät begreift nicht und billigt nicht Ihre Dispositionen. — Se. Majestät beauftragt mich, Ihnen zu sagen, dass, was der Krieg braucht, Einfachheit und Sicherheit ist, und dass die Einfachheit und Sicherheit Ihrer Bewegungen die directe Richtung auf Gratz verlangt hätten. — Sie hätten sich da auf dem rechten Ufer der Mur befunden, hätten hier Nachrichten über den Feind erhalten, ein Vortheil, den grosse Städte geben, — und hätten dann am 26. einen Entschluss fassen können. Statt dessen sind Sie nach Wildon marschirt, wo Sie nicht die Möglichkeit hatten, sich auf beiden Ufern bewegen zu können, und haben zwei Tage Zeit verloren, was den Absichten des Kaisers sehr schadet, indem es den Zeitpunkt einer grossen Schlacht hinausschiebt, die der Kaiser dem Feinde liefern will.

„Es ist in der Absicht des Kaisers, dass Sie sich jetzt in der Verfolgung des Feindes nicht entfernen, sondern in der Lage bleiben, Befehle zu erhalten. Er beabsichtigt, sobald er wissen wird, was vorgefallen ist, Ihnen den Befehl zu geben, dass Sie sich in forcirten Märschen nach Wien in Bewegung setzen."

Die Folge war, dass das Corps, das sich am 28. Juni noch in Gratz befand, nach 6 Tagen, nämlich am 4. Juli Abends über Güns und Ödenburg bei Kaiser-Ebersdorf eintraf und am nächsten Tage mit der Armee zur Schlacht von Wagram über die Donau ging. — Die Route beträgt etwa 34 Meilen, und es entfallen daher $5^2/_3$ Meilen auf den Marschtag.

Ähnliche forcirte Märsche machte auch die Armee des Vicekönigs, die am 2. Juli Raab verliess und über Bruck a. d. Leitha am 4., also binnen 3 Tagen, bis auf ein Detachement, das bei Raab verblieb, und eines, das den Marschall Davout vor Pressburg ablöste, vollständig mit circa 30,000 Mann bei Kaiser-Ebersdorf eintraf (was 15 Meilen und also 5 Meilen täglich ausmacht). Die bayerische Division Wrede kam gar binnen 4 Tagen von Linz bei Ebersdorf an; und machte also 24 Meilen, oder 6 Meilen täglich. —

Mich hat schon vor Jahren, als ich nämlich zum ersten Male den Band der napoleonischen Correspondenz in die Hand bekam, der den gegen General Marmont ausgesprochenen Tadel enthält, dieser sehr frappirt, obschon derselbe kaum mehr zu sagen scheint, als etwas, das sich von selbst versteht.

Was gibt es Natürlicheres und Selbstverständlicheres als den Ausspruch, dass der Krieg Einfachheit und Sicherheit braucht? Ist damit überhaupt etwas gesagt, und wird man damit viel klüger und weiser?

Nun — der Buchstabe allein sagt freilich wenig — es ist aber kaum zu verkennen, dass er, ähnlich einer Formel, die das verwickeltste Problem endlich in einer einfachen Gleichung ausspricht, eine allgemeine, grosse Wahrheit enthält, die so zu sagen alle übrigen in sich schliesst, und dass man auf die Elemente dieser Wahrheit stossen muss, wenn man sie schärfer ins Auge fasst.

Die Natur des Satzes an sich ist klar: einfach dürfte Alles sein, was ein verwickeltes, nicht leicht zu überschauendes und dadurch der eigenen kräftigen Einwirkung sich entziehendes Verhältniss ausschliesst; sicher wird jedes Beginnen sein, das, seines festen Zieles bewusst, nicht selbst schwankt, in seiner Richtung nach dem Ziele nicht leicht durch eine gegnerische Kraft bedroht werden kann und, am Ziele angelangt, voraussichtlich noch genug Kraft und Schwung haben wird, um die gehoffte Wirkung erzielen zu können.

Es ist a priori anzunehmen, dass das Vorhandensein dieser Bedingungen auch in der That mit grosser Wahrscheinlichkeit zum Erfolge, der Mangel derselben zum Scheitern einer Unternehmung führen dürfte.

Aber damit kann es nicht abgethan sein. Namentlich in Sachen des Krieges steht erfahrungsgemäss das praktische Resultat so häufig im Widerspruche mit der theoretischen Erwartung, dass man in einer derartigen Untersuchung nicht genug vorsichtig sein kann. Hunderte von Beispielen beweisen, dass man oft das Complicirteste für einfach, und das Unsicherste für zweifellos sicher hielt, und diese sonderbare Verwechslung nimmt trotz aller gegentheiligen Erfahrungen kein Ende und behauptet ihren Platz in der Schule und in der Literatur so sicher, dass man endlich am eigenen Urtheil irre werden und gerade annehmen müsste: — das, was im Kriege zu Niederlagen geführt hat, wäre gleichwohl richtig, — und das, was immer den Erfolg für sich hatte, unrichtig gewesen.

Diese Verwirrung ist auch Ursache, dass es ganze Armeen gibt, in denen die wahren Kriegsgrundsätze nur eine kümmerliche Verbreitung haben, und dass die Kriege solcher Armeen nur aus Mangel eines richtigen Kriegsprincips (der sich dann von der ersten Eintheilung des Recruten, seiner Abrichtung und der Packung seines Tornisters oder seines Pferdes bis zum Benehmen Aller im Felde und in der Schlacht geltend macht) häufig eine üble Wendung nehmen.

Sie werden unter solchen Umständen, meine Herren, gewiss die Frage: „was ist einfach und sicher im Kriege, und was führt einfach und sicher zum Erfolge?“ für wichtig genug anerkennen, um sich mit ihr beschäftigen zu wollen, auch mit mir übereinstimmen, dass die Antwort auf keinem andern Wege als auf dem der vorurtheilslosen Betrach-

tung des Krieges, in seinen Erfolgen und Misserfolgen gewonnen werden könne, und dass man endlich über das Wesen des Erfolges wohl am leichtesten zu einer Aufklärung gelangen dürfte, wenn man vor Allem die Operationen Napoleon's zum ersten Gegenstande der Untersuchung macht; denn, was den Erfolg anbelangt, stehen sie wohl unübertroffen da, — und wenn er als Eigenschaften einer guten Kriegführung Einfachheit und Sicherheit bezeichnet, so müssen sich diese Eigenschaften in seiner eigenen finden, oder vielmehr dieselbe muss uns den so nothwendigen Wink selbst geben, was denn einfach und sicher im Kriege, d. h. erfolgreich ist.

Es ist dem Wesen dieser Vorträge zuwider, sich in langwierige Untersuchungen einzulassen, so nothwendig diese bei einer so wichtigen Sache wären.

Vielleicht dürfte aber doch auch ein nur in raschen grossen Zügen entworfenes Bild der Kriegsmethode Napoleons zur Aufklärung der Sache genügen, und ich erlaube mir daher, dasselbe, so unzureichend auch meine Fähigkeit gegenüber einem Feldherrn von solcher Grösse ist, wenigstens so gut ich's kann, in dem Folgenden zu geben, mir vorbehaltend, ein anderes Mal ebenso die Kampfweise seiner Gegner zu besprechen und so endlich, wenn mir dies überhaupt möglich wird, zu einer auf einer guten Basis ruhenden Conclusion zu kommen.

Wie sehr ich mich aber auch befleissen mag, den Stoff einzuschränken, so fürchte ich doch, dies nicht in erwünschter Art zu erreichen, und mir bleibt daher nur übrig, eine längere Aufmerksamkeit der Herren und Ihre Geduld in hohem Masse mir zu erbitten: — aufrichtig gesagt, komme ich heute mit dem, was ich sagen möchte, vor 2 Stunden nicht zu Ende.

Napoleon ist in seiner Kriegskunst vor Allem dadurch auffällig, dass er nie den Krieg defensiv — in dem Sinne, den wir damit verbinden — geführt hat, dass er nämlich im Grossen die Initiative des Krieges und des Kampfes nie seinem Gegner zu überlassen gewillt, und dass er ebenso wenig je bedacht war, den Gegner in einer sogenannten starken und vorbereiteten Position stehenden Fusses zu erwarten.

Er war in den verschiedensten Lagen; aber vom Anfang bis zum Ende seiner Laufbahn, im Glück und im Unglück war er immer bemüht, seinen Gegnern das Gesetz des Krieges zu geben, oder die Initiative, falls sie von seinen Gegnern ergriffen worden, bei nächster Gelegenheit wieder an sich zu reissen.

Es mag dahingestellt bleiben, ob er alle Kriege selbst wünschte, die er zu führen hatte; wahrscheinlich ist, dass ihm mancher derselben sehr ungelegen kam, so z. B. die Feindseligkeiten Österreichs in den Jahren 1805 und 1809, als er mit grossen Kriegsvorbereitungen gegen England und mit der Eroberung Spaniens und Portugals beschäftigt war. — Da er aber dieselben nicht verhindern konnte, so trat er sogleich in den Krieg mit aller nur möglichen Kraft ein und liess diese durch die Richtung, in der er sie

zur Verwendung brachte, und durch die Raschheit der Bewegung, mit der er seine Kraft multiplicirte, in wahrhaft vernichtender Weise zur Geltung kommen.

Es ist öfters vorgekommen, dass seine Gegner zum Kriege eher bereit schienen als er, und dass dieselben beim Beginne des Krieges oder auch im Verlaufe desselben schon in vorbereiteten und als stark erachteten Positionen standen, bevor er sich in Bewegung setzen konnte. —

Hätte er es nun auch wohl vorgezogen, mitten in die unvorbereitete Wirthschaft seiner Gegner fahren zu können, so waren doch alle möglichen Vorbereitungen derselben nie ein Grund für ihn, zaghaft zu werden oder gar den Blick nach rückwärts zu wenden. —

Einen Grundsatz, wie z. B. jenen, dass man — militärisch gesprochen — um so stärker ist, je näher man seinen Hilfsquellen bleibt, oder je schneller man sich denselben im Falle eines vorausgegangenen Echecs wieder nähert, — kannte er nicht, oder vielmehr er war von dem trügerischen und gleissnerischen Wesen dieses Satzes überzeugt.

Sein einziges Operationsziel war die feindliche Armee, und dieselbe so rasch als thunlich in ihrem Lande und möglichst fern von den eigenen Grenzen aufzusuchen und kampfunfähig zu machen, war seine erste Maxime. — Hätte er einen Gegner fürchten müssen, der es ihm an Thatkraft und Entschlossenheit gleichthat, so würde er ihn in beiden Dingen auf das Entschiedenste zu überbieten gesucht haben. —

Das Einfachste und Sicherste für ihn war, einen Gegner vor sich zu haben, der es, statt ihm entgegen zu manövriren, vorzog, auf die Stärke irgend einer Position zu vertrauen und sich angreifen zu lassen. In seinem Geiste war dann das Schicksal dieses Gegners schon im Voraus besiegelt. —

Von ihm ist kein Beispiel bekannt, dass er den Gegner in einer Position erwartet hätte. Er kannte wohl das Wort Position in dem Sinne, den man sonst allgemein damit verband und noch verbindet, und legte ihm, besonders für den Gebirgskrieg, einen grossen Werth bei; er suchte auch dann und wann eine solche Position für Befehlshaber auf, die notorisch mehr Ausdauer und Entschlossenheit für die defensive Kampfart als Geschicklichkeit und Energie zum Angriffe besassen, — oder für gewisse Avantgarde- und sonstige isolirte Posten, denen er zumuthete, sich auf einem bestimmten Punkte zu halten, bis er selbst mit seinem Gros herbeikommen und den Gegner angreifen konnte, — oder für junge ungeübte Truppen, wie er deren z. B. im Jahre 1809 in Holland in den Nationalgarden der französischen Nord-Departements besass, mit denen die Engländer anzugreifen, er selbst als Tollheit bezeichnete, und für die er kein anderes Kampfterrain anzugeben wusste als jenes, das feste Plätze boten. — Auch gab er häufig einzelnen wichtigen Theilen eines Schlachtfeldes, die sich dazu eigneten, einen defensiven Charakter in dem Sinne, dass er zu-

frieden war, wenn sich die dort aufgestellten Truppen nur erhielten, um seine eigene Angriffs-Bewegung im Grossen zu decken; — ein ganzes Schlachtfeld aber hielt er, wenn ihm nicht alle Kraft zur Offensive genommen war, nie defensiv. Er selbst schlug sich nur, indem er angriff. Kam es zufällig das eine oder andere Mal vor, dass er mit seiner Armee noch nicht in Bewegung war, als der Gegner bereits die Schlacht engagirte, so geschah dies nur in jenen Fällen, wo er über die Stellung und Vertheilung des Gegners nicht klar war und durch die ersten Bewegungen desselben sich einen näheren Einblick in diese Verhältnisse verschaffen wollte. Hatte er aber diesen erlangt, und dies geschah bei seinem merkwürdig scharfen Blicke sehr rasch, und alle seine Vorbereitungen waren darnach, dass ihm das kurze Zaudern keinen Nachtheil, ja häufig nur Vortheile bringen konnte, dann fiel er sicher mit ganzer Kraft in die Blösse, die er beim Gegner entdeckt hatte.

Ein Beispiel dieser Art ist sein Abwarten des feindlichen Angriffes vor der Schlacht von Austerlitz (2. December 1805), auf die ich noch zu sprechen kommen werde.

Das Zweite, was an seinen Operationen auffällt, ist die Richtung, die er denselben beinahe in constanter Weise zu geben suchte. Sein Grundsatz in dieser Beziehung, dem er selten untreu ward, war, den Feind nie auf jener Seite anzugreifen, wo dieser es allem Anscheine nach erwartete. — In seinen Randbemerkungen zu dem Werke des Genie-Generals Rogniat über die Grundsätze der Kriegskunst spricht er diesen Satz ausdrücklich aus, und alle seine Angriffsbewegungen zeigen, dass er denselben immer durchzuführen bemüht war.

Da nun die einmal angenommene und im Augenblicke vor der Schlacht nicht leicht mehr wesentlich abzuändernde Front einer Armee die starke Seite derselben ist, und dies umsomehr ist, als ein Gegner, der Werth darauf legt, sich in einer sogenannten Position zu schlagen, Alles anwenden wird, um die ohnehin schon eigens fürgewählte und sehr vertheidigungsfähige Stellung noch durch allerlei künstliche Mittel zu verstärken, so griff er seine Gegner nie in der Front an, wenn er dieser nur einigermassen ausweichen konnte, sondern fiel ihm, indem er ihn in der Front nur, wenn auch ganz ernstlich, beschäftigte, in die Flanke, oder, wenn dies sein konnte, mit Vorliebe in den Rücken, und zwar so viel als möglich von jener Seite, die zunächst auf die Communication des Gegners führte.

Natürlich zögerte er nicht, den Durchbruch einer feindlichen Aufstellung zu unternehmen, wenn diese unverhältnissmässig ausgedehnt war, wie dies öfters gleich bei Beginn eines Krieges möglich ist, wo sich die feindliche Armee erst sammelt oder vielleicht noch in den Winterquartieren liegt, weil sie sich, im Gegensatze zu ihrem Gegner, dem Wahne hingibt, dass die Jahreszeit für Operationen noch nicht geeignet sei, oder aus sonst einer anderen Ursache

auf die rasche Einleitung der Feindseligkeiten nicht gefasst ist. Auch gab es Fälle, in denen er einem Kampfe mit der Front des Gegners nicht ausweichen konnte; als ihm z. B. bei seinem Donau-Übergange im Jahre 1809 die österreichische Armee bei Aspern und Esslingen rechtzeitig das Debouchée sperrte, blieb ihm freilich nichts anderes übrig, als Front gegen Front zu kämpfen, und auch am 2. Tage der Schlacht von Wagram, da ihn die österreichische Armee in einem weiten Bogen von Markgraf-Neusiedl bis an die Donau umfasste, blieb ihm bei dem einmal angenommenen Debouchée durch die Lobau keine andere Wahl, als sich Front gegen Front zu stellen. — Doch auch da sorgte er für eine Umgehung des rechten Flügels des Gegners, und es ist merkwürdig, wie rasch er sich da überhaupt in ein von ihm völlig ungeahntes Verhältniss fand. Er hatte am 1. Schlachttage die Position dreier österreichischer Corps, die zwischen Markgraf-Neusiedl und Wagram standen, nicht forciren können. — Gleichwohl war er überzeugt, dass er es nicht mit der ganzen österreichischen Armee zu thun gehabt, und da er wusste, dass man die Armee des EH. Johann aus Ungarn erwartete, so dachte er sich die übrigen Corps der österreichischen Armee hinter Markgraf-Neusiedl, wo sich dieselben mit jener in Verbindung setzen und vereint hätten kämpfen können.

Am Morgen des nächsten Tages entfaltete sich aber ein ganz anderes Schauspiel vor seinen Augen. Statt sich von rechts, nämlich von der Seite der March engagirt zu sehen, griff ihn die österreichische Armee auf seinem linken Flügel an, und das äusserste österreichische Corps ging längs der Donau in seinem Rücken vor. Es entging ihm nun nicht lange der Umstand, dass sich die österreichische Armee übermässig ausdehnte, und er leitete sogleich, indem er die österreichische Linke umgehen und die Position des Baumersdorfer Rideaus beschäftigen liess, seine Reserven gegen Aderklaa, um von da aus die österreichische Linie zu durchbrechen.

Die Frontveränderung, die er da mit seiner Reserve, mitten in der Schlacht, angesichts einer schon seinen Rücken bedrohenden Armee, auf einem vollkommen flachen Schlachtfelde ausführte, indem er sie zuerst durch einen Angriff seiner Cavallerie, dann durch den Aufmarsch einer Batterie von 100 Kanonen bei Aderklaa decken liess, ist das merkwürdigste und grossartigste taktische Manöver, das jemals von einer grossen Armee unter solchen Umständen ausgeführt worden ist.

Ich muss übrigens bemerken, dass der versuchte Durchbruch bei Wagram, so gewaltig er angelegt war, an der ausserordentlichen Tapferkeit der im Centrum stehenden österreichischen Truppen total scheiterte, und dass die Schlacht nur durch die Umgehung des linken Flügels, der zurückwich, zu unsern Ungunsten entschieden worden ist.

Die Umgehung, nämlich das Manöver gegen Flanke und Rücken des Gegners, war, wie gesagt, Alles zusammengenommen, die am meisten angewandte Angriffsart Napoleons; — es gibt kaum einen Feldzug und kaum eine Schlacht, in der er sie nicht angewendet hätte, und es ist bemerkenswerth, dass er sie im Laufe der Zeit in immer mehr aus-

gesprochener Weise und in immer grösseren Dimensionen zur Geltung brachte. — Dieses Capitel scheint mir so wichtig, dass ich mir Beispiele über dasselbe anzuführen erlauben muss.

Die erste Verwendung vor dem Feinde fand Napoleon bekanntlich bei der Belagerung von Toulon (1793) als Artillerie-Chef des Belagerungs-Corps. Er war damals Hauptmann in der Artillerie, später Major, und da er im Jahre 1770 geboren worden, 23 Jahre alt. Toulon war von einer Enceinte und vielen detachirten festen Forts umgeben, und von den Engländern, die in der kleinen Rhede auch eine starke Flotte hatten, vertheidigt.

Das Directorium in Paris sandte bald einen Angriffsplan, der die regelmässige Belagerung der im Norden vorgeschobenen Forts anordnete.

Der neue Artillerie-Chef war aber mit diesem Plane nicht einverstanden, sondern der Ansicht, dass — wenn man das die kleine Rhede sperrende, erst im Bau begriffene Werk Klein-Gibraltar nehmen könnte, die englische Flotte den Hafen räumen müsste, und die ganze Aufgabe damit ohne alle Belagerung gelöst wäre. — Nach langen Debatten wusste er seine Ansicht endlich durchzusetzen; er baute Batterien vor Klein-Gibraltar, armirte sie mit schwerem Geschütz; endlich ward das Fort lebhaft beschossen und mit der Zeit auch genommen. Die englische Flotte räumte, wie man es vorausgesehen, in grösster Unordnung den Hafen, und damit ergab sich auch die Festung Toulon.

Man sieht leicht, dass Napoleon schon bei diesem ersten Auftreten nicht nur die starke Front des Gegners, sondern auch alle hergebrachten Regeln umgangen hat.

Dieser erste Erfolg lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn, und als er im nächsten Jahre (1794), gleichfalls als Artillerie-Chef, zur Armee nach Italien kam, die auf den Berghängen von Nizza, angesichts der piemontesisch-österreichischen Armee, welche die Alpen-Übergänge über den Col di Tenda stark besetzt hielt, schon seit 2 Jahren ein mühseliges und resultatloses Dasein fristete, ward er dort sogleich die einflussreichste Persönlichkeit.

Das Erste, was er bei seiner Recognoscirung der Armeestellung sah, war, dass die Position des Gegners niemals in der Front zu nehmen sei, und dass sie daher über Ormea und Ceva umgangen werden müsste. Sein Plan ward angenommen und ausgeführt.

Es ist interessant, was er bei dieser Gelegenheit über Gebirgsvertheidigung sagt:

„Im Gebirge, so heisst es in seinen Commentaren, findet man überall Positionen, die durch sich selbst ausserordentlich stark sind, und die man sich sehr hüten soll anzugreifen. Der Geist eines solchen Krieges besteht darin, dass man sich selbst in die Flanken oder in den Rücken der Stellungen des Gegners, und diesen dadurch in die Alternative setzt, entweder seine Position ohne Kampf aufzugeben und weiter rückwärts gelegene zu besetzen, oder uns selbst anzugreifen. Im Gebirgskriege ist der Angreifer im Nachtheile. Selbst in der Offensive besteht

die Kunst darin, nur defensive Angriffe führen zu müssen und den Feind zum Angriffe zu zwingen.

In Bezug auf sein projectirtes Umgehungs-Manöver gegen die feindliche linke Flanke sagt er weiter: „Man brauchte nicht zu fürchten, dass der Gegner unsere Bewegung nach rechts benützen würde, um selbst die Offensive zu ergreifen; in einem Gebirgslande ist eine solche Bewegung nur zu fürchten, wenn man die Zeit verliert, entscheidende Schläge zu führen; denn wenn man einige Märsche über den Feind gewonnen hat, steht man in seiner Flanke, und dann ist's für ihn nicht mehr an der Zeit, an die Offensive zu denken. Und griffe er auch an, so ist die ursprüngliche Position, die wir mit geringen Kräften besetzt behalten, und auch die andere in der Flanke, die wir eben bezogen, stark genug, um ihn aufzuhalten, und wir befänden uns noch immer im Einklange mit dem Grundsatze, dass man im Gebirgskriege den Feind zum Angriffe zwingen soll."

Der Plan Napoleons führte die französische Armee in der That auf dem Kamme des Gebirges vor, und die Piemontesen in die Ebene zurück.

Bei dieser Gelegenheit räumte eine Besatzung ein Fort auf der Col di Tenda-Strasse (Saregio). Napoleon sagt darüber: „Der König von Sardinien hat den Commandanten vor Gericht stellen und erschiessen lassen, — er that recht, denn der Commandant hätte sich noch 14 Tage halten können. Es ist wahr, dass das Resultat dasselbe gewesen wäre, denn die Piemontesen konnten ihn nicht unterstützen; — doch im Kriege ist der Commandant eines Platzes nicht Richter der Ereignisse; er muss den Platz bis zur letzten Stunde halten und verdient den Tod, wenn er ihn einen Augenblick früher übergibt, als er dazu gezwungen ist." —

Auf dem erreichten ressourcenlosen Gebirgskamm konnte die Armee nicht verbleiben, — sie verlor in 3 Monaten mehr durch Erkrankungen als durch eine Schlacht; — solche Rücksichten und das Angriffstalent des Artillerie-Chefs führten nun immer weiter. Noch im Herbste gingen die Franzosen bis gegen Acqui vor, kehrten aber dann wieder auf Montenotte und gegen die Küste zurück. Napoleon lernte bei dieser Gelegenheit jene Gegend kennen, in der er seinen denkwürdigen Feldzug des Jahres 1796 begann.

Ich halte mich bei diesem letztern vorläufig nicht auf; erwähnen will ich nur, dass er von dieser ersten Operation des Jahres 1796, so grosse Erfolge er auch nach ihr erreichte, doch immer mit besonderer Vorliebe sprach, und namentlich ist ein Wort von ihm hierüber merkwürdig. Da der Angriff über Montenotte durch jenen Sattel führte, an dem die Alpen aufhören und die Appeninen anfangen, so gefiel er sich zu sagen: „Hannibal hat wohl die Alpen überstiegen, ich aber — habe sie umgangen."

Man sieht aus diesem einzigen Worte, welchen Sinn seine Operationen hatten; den Feind mit Kraft und Schnelligkeit zu umgehen, war schon jetzt sein Princip; — factisch trieb er mit demselben die Armee Beaulieu's aus der Lomellina, gewann er die Schlacht bei Castiglione u. s. w.

Es ist wahr, dieser Feldzug weist auch noch den brüskesten Frontangriff auf, den die Kriegsgeschichte kennt, nämlich die Erstürmung der Brücke von Lodi, die er nahm, obgleich sie von einer ganzen Division mit 12 Geschützen vertheidigt ward. Doch das ist ein Ausnahmsfall — und er war eben auch nicht einseitig.

Was die Dimensionen anbelangt, bis zu denen er es mit seinen Umgehungen trieb, brauche ich nur an das Jahr 1800 zu erinnern, wo er über die Alpen ging, um der Armee des Generals der Cavallerie Melas in den Rücken zu kommen, — an das Jahr 1805, wo er beinahe mit dem grössten Theil seiner Armee die Armee Macks bei Ulm im Rücken nahm und zur Capitulation zwang, — endlich an das Jahr 1806, wo er die preussische Armee bei Jena und Auerstädt umging, sie zum Kampfe mit ganz verkehrter Front zwang und, nach dem für sie unglücklichen Ausgange der Schlacht, nach allen Winden zerstreute.

Es sind dies die eigentlichen, grossartig angelegten Umgehungen, die denjenigen, den sie treffen, oder besser gesagt denjenigen, der sich von ihnen treffen lässt, in die furchtbarste Consternation und in die hoffnungsloseste Lage versetzen, und die den raschen Untergang ganzer Armeen im Gefolge haben. Und zwar trifft dieser furchtbare Schlag nicht nur die Armee selbst, sondern auch Alles, was sie hinter sich an Vorräthen aller Art, an Artillerie- und Munitions-Reserven, an Brücken-Trains und Spitälern sorgsam aufgehäuft hat, und ich wüsste nicht, was in der Welt mehr einfach und sicher im Kriege sein könnte, als eine Operation, die das Alles mit einem einzigen Schlage erreicht! —

Ich glaube mit Rücksicht auf dieses verhängnissvolle Manöver mir auch die Bemerkung erlauben zu sollen, dass man sich hüten möge, mit den napoleonischen Umgehungen jene schwächlichen Finten zu verwechseln, welche sonst so häufig, gewissermassen nur so nebenher gegen Flanke oder Rücken des Feindes zur Anwendung kommen, die aber mit ihnen Nichts gemein haben als den Namen, und dies ganz ungerechtfertigter Weise.

Um nicht missverstanden zu werden, hebe ich noch einmal hervor, dass unter einer wirklichen Umgehung nicht der Umweg gemeint ist, den man dabei zu machen hat, sondern das Bestreben, voll Entschlossenheit und Energie den Feind auf seiner schwächsten Seite mit voller, unwiderstehlicher Kraft zu fassen, so dass er mit allen Gegenmassregeln, welcher Art diese immer sein mögen, zu spät kommen müsse. —

Die Umgehung in dem Sinne, wie ich sie meine, und wie sie auch jeder Andere in den Handlungen grosser Feldherren erkennen kann, ist also das Haupt-Manöver, nicht ein nebensächliches Beiwerk des Angriffes und muss ihrer Natur nach das Gelingen und den entscheidenden Sieg über den Gegner schon in sich selbst tragen.

Umgehungen, die diese Eigenschaft nicht haben, die nur etwa mit dem vermeintlichen Überschuss der Kraft und vielleicht auch noch lax ausgeführt werden, sind keine Umgehungen und schaden gewöhnlich mehr als sie nützen.

Durch ihre Entsendung wird die Kraft, über die man zu verfügen hat, geschwächt, und hat man es mit einem Gegner zu thun, der das Handwerk versteht und uns selbst energisch angreift und in der Flanke fasst, dann ist man in den meisten Fällen sammt seiner Umgehung verloren.

Die Schlacht von Austerlitz (2. December 1805), die ich schon einmal erwähnt, ist in dieser Richtung ein merkwürdiges Beispiel.

Diese Schlacht rangirt zwar in den theoretischen Abhandlungen gewöhnlich unter jenen, die den Durchbruch einer feindlichen Linie zur Tendenz hatten, doch geschieht dies mit Unrecht. Nach meiner Meinung geschah es nur zufällig, dass die Alliirten dadurch, dass sie bei Beginn der Schlacht und ihres Angriffs sich 2 Meilen weit von Norden nach Süden ausdehnten, durchbrochen wurden. — In der Absicht des Kaisers Napoleon lag aber der Durchbruch nicht, sondern vielmehr die Idee, die alliirte Armee auf ihrem rechten Flügel zu fassen, während diese, wie er es mit vielem Grund voraussetzte, ihn selbst mit ihrem linken zu umgehen suchen würde.

Die Schlacht gehört somit in das Capitel der Umgehungen und ist, wie ich es früher andeutete, eines der interessantesten und wohl auch der seltensten und sonderbarsten Beispiele dieser Classe.

Wie aus den Glossen hervorgeht, die er zu dem russischen Schlachtberichte schrieb, dachte er sich, die alliirte Armee werde gegen seine vermeintliche Rückzugslinie, die von Brünn nach Wien lief, operiren, ihn also am rechten Flügel angreifen.

„Ein gewöhnlicher General," schrieb er weiters ungefähr, „würde diese Communication unmittelbar zu decken gesucht und sich vielleicht in der Gegend bei Raigern, Front gegen die heranrückenden Russen, aufgestellt haben. Ich machte es aber anders, — wechselte im Gedanken meine Operationslinie, so dass ich im Falle des Missgeschicks über Böhmen ausgewichen wäre, — hielt den bedrohten Flügel ganz schwach, — zog meine Armee gerade am entgegengesetzten Flügel zusammen, versicherte mich noch vor der Schlacht aller Übergänge über den vorliegenden Bach — und fiel dann mit dem grössten Theil der Armee en flagrant délit über den einen feindlichen Flügel her, als der andere mich zu umgehen suchte."

Die von den Alliirten beabsichtigte Umgehung war übrigens auch ganz falsch angelegt. Man kann in einer ziemlich offenen Gegend, und wenn man eine ganze feindliche Armee nur eine Stunde weit vor sich hat, ein solches Manöver nicht unternehmen, ohne sich, besonders gegenüber einem General der nicht stehenden Fusses in Positionen, sondern nur angriffsweise zu kämpfen gewohnt ist, einer Niederlage auszusetzen. —

Umgehungen dieser grösseren Art müssen von langer Hand vorbereitet werden, und die umgehende Armee muss, um mit Sicherheit ihre Operation ausführen zu können, mindestens auf der Tangente, wenn

nicht unter einem noch stumpferen Winkel zur feindlichen Armeestellung ihren Anmarsch bewirken. — So war's wenigstens bei allen grössern Umgehungen bisher, die zu einem grossen Resultate geführt haben. — Geschieht der Angriff dann ohne Zeitverlust, mit Präcision und Energie, dann wird er gelingen, und der Satz: Wer umgeht, ist umgangen, den Napoleon, nur in Folge des ganz verfehlten Manövers der Alliirten in der Schlacht von Austerlitz so grossartig zu illustriren in die Lage kam, wird an der richtigen Ausführung der Umgehung zu Schanden werden.

Der Fall von Austerlitz ist auch einer der wenigen Fälle, in dem eine in der Schlacht auf einem Flügel kräftig angegriffene, d. i. umgangene Armee den Gegner auf der anderen Seite wieder umgangen hat.

Die Seltenheit der Erscheinung, dass eine in der Schlacht mit Kraft an einem Flügel umfasste Armee einen Gegenstoss mit dem andern versucht hätte, liegt in der furchtbaren Wirkung eines solchen Flanken- und Rücken-Stosses.

Der so angegriffene Armee-Flügel weicht vor der feindlichen Übermacht zurück; die Reserven, die häufig nur theilweise und zu spät anlangen, werden mit in die Unordnung hineingerissen, und der Armee bleibt, weit entfernt, an eine Gegenumgehung denken zu können, nur der Entschluss zum Rückzuge übrig, um zu retten, was noch zu retten ist.

Da ich bei diesem Capitel bin, das ich für das wichtigste aller Operationen im Felde halte, so kann ich es nicht unterlassen, auf jene 3 grossen Umgehungen aus den Jahren 1800, 1805 und 1806 eingehend hinzuweisen, namentlich auf die Umgehung des Jahres 1800, die durch den Übergang der französischen Armee über einen der höchsten Rücken der Alpen und durch die ausserordentlichen Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatte, die grossartigste militärische Operation der neueren Zeit bildet.

Waren dem Manne, der die französische Armee führte, im Jahre 1796 die Alpen Nichts, weil er, um in den Rücken seines Gegners zu kommen, an ihnen vorübergehen konnte, so zauderte er diesmal nicht, sie zu überschreiten, da sie der einzige Weg waren, um neuerdings in den Rücken des Feindes zu kommen.

Ich erinnere nur, dass zu dieser Zeit ganz Nord-Italien in den Händen der Österreicher war, bis auf Genua, das sie blokirten. Der andere Theil ihrer Armee stand in der Ebene Piemonts; in Frankreich hatte man schon sehr grosse Mühe, eine sogenannte Reserve-Armee von etwa 30.000 Mann zusammen zu bekommen. Napoleon selbst war erst vor einem halben Jahre aus Egypten zurückgekehrt und nach dem Staatsstreich des 18 Brumaire, mit dem er die Verfassung umwarf, erster Consul geworden. Im Übrigen glaube ich nichts Besseres thun zu können als ihn über den Feldzug selbst sprechen zu lassen.

In seinen Commentaren ist Folgendes zu lesen:

„Sobald man Nachrichten vom Beginne der Feindseligkeiten in Italien und der Wendung erhielt, welche die Operationen des Feindes nahmen, er ach-

tete der erste Consul es unerlässlich, sogleich zur Unterstützung der Armee in Italien vorzugehen; doch zog er es vor, über den grossen St. Bernhard zu debouchiren, in den Rücken der Armee des Generals Melas zu fallen, ihre Magazine, Parks, Spitäler zu nehmen, und nachdem sie von Österreich abgeschnitten, ihr die Schlacht anzubieten. — Der Verlust einer einzigen Schlacht musste den völligen Untergang der österreichischen Armee und die Eroberung von ganz Italien nach sich ziehen. — Ein solcher Plan verlangte Raschheit der Ausführung, tiefe Geheimhaltung und viel Verwegenheit. — Am schwierigsten war es, das Geheimniss zu bewahren; — wie sollte man die Bewegung der Armee den zahlreichen Spionen Englands und Österreichs verbergen? Das geeignetste Mittel glaubte der erste Consul darin zu finden, dass er seinen Plan selbst veröffentlichte, — und indem er dies mit solcher Ostentation that, dass er ein Gegenstand des Spottes seiner Feinde wurde, und dass der Feind endlich alle diese pomphaften Ankündigungen nur als eine Diversion betrachtete, bestimmt, die Aufmerksamkeit der österreichischen Armee von Genua, das sie blokirte, abzulenken. Es war nothwendig, den Beobachtern und Spionen eine bestimmte Richtung zu geben; man erklärte officiel im Senat, im gesetzgebenden Körper, durch Decrete, in den Journalen und endlich durch allerlei andere Zuflüsterungen, dass die Reserve-Armee sich in Dijon versammeln, der erste Consul sie dort inspiciren werde u. s. w.

Sogleich kamen alle Spione nach dieser Stadt; sie fanden hier in den ersten Tagen des April einen grossen Generalstab, ohne Armee — und im Laufe des Monats 5—6000 Recruten und Abschieder, darunter selbst Krüppel, die offenbar mehr guten Willen als Brauchbarkeit hatten. Nun ward die Armee bald ein Gegenstand der Lächerlichkeit, und als der erste Consul am 6. Mai die Revue dieser Leute hielt, war man erstaunt, dabei nicht mehr als 7—8000 Mann zu sehen, von denen kaum die Mehrzahl Monturen hatte. Man wunderte sich andererseits, dass der erste Beamte der Republik sein Palais verliess, um eine Revue zu halten, die auch ein Brigade-General hätte halten können. Die Rapporte hierüber gingen nach Genf, Brüssel, nach London, nach Wien und nach Italien, und ganz Europa wimmelte von Carricaturen darüber; — eine derselben stellte ein Kind von 12 Jahren und einen Invaliden mit einem hölzernen Beine vor, mit der Aufschrift: „Reserve-Armee Bonaparte's.

Doch die wirkliche Armee hatte sich indessen im Marsche auf verschiedenen Punkten organisirt. Diese Punkte waren getrennt und hatten keine Beziehungen mit einander. — Die versöhnlichen Massregeln der Regierung, verbunden mit raschen militärischen Operationen, hatten die Vendée und ihre Vertheidiger zur Ruhe gebracht. — Ein grosser Theil der Truppen der Vendée konnte daher zur Reserve-Armee gezogen werden. Während früher das Directorium sich in der Nothwendigkeit gesehen, zu seiner Sicherheit und zum Niederwerfen der Aufständischen mehrere Regimenter in Paris zu halten, konnten diese Regimenter durch die Regierung des ersten Consuls, die vollkommen dem Volkswillen zusagte, als in der Hauptstadt überflüssig, gleichfalls zur

Armee gezogen werden. Eine gute Anzahl dieser Regimenter hatte die unglückliche Campagne des Jahres 1799 nicht mitgemacht und hatte das volle Gefühl ihrer Überlegenheit und ihres Ruhmes. Der Artillerie-Park ward zum Theil aus dem Material vieler Arsenale und fester Plätze zusammengesetzt.

Am schwersten zu verbergen war die Ansammlung der Lebensmittel für eine Armee, welche die hohen unwirthbaren Alpen zu überschreiten hatte. — Man liess in Lyon 2 Millionen Portionen Zwieback erzeugen, sandte davon etwa 100.000 nach Genua, den grossen Rest aber nach Genf, von wo er über den See nach Villeneuve gebracht wurde, zur Zeit als auch die Armee dort eintraf.

Zur selben Zeit, als man mit der grössten Ostentation die Bildung der Reserve-Armee ankündigte, liess man kleine Bulletins circuliren, die, unter vielen scandalösen Anekdoten über den ersten Consul, bewiesen, dass die Reserve-Armee weder existire, noch existiren könne. Man bewies dies mit den grossen Anstrengungen, die man für den vergangenen Feldzug habe machen müssen, um die Armee in Italien und am Rhein zu verstärken, und wies darauf hin, dass man in Italien die Armee wohl verstärken würde, wenn man dies könnte.

Am 6. Mai 1800 verliess der erste Consul Paris und begab sich nach Dijon, um die früher bereits erwähnte Schein-Revue abzuhalten. Am 8. traf er in Genf ein, am 13. hielt er zu Lausanne eine Revue über die wirkliche, aus sechs vortrefflich equipirten und mit Allem versehenen Elite-Regimentern gebildete und vom General Lannes befehligte Avantgarde, die sich gleich darauf gegen Saint Pierre in Bewegung setzte, wohin ihr die Divisionen in Staffeln nachfolgten. Die Stärke dieser Armee, in die man volles Vertrauen setzen konnte, betrug 36.000 Mann mit 40 Geschützen.

Der 1. Consul zog den Übergang über den grossen St. Bernhard jenem über den Mont Cenis vor, da die Schwierigkeiten beider Übergänge nahezu gleich waren. Von Lausanne nach dem am Fusse des Bernhard gelegenen Dorfe Saint-Pierre führt ein für Artillerie brauchbarer, und von dem Dorfe Saint-Remy bis Aosta ein ebenfalls für Fuhrwerke practicabler Weg. Die Schwierigkeit bestand also nur in dem Ersteigen des Bernhard und in dem Hinabsteigen. Doch diese Schwierigkeit war bei dem Übergang über den Mont Cenis nicht geringer, und indem man den Übergang über den Bernhard wählte, hatte man den Vortheil, Turin zu seiner Rechten zu lassen und in einem mehr bedeckten und weniger gekannten Lande zu operiren, wo die Bewegungen verborgener bleiben konnten als auf der grossen Verbindungslinie mit Savoyen, auf der der Feind jedenfalls viele Spione hielt.

Fast schien aber der rasche Übergang der Artillerie unmöglich; man hatte zwar eine grosse Anzahl Maulthiere versammelt und eine Menge kleiner Kisten für die Infanterie- und Artillerie-Munition anfertigen lassen, um sie gleich den Feldschmieden auf die Maulthiere zu verladen; aber die wesentlichste Schwierigkeit blieb noch zu überwinden, nämlich der Transport der

Geschütze. Man höhlte hiezu etwa hundert Baumstämme für die Geschützrohre aus, welche an den Schildzapfen befestigt wurden, und jede dieser derartig hergerichteten Schleifen sollte durch hundert Mann gezogen werden; die Laffeten wurden zerlegt und auf die Maulthiere geladen. Alle Anordnungen hiezu wurden von den Artillerie-Generalen Gassendi und Marmont mit soviel Einsicht getroffen, dass der Transport der Artillerie keinen Aufenthalt verursachte.

Die Truppen setzten eine Ehre darein, ihre Artillerie nicht im Stiche zu lassen, und halfen sie ziehen. Während des ganzen Überganges spielten die Regimentsmusiken; bei den schwierigsten Stellen ertönte der Sturmmarsch und gab den Soldaten neue Kraft. Eine ganze Truppen-Division biwakirte lieber, um ihre Artillerie zu erwarten, auf dem Kamm des Gebirges im Schnee und bei schneidender Kälte, als dass sie in die Ebene hinabgestiegen wäre, wozu sie vor Einbruch der Nacht genügend Zeit gehabt hätte. Zwei halbe Compagnien Zeugsarbeiter wurden in den Dörfern St. Pierre und St. Remy nebst einigen Feldschmieden aufgestellt, um die verschiedenen Fuhrwerke der Artillerie zu zerlegen und wieder zusammen zu setzen.

Am 16. Mai übernachtete der erste Consul im Kloster St. Maurice; die Armee überschritt den Bernhard in den Tagen des 17., 18., 19. und 20. Mai am letzteren Tage auch der erste Consul. Er bestieg an den schwierigsten Stellen das Maulthier eines Bewohners von Saint-Pierre, welches der Prior des Klosters ihm als das sicherste Thier der ganzen Umgegend bezeichnet hatte Sein Führer war ein hoher, kräftiger Mann von 22 Jahren, welcher in der Unterhaltung mit ihm sich der Zutraulichkeit seines Alters und der Naivetät des Gebirgsbewohners überliess; er erzählte dem ersten Consul alle seine kleinen Leiden, ebenso das, was er sich an Glück für die Zukunft träumte. Im Hospiz angekommen, schrieb der erste Consul, welcher bis dahin seinem Führer keine besondere Theilnahme geäussert hatte, einige Zeilen und übergab sie ihm zur Bestellung; der Brief enthielt Anordnungen, welche auch unmittelbar nach dem Übergange ausgeführt wurden und welche, indem sie den Bau eines Hauses, den Ankauf von Grundstücken u. dgl. betrafen, alle Hoffnungen des jungen Mannes verwirklichten. Derselbe erstaunte einige Zeit nach seiner Rückkunft nicht wenig, als er Alles sich beeilen sah, ihn zufrieden zu stellen, und als ihm das Glück allerorts entgegenlächelte.

Der erste Consul verweilte eine Stunde im Hospiz und fuhr dann in einem Bergschlitten über einen fast senkrechten Gletscher hinab. Die Kälte war noch schneidend. Das Hinabsteigen über den grossen St. Bernhard wurde für die Pferde schwieriger, als es das Hinaufsteigen gewesen war; dessen ungeachtet hatte man wenige Unfälle zu beklagen. Die Mönche hatten im Kloster grosse Vorräthe an Wein, Brot und Käse, und jedem Soldaten wurde im Vorübermarschiren von ihnen eine tüchtige Ration gereicht.

Am 16. Mai erreichte General Lannes die Stadt Aosta, die der Armee grosse Ressourcen bot; am 17. Châtillon, wo ein österreichisches Corps von 4—5000 Mann, um das Thal zu vertheidigen, Stellung genommen hatte; es

wurde angegriffen und geworfen, verlor dabei drei Geschütze und einige hundert Gefangene.

Die französische Armee glaubte nun alle Hindernisse bewältigt zu haben; sie bewegte sich in einem bewohnten und fruchtbaren Thale, als sie plötzlich durch das Fort Bard sich aufgehalten sah.

Dieses Fort liegt zwischen Aosta und Ivrea, auf einem Kegel zwischen zwei 25 Klafter von einander entfernten Gebirgswänden; zu seinen Füssen rauscht ein Bergstrom, die Dora, deren Thal es vollkommen sperrt; die Strasse führt durch die Befestigungen der Stadt Bard, welche eine Umfassung hat und von dem Feuer des Forts beherrscht wird. — Die Genie-Officiere der Avantgarde begaben sich nach vorwärts um zu recognosciren, machten aber bald die Meldung, dass kein anderer Durchgang als jener durch die Stadt vorhanden sei. General Lannes unternahm in der Nacht eine scharfe Recognoscirung; man erkannte jedoch bald, dass das Fort gegen jeden Handstreich gesichert sei. Wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, theilte sich die Bestürzung hierüber schnell der ganzen Armee mit; es wurden selbst schon Befehle gegeben, den Übergang der Artillerie über den St. Bernhard einzustellen.

Inzwischen war jedoch der erste Consul schon in Aosta angekommen, und er begab sich sogleich nach Bard. Er erklomm auf der Gebirgswand zur Linken den Felsen Albaredo, welcher Fort und Stadt beherrscht, und erkannte bald die Möglichkeit, sich der Stadt zu bemächtigen.

Es war aber kein Augenblick zu verlieren. Am 25., bei Einbruch der Nacht, erstieg die 58. Halb-Brigade, von ihrem Commandanten Dufour geführt, die Umfassung und nahm die Stadt, welche vom Fort nur durch das Bett der Dora getrennt ist, in Besitz. Vergeblich wurden die Franzosen in der Stadt während der ganzen Nacht auf halbe Gewehrschussweite mit Kartätschen überschüttet; sie hielten sich dort, und schliesslich verstummte, aus Rücksicht für die Einwohner, das Feuer des Forts.

Nun gingen die Infanterie und Cavalerie Mann hinter Mann über jenen Gebirgssteg zur Linken, den der erste Consul erklommen hatte, den niemals zuvor ein Pferd gegangen und der nur den Ziegenhirten bekannt war.

Mit seltener Einsicht brachten in den folgenden Nächten die Artillerie-Officiere, unterstützt von den unerschrockenen Kanonieren, ihre Geschütze durch die Stadt. Alle Vorsichtsmassregeln waren angewendet worden, um den Commandanten des Forts Nichts davon merken zu lassen. Die Strasse war mit Decken und Dünger belegt; die Geschütze, deren Räder mit Stroh umwunden waren, wurden mit Laubwerk bedeckt und in grösster Stille fortbewegt. Man hinterlegte auf diese Weise eine Strecke von einigen hundert Klaftern, nur auf Pistolenschussweite von den Batterien des Forts.

Die Garnison, obwohl sie nichts merkte, gab dennoch von Zeit zu Zeit Salven, die eine ziemliche Anzahl von Kanonieren verwundeten und tödteten, ohne jedoch den Eifer der Übrigen dadurch abzuschwächen. — Das Fort ergab sich erst in den ersten Tagen des Juni. Mit unsäglicher Mühe gelang es

nämlich später, einige Geschütze auf den Fels Albaredo zu bringen, und von dort die Batterien des Forts zu vernichten.

Hätte man diese Einnahme abwarten wollen, um die Artillerie durchzubringen, so wäre jede Hoffnung auf das Gelingen des Feldzuges vernichtet gewesen.

„Das Hinderniss des Forts Bard war beträchtlicher als jenes des grossen Bernhard; doch verzögerte weder das eine noch das andere den Marsch der Armee um einen Tag. Der erste Consul hatte wohl von der Existenz dieses Forts gewusst, aber sämmtliche Pläne und alle darüber eingezogenen Erkundigungen hatten es für leicht einnehmbar halten lassen. Übrigens ergab sich aus demselben, nachdem einmal die Schwierigkeiten überwunden waren, noch ein Vortheil.

„Der österreichische Fort-Commandant schickte nämlich Brief über Brief an den G. d. C. Grafen Melas, um ihn zu benachrichtigen, „„dass er mehr als 30.000 Mann, 3—4000 Pferde und einen zahlreichen Stab vorüberziehen sehe, dass diese Massen sich zu seiner Rechten über eine Art Stiege in dem Felsen Albaredo fortbewegten, dass er übrigens verspräche: nicht ein Geschütz, noch Munitionswagen solle durchkommen; dass er sich einen Monat halten könne, und dass es also nicht wahrscheinlich sei, dass die französische Armee in die Ebene sich wagen würde, da sie ihre Artillerie noch nicht erhalten hätte.“

„Bei der späteren Übergabe des Forts waren die Officiere der Garnison nicht wenig erstaunt, als sie vernahmen, dass die gesammte französische Artillerie nächtlicher Weile, auf 30—40 Klafter von ihren Wällen, vorüber-defilirt sei.

„Wenn es nun unmöglich gewesen wäre, die Artillerie durch die Stadt Bard zu bringen, würde die französische Armee über den grossen Bernhard zurückgegangen sein? Nein; sie wäre dennoch bei Ivrea debouchirt, und diese Bewegung hätte Melas nothwendigerweise aus Nizza zurückgerufen. In den ausgezeichneten Stellungen, welche ihr der Eingang zu den Gebirgspässen bot, hatte sie selbst ohne Artillerie Nichts zu besorgen und konnte, von dort die Belagerung des Forts Bard deckend, dessen Einnahme abwarten.

„General Melas hatte indessen seit 12. Mai Truppen nach Turin gezogen und die Divisionen, welche das Thal von Aosta und jenes des Mont Cenis bewachten, verstärkt; er selbst kam am 22. Mai in Turin an. Am selben Tage griff der General Turreau mit 3000 Mann den Mont Cenis an, machte Gefangene und nahm zwischen Susa und Turin Stellung. Die Division beunruhigte Melas und verhinderte ihn, alle seine Anstrengungen gegen die Dora Baltea zu richten.

„Am 24. kam General Lannes mit der Avantgarde vor Ivrea an und fand dort eine feindliche Division von 5—6000 Mann, worunter 3000 Mann Cavallerie; die Infanterie war jene, welche schon bei Châtillon geschlagen worden war. Ivrea ward angegriffen und bald sammt der Citadelle einge-

nommen. Der Feind zog sich hierauf hinter die Chiusella und nahm Stellung bei Romano, um Turin zu decken, wo er beträchtliche Verstärkungen erhielt.

„Am 26. griff Lannes diese Stellung an und trieb den Feind nach einem heissen Gefechte auf Turin zurück. Die Avantgarde bezog nun die Stellung bei Chivasso, wo sie sich einer grossen Anzahl von mit Lebensmitteln und Verwundeten beladenen Barken bemächtigte. Der erste Consul besichtigte dort am 28. die Avantgarde, sprach die Truppen an und belobte sie.

„Inzwischen disponirte man die auf dem Po genommenen Barken zur Erbauung einer Brücke. Diese Demonstration hatte den beabsichtigten Erfolg. Melas verminderte die Truppen, welche Turin auf dem linken Ufer deckten, und entsandte seine Hauptkraft, um sich dem Bau der Brücke zu widersetzen. Der erste Consul hatte dies gewünscht, um gegen Mailand operiren zu können, ohne beunruhigt zu werden.

„Ein von General Melas zu den Vorposten entsandter österreichischer Parlamentär erstaunte nicht wenig, als er den ersten Consul vor sich und so nahe an der österreichischen Armee sah; die Kunde hievon erfüllte Melas mit Bestürzung.

„Die ganze Reserve-Armee mit ihrer Artillerie erreichte Ivrea am 26. und 27. Mai.

„Das Hauptquartier der österreichischen Armee war in Turin; aber die Hälfte ihrer Kräfte war vor Genua; die andere Hälfte wähnte man, und sie war es auch in der That, auf dem Marsche über den Col di Tenda zur Verstärkung der Corps, welche in Turin waren.

„Welchen Entschluss sollte der erste Consul bei diesen Umständen fassen? Sollte er auf Turin marschiren, um Melas daraus zu verjagen, sich mit Turreau vereinigen und so sich seine Verbindung mit Frankreich und seinen Arsenalen Grenoble und Briançon sichern? Sollte er die Barken benützen, welche das Glück in seinen Besitz gelangen liess, eine Brücke bei Chivasso schlagen und sich so schnell als möglich nach Genua wenden, um diesen wichtigen Platz zu entsetzen? Oder sollte er, Melas in seinem Rücken lassend, die Sesia und den Tessin überschreiten, auf Mailand und an die Adda marschiren und seine Vereinigung mit dem 15.000 Mann starken Corps Moncey, welches von der Rhein-Armee über den S. Gotthard debouchirte, bewirken?

„Von diesen drei Fragen war die erste den wahren Grundsätzen des Krieges entgegen, da Melas über hinlänglich starke Kräfte gebot. Die französische Armee hätte Gefahr gelaufen, eine Schlacht ohne gesicherten Rückzug zu schlagen, da das Fort Bard zu dieser Zeit noch nicht genommen war. Wenn Melas übrigens Turin aufgab und sich nach Alessandria begab, so war der Feldzug verfehlt; jede der beiden Armeen befand sich dann in einer natürlichen Stellung, die französische an den Montblanc und die Dauphiné gelehnt; jene von Melas hätte zu ihrer Linken Genua und hinter sich die Plätze Mantua, Piacenza und Mailand gehabt.

„Der zweite Fall schien gar nicht ausführbar. Wie konnte man sich inmitten einer so starken Armee, wie die österreichische es war, zwischen

den Po und Genua wagen, ohne eine Operationslinie, noch einen gesicherten Rückzug zu haben?

„Hingegen bot der dritte Fall alle Vortheile. Herrin von Mailand, konnte die französische Armee sich aller Magazine, Depôts und Spitäler der feindlichen Armee bemächtigen und sich links mit dem General Moncey vereinigen; man halte einen gesicherten Rückzug über den Simplon und den St. Gotthard. Die Strasse über den Simplon führte nach Wallis und auf Sion, wohin man sämmtliche Magazine für die Armee geleitet hatte. Der St. Gotthardt führte in die Schweiz, die wir seit zwei Jahren in Besitz hatten, und welche die Rhein-Armee deckte, dann an die Iller. In dieser Stellung konnte der französische General nach seinem Willen handeln. Marschirte Melas mit seiner vereinigten Armee von Turin über die Sesia und den Tessin, so konnte ihm die französische Armee mit dem immensen Vortheil eine Schlacht liefern, dass, wenn sie siegreich war, Melas, ohne Rückzugslinie, verfolgt und nach Savoyen geworfen werden konnte; im Falle die französische Armee geschlagen wurde, zog sie sich über den Simplon und St. Gotthard zurück. Wenn Melas, wie man annehmen musste, sich gegen Alessandria wandte, um sich dort mit der von Genua kommenden Armee zu vereinigen, konnte man hoffen, indem man den Po überschritt und sich entgegenwarf, ihm zuvorzukommen und ihm eine Schlacht zu liefern; in diesem Falle hatte die französische Armee ihren Rückzug über den Fluss, dann über Mailand, den Simplon und den St. Gotthard gesichert, während die österreichische Armee, da ihr der Rückzug abgeschnitten, ohne Verbindung mit Mantua und Österreich, der Gefahr ausgesetzt war, an die Gebirge der westlichen Riviera geworfen und gänzlich vernichtet, oder am Fusse der Alpen, am Col di Tenda, oder in der Grafschaft Nizza gefangen zu werden. Schien es endlich, indem man sich für den dritten Fall entschied und Mailand in Besitz nahm, dem französischen General dienlich, Melas vorbeiziehen zu lassen und sich zwischen Po, Adda und den Tessin zu stellen, so hatte er so o h n e Schlacht die Lombardie und Piemont, die See-Alpen, die Riviera von Genua wieder erobert und die Blokade der letzteren Stadt aufgehoben, was doch auch gewiss schöne Erfolge gewesen wären.“

Es ist bekannt, dass der erste Consul diesen letzten Plan, sich vorerst der Lombardie zu versichern, bevor er die österreichische Armee angriff, auch ausführte.

Er versicherte sich, nachdem er ein Detachement bei Ivrea zurückgelassen, durch ein kleines Corps von Châtillon aus der Debouchéen des Simplon bei Domo d'Ossola, passirte zwischen dem 27. und 31. Mai die Sesia und den Ticino, letzteren, da er keine Brücke fand, nur auf 4 Kähnen und in einem ziemlich andauernden Kampfe mit österreichischer Cavallerie und Artillerie, und zog am 2. Juni in Mailand ein; unterdessen erreichte Tags zuvor die Avantgarde Lannes' Pavia, erbeutete dort 200 österreichische Geschütze und beträchtliche Magazine; am 4. ward Lodi besetzt, am 5. Pizzi-

seine Operationslinie verloren hatte. Je länger er einen Entschluss zu fassen zögerte, je mehr verschlimmerte sich seine Lage, weil von der einen Seite das Corps Suchet in seinen Rücken gelangte, und von der anderen die Armee des ersten Consuls sich jeden Tag mehr in ihrer Stellung bei Stradella kräftigte und verschanzte.

„Melas unternahm trotzdem keine Bewegung. In der Lage, in der er sich befand, konnte er zwischen drei Entschlüssen wählen: Der erste war: da die österreichische Armee an Zahl überlegen, direct auf die Armee des ersten Consuls loszugehen, Piacenza zu erreichen und seine Operationslinie auf Mantua wieder zu gewinnen. Der zweite Entschluss, den er fassen konnte, war, den Po bei Turin oder zwischen dieser Stadt und der Sesia-Mündung zu passiren; in Eilmärschen dann an den Tessin zu rücken, ihn zu überschreiten, vor der Armee des ersten Consuls in Mailand einzutreffen und diesem seine Operationslinie abzuschneiden.

„Der dritte Entschluss (der natürlich erst nach dem Falle Genua's möglich war) war endlich, von Alessandria sich auf Novi zu werfen und, auf Genua und die Escadre unter Admiral Keith gestützt, die Offensive erst nach Ankunft des schon zu Mahon versammelten englischen Armee-Corps zu beginnen. Hier war die österreichische Armee sicher, weder an Verpflegung noch Munition Mangel zu leiden und selbst Verstärkungen erhalten zu können, da sie in ihrer Rechten die Verbindung mit Florenz und Bologna hatte, in Toscana sich eine neapolitanische Division befand, und überdies die Verbindungen zur See in ihrer Gewalt waren. Aus dieser Stellung konnte General Melas, wenn er es wollte, Mantua wiedergewinnen, indem er zur See einen beträchtlichen Theil seiner Belagerungs-Artillerie nach Toscana transportiren liess."

Eine ebenso grosse Wirkung, wie die Umgehung in Italien, hatte die Umgehung im Jahre 1805, wo Napoleon, unterrichtet, dass eine österreichische Armee von etwa 80.000 Mann in Bayern vorrücke, während eine russische ihr folge, am 25. und 26. September mit seiner doppelt so starken Armee den Rhein zwischen Mainz und Kehl passirte — die Richtung gegen Donauwörth nahm, dort an den nächstgelegenen Übergängen über die Donau ging, und theilweise an die Iller rückte, während andere Corps die nördlichen Zugänge, und eines auch die südlichen abschlossen. Die österreichische Armee, immer mehr bei Ulm zusammengedrängt, versuchte nördlich von Ulm sich durchzuschlagen — was nur einem kleinen Theil gelang — ward am 15. October aus der befestigten Position des Michelberges zurückgeworfen, und da sie von allen Seiten umschlossen und beherrscht war, zur Waffenstreckung gezwungen.

Es ist dies ein zweites furchtbares Beispiel des Unterganges einer Armee, deren Operationsplan mehr in dem Festhalten eines bestimmten Landstriches, als im freien Manöver gegen die heranrückenden Colonnen des Feindes bestand.

So wie Napoleon im Jahre 1805 die österreichische Armee bei Ulm auf ihrem rechten Flügel umging und trotz des grossen Hindernisses, das er bei dieser Operation an der Donau fand, in kürzester Zeit durchführte, so umging er im Jahre 1806 auch die preussische Armee auf ihrem linken Flügel.

Wie die Österreicher bei Ulm, so blieben die Preussen bei Jena während seines Anmarsches zerstreut und unthätig, so dass Napoleon, ohne grosse Hindernisse im Marsche zu finden, am 13. October dicht hinter dem Rücken ihres linken Flügels bei Jena erschien und am nächsten Tage sowohl diesen Flügel als auch jenen bei Auerstädt schlug, wobei die ganze preussische Armee völlig die Front verkehren musste.

Napoleon dirigirte seine Hauptmacht gegen Jena, wo er die vereinigte preussische Armee vermuthete; 2 Corps, Davout und Bernadotte, über Naumburg. Von diesen kam nur Davout bei Auerstädt in den Kampf, da Bernadotte anfänglich unthätig bei Dornburg an der Saale verblieb und sich später gegen Jena wandte.

Napoleon, über 190.000 Mann stark, während die Preussen nur 100.000 Mann in zwei getrennten Heerestheilen zählten, brachte so bei Auerstädt 30.000 Mann gegen 50.000 Preussen, bei Jena 130.000 Mann gegen blos 50.000 Preussen unter Hohenlohe in den Kampf.

Das Resultat dieser Doppelschlacht war, dass die preussische Armee nach allen Richtungen auseinanderstob, den Rückzug auf Berlin verlor und, scharf verfolgt, theilweise zur Capitulation gezwungen wurde.

Im ersten Schrecken über dieses Ereigniss ergaben sich fast alle preussischen Festungen freiwillig, ohne dazu gezwungen zu sein. Der preussische Staat hörte so zu sagen, durch diesen einzigen Schlag, zu existiren auf.

Als dritte Eigenthümlichkeit, die aus den Operationen und Kriegsgrundsätzen Napoleon's hervorspringt, muss der Begriff in's Auge gefasst werden, den er sich von der Stärke der Armeen und ihren gegenseitigen Verhältnissen machte, — endlich sein Begriff über den Werth von Zeit und Raum in Beziehung auf die Operationen.

Es liegt auf der Hand, dass er für möglichste Überlegenheit gewesen sein musste, und zwar für Überlegenheit in jeder Beziehung — an Zahl und fester Organisation der Streitmassen, an Ausbildung und an Geist, der die Kräfte in richtiger Art zu verwenden weiss, an Disciplin und physischer Tüchtigkeit, die, den Befehlen gehorsam, grosse Anstrengungen mit verhältnissmässiger Leichtigkeit ertragen lässt, und an Bravour, die in ausdauernder Weise vor den schwierigsten Kämpfen nicht zurückschrickt, sondern in jedem Augenblicke opferbereit ihr Alles setzt an den Sieg; denn es ist klar, dass eine Armee, die über eines oder mehrere dieser Elemente des Sieges in überlegener Weise verfügt, ihre Überlegenheit auch im Felde zur Geltung bringen wird, sowie es gewiss ist, dass eine Armee, in der diese Elemente

in ungenügender Weise oder theilweise gar nicht vorhanden sind, nur gegen einen eben so mittelmässigen Feind und unter grosser Inanspruchnahme des sogenannten Kriegsglückes sich wird behaupten können, gegen eine bessere Armee aber ohne Erfolg und ruhmlos im Felde zu Grunde gehen muss.

Eine Armee, die ins Feld zieht, muss wenigstens an Einem ihrem Gegner überlegen sein, und sie muss das Gefühl dieser Überlegenheit bis zum letzten Trainsoldaten hinab haben. Hat eine Armee z. B. einen erprobten grossen Feldherrn, — einen Feldherrn, der bei völliger Kenntniss des Krieges mit kühner grosser Seele ein Heer zum Siege zu führen versteht, — dann kann ihr Manches fehlen und sie wird, Dank dem Einen, der sie leitet, doch triumphiren. Hat sie ihn aber nicht, und es geschieht aus tausend Ursachen nur zu häufig, dass sie ihn nicht hat, dann muss sie an Masse und namentlich an Pflichttreue, Tapferkeit und Detailausbildung ersetzen, was ihr fehlt. Eine numerisch schwache Armee in's Feld stellen wollen und keinen General für sie haben, der allein sie überlegen und triumphiren machen könnte, hiesse den Krieg im Allgemeinen nicht in einfacher und sicherer, sondern in der complicirtesten und unsichersten Weise eröffnen.

Im Ganzen ist aber die Masse des Heeres in der Reihe der Sieges-Bedingungen die Letzte an Werth, und Napoleon bewies dies, wie auch noch manch anderer General von seinen Grundsätzen, in unbezweifelbarer Weise! — Er war zwar bemüht, seiner Armee, so gut als dies nur möglich, auch die numerische Überlegenheit zu geben; aber anfänglich waren die zerrütteten Zustände im Inneren Frankreichs, später die fortgesetzten Kriege, die oft gleichzeitig auf verschiedenen Schauplätzen geführt werden mussten, Ursache, dass er seinen Gegnern selten numerisch überlegen, in den meisten Fällen untergeordnet war und namentlich am Ende seiner Laufbahn in gar keinem raisonablen Verhältnisse mehr zu den Massen seiner Gegner stand. Doch nie focht ihn dieses Missverhältniss stark an; nie war es ein Grund für ihn, zu jener vorsichtigen und von des Gedankens Blässe angekränkelten Kriegführung zu greifen, die man sonst als das einzige Heil dem numerisch Schwachen anzurathen für gut findet. — Er war tief in sich einig darüber, dass nicht die Masse allein es ist, die die Kraft repräsentirt, dass es auch noch auf die Richtung ankömmt, in der man sie gebraucht, und auf die Geschwindigkeit, die man ihr mitzutheilen im Stande ist.

Am richtig gewählten Punkte eines Hebels angewendet, kann das Pfund mit Leichtigkeit den Centner heben, und während ein schweres Gewicht, das man nur langsam auf uns lasten macht, noch ertragen werden kann, bringt die mit grosser Geschwindigkeit geschleuderte winzige Gewehrkugel augenblicklich die schwersten Verletzungen und, wenn sie in entscheidender Richtung ein Organ des Lebens trifft, auch den Tod.

Er rechnete somit nicht allein mit der Masse an sich, sondern mit der Potenz, die er ihr durch entscheidende Richtungen und durch Schnelligkeit der Bewegung geben konnte, und fand in ihr das Mittel, mit seiner schwächeren, aber durch treffende Richtung gefährlichen, und durch Schnelligkeit gewissermassen sich vervielfältigenden Armee, gegenüber einem im Ganzen numerisch viel überlegeneren Feinde, der aber dieses Geheimniss der Kunst nicht kannte oder nicht anwandte, an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Stunde, mit Überlegenheit auftreten zu können.

Es ist der schneidende Unterschied auffällig, der in dieser Beziehung zwischen seiner Handlungsweise und jener der meisten seiner Gegner und auch den Regeln, die die meisten Lehrbücher der Kriegskunst darüber enthalten, besteht.

Während diese, wenn es sich für sie um eine künstliche Verstärkung ihrer Streitmittel handelte, auf den Boden blickten, Alles zu gewinnen glaubten, wenn sie ein von Natur starkes Kampffeld fanden und erreichten und nur in diesem Sinne mit der Zeit rechneten, rechnete er **vor Allem** mit der Zeit in dem Sinne, als sie ihn, durch ihre ausserordentlichste Benützung, mit überraschender Schnelligkeit auf die schwächste Seite der Stellungen seiner Gegner führen konnte, und glitt über alle Positionen, die er auf dem Wege dahin für sich selbst hätte finden können, gleichgiltig hinweg.

Wenn er, seinem Principe zuwider, in einzelnen Fällen den Gegner auf dessen starker Seite in der Front angriff, so erklärte er auch dies damit, dass er den Gegner noch nicht hinlänglich versammelt und zum Widerstande vorbereitet wähnte und somit auch da die Gunst des Augenblickes benützen wollte.

Fände man ein Beispiel, dass er irgendwo Zeit verlor, so würde dies eben nur beweisen, dass selbst er nicht immer und überall ein gutes Princip befolgen konnte. Ein solches Beispiel wäre in dieser und auch in anderer Beziehung vielleicht die Schlacht von Waterloo; — dasselbe würde aber, wie jede Ausnahme, auch hier nur die Regel bestätigen.

Die Zeit war ihm ein ohne Vergleich wichtigerer Factor als der Boden, und er hat auch in den allermeisten Fällen mit der Zeit den Boden besiegt.

Ich will mit dem Vorigen natürlich nicht gesagt haben, dass er für den Boden und für die Stärke, die er Armeen verleihen kann, kein Auge hatte. Niemand sah schärfer in diesem Punkte als er. — Der Boden der Kriegsschauplätze, die Jahreszeit, das Klima fanden bei ihm die höchste Beachtung, und ich brauche nur an seinen wunderbaren Feldzug in Egypten und *Syrien* zu erinnern, in dem er Alles bis auf die Marschform der Armee den

Eigenthümlichkeiten des Klimas, des Bodens und seines Gegners, von Beginn an, anpasste.

Als die Engländer mit einem starken Expeditions-Corps im Jahre 1809 die Insel Walcheren an der Schelde-Mündung besetzten, konnte er sich über diese Operation, der ungesunden Lage dieser häufig überschwemmten Insel wegen, gar nicht genug wundern; er war auch ganz ruhig darüber, dass die Engländer die Insel, die er freilich trotz ihrer ungesunden Lage selbst zum ruhigen Besitz der Schelde brauchte, bald würden räumen müssen, und schrieb dies selbst so lange und ernsthaft in die Welt hinaus, dass die Engländer es wirklich endlich für klug fanden, die Insel wieder zu verlassen.

Er kannte alle Kriegsschauplätze beinahe vollkommen; nur las er aus der Karte etwas Anderes als seine Gegner, und der Boden hatte eine andere Bedeutung für ihn als für sie.

Für ihn war der Boden von höchster Bedeutung nur insofern, als er im Stande war, seinen Anmarsch gegen den Feind zu behindern oder zu erleichtern, und als er Positionen zeigte, die seinen Gegner einladen konnten, sie zum Schlachtfelde zu machen, und die ihm dann die Richtung seines Anmarsches gaben. —

Die Positionen, die er nahm, waren nur Rendez-vous-Orte für seine Armee, in denen er allenfalls eine Schlacht hätte annehmen können, die aber im Ganzen doch weniger nach ihrer Stärke, als nach ihrer günstigen Lage zu den Communicationen und Positionen des Feindes gewählt waren, da es ihm, mit Ausnahme jener Fälle, wo ihm ein weit überlegener Gegner keinen Raum zum Angriffe mehr liess (wie z. B. bei Leipzig), nie in den Sinn kam, sich angreifen zu lassen.

Ein Beispiel äusserst richtiger Erkenntniss des Bodens ist seine Wahl der Insel Lobau bei Wien für seinen Übergang über die Donau. Diese Insel kann als der Typus einer Übergangsstelle für eine Armee bezeichnet werden, die Angesichts einer feindlichen Armee einen grossen Strom zu passiren hat, und ich will nur par parenthèse beifügen, dass sich eine solche Stelle auch immer zwischen je zwei Strom-Durchbrüchen, wie jene von Nussdorf und Hainburg sind, finden dürfte.

Ein anderes Beispiel ist der Scharfblick, mit dem er noch vor Beginn des Feldzuges 1796 in Italien es erkannte, dass er an eine dauernde Besitzergreifung von Nord- und Mittel-Italien nicht denken könne, wenn er seine Operationen nicht bis an die Etsch ausdehnte. Ein Blick auf die Karte zeigt den grossen Werth dieses Flusses für den Vertheidiger Italiens. Dennoch aber blieb er, als er dort nacheinander von 3 österreichischen Armeen angegriffen ward, nicht dabei stehen, den Fluss, was man so nennt, direct zu vertheidigen, sondern ging dem Feinde jedes Mal entgegen und gab, indem er sich unter erstaunlich schnellen Bewegungen bald auf die eine, bald auf die andere der feindlichen Colonnen mit Übermacht warf, schon in diesem seinem ersten Feldzuge ein grosses Beispiel, wie eine schwache Armee

gegen eine um vieles stärkere zu kämpfen hat, wenn sie sich ihr gegenüber erhalten will.

Es kann nicht bezweifelt werden, dass er verloren gewesen wäre, wenn er sich einmal hätte beifallen lassen, den Gegner in einer sogenannten starken Position zu erwarten, vorausgesetzt, dass man es verstand, ihn in Flanke und Rücken mit derselben Geschicklichkeit und mit derselben Vehemenz anzugreifen, mit denen er so viele seiner Gegner aus ihren Positionen geworfen hat.

Er operirte ebenso, nachdem ihn das Missgeschick der Feldzüge 1812 und 1813 nach Frankreich zurückgeführt, im Jahre 1814, wo er inmitten der Armeen von ganz Europa, mit einer Handvoll Soldaten, mehrere Monate lang sich erhielt, indem er sich mit unglaublicher, rastloser Thätigkeit bald links auf den einen, bald rechts auf den anderen Theil derselben warf, und wahrhaftig — es hat nicht mehr viel gefehlt, so hätten sich seine Gegner wieder über den Rhein zurückgezogen. — Doch diese letzte und grösste Schmach blieb, Gott sei Dank, dem vorsichtigen, zaudernden und schwerfälligen Kriegssystem seiner Gegner erspart. Als er seinen letzten verzweifelten Coup, der freilich nur mehr einem Theater-Coup gleichsah, ausführte und sich mit ein Paar Regimentern noch einmal in den Rücken derselben stellte, in der Hoffnung, sie sich nachzuziehen, machte er diesmal die schmerzliche Erfahrung, dass sie endlich, unbekümmert um ihn, auf Paris weitermarschirten. Mit Verwunderung rief er ihnen nach: „Ihr habt ja diesmal den Teufel im Leibe!“ — gab seine Sache zwar noch immer nicht auf, doch sie war nun, da er keine Armee mehr hatte, wirklich verloren.

Die beiden Feldzüge, die ich eben als Beispiele grosser Schnelligkeit in den Operationen aufführte, wozu übrigens jeder andere seiner Feldzüge ebensogut dienen könnte, führen mich noch darauf, von einer besonderen Operation zu sprechen, die sich ergibt, wenn man es mit 2 von einander sehr getrennt manövrirenden feindlichen Massen zu thun hat, und die man gewöhnlich als Operation auf der inneren Linie benennt.

Ein solches Verhältniss entsteht, wenn man es z. B. mit Armeen zu thun hat, die so gross sind, dass man sie aus Rücksicht auf die Verpflegung oder auch, wie dies bei alliirten Armeen gewöhnlich der Fall ist, um Collisionen und Reibungen möglichst zu vermeiden, getrennt auf verschiedenen Linien operiren lässt.

Dies war z. B. das constante Verhältniss der Alliirten in den Jahren 1813 und 1814, wenn man auch bemüht war, durch Zusammensetzung der einzelnen Armeetheile aus Contingenten aller Mächte dem Ganzen die möglichste Cohaesion zu geben.

Ist das Commando solcher Armeen nicht stramm, und bei alliirten Armeen ist dies selten oder nie der Fall, dann tragen sie einen Keim des Verderbens in sich, den der vereint und unter einer strengen Leitung operirende Gegner leicht ausbeuten kann.

Die Geschichte alliirter Armeen gibt bis auf die neueste Zeit herab viele beredte und beherzigenswerthe Zeugnisse für diese Wahrheit. Alliirte Armeen sind trotz ihrer Massen, durch den Mangel an Zusammengehörigkeit, durch die Verschiedenheit ihrer Operationszwecke, durch die Ungleichheit des Zeitpunktes, in dem sie zum Kriege rüsten und operationsfähig werden, gewöhnlich nur äusserst lose mit einander verbunden, und die Erkenntniss dieser ihrer schwachen Seite gab Napoleon das Vertrauen und die Fähigkeit, selbst ganzen Coalitionen sich entgegenzustellen und sie zu bekämpfen.

Es kömmt auch vor, dass eine Armee, vielleicht weil ihr Führer die Gefährlichkeit getrennter Operationen nicht kennt, oder weil ihn das Terrain, wie z. B. beim Übergang über Gebirge und Flüsse, oder beim Debouchiren aus grossen Wäldern, verleitet, sich in Colonnen zu theilen, um sich desto rascher jenseits dieser Defiléen wieder zu vereinigen, wenigstens durch eine Zeit getrennt marschirt und also in dieser Zeit Blössen gibt, die ein thätiger Gegner ausbeuten kann.

Was nun immer der Grund des getrennten Auftretens einer Armee sein mag, so ist dasselbe nur in 2 Formen denkbar: es erscheinen nämlich deren Theile entweder neben einander im Raume, wie dies z. B. im Jahre 1813 und 1814 die Lage der alliirten Armeen in Deutschland und Frankreich, und jene der im Jahre 1796 aus Tirol in Italien einbrechenden Armeen war, oder sie erscheinen im Raume hinter einander, wie dies z. B. bei den coalirten Österreichern und Russen im Jahre 1805 der Fall war, wo die Österreicher bereits bei Ulm standen, während die Russen erst über Galizien, Mähren und Ungarn heranmarschirten.

In beiden Fällen war Napoleon immer und immer wieder bemüht, dieses Verhältniss zu seinen Gunsten auszubeuten, indem er die kürzeste Richtung auf Beide, d. i. die innere Linie wählte und den nächsten oder gefährlichsten Gegner, der ihm in den Weg kam, fasste und warf, um dasselbe dann gegen den anderen zu wiederholen.

Es liegt aber auf der Hand, dass solche Manöver, die die grössten Resultate versprechen und die grösste Übermacht zu besiegen im Stande sind, eben wieder eine ausserordentliche Schnelligkeit und grosse Thatkraft beim Zusammenstosse erfordern, denn mit dem Verluste der Zeit geht auch die Chance, die Gegner getrennt zu finden, um so mehr verloren, als dieselben doch allen Grund haben werden, inzwischen sich selbst unter einander zu nähern. — Verlöre man diese Zeit so weit, dass man die beiden Gegner strategisch vereinigt fände, was sie schon sind, wenn auch noch ein Tagmarsch sie von einander trennt, und hätte man nicht die Geschicklichkeit und die Energie, den einen derselben noch rechtzeitig und entschieden zu werfen, um sich gleich darauf auch auf den anderen stürzen zu können, dann wäre die innere Linie der Weg in die höchste Gefahr, die es gibt, nämlich von Übermacht angegriffen, umfasst und vernichtet zu werden.

Die Operation auf der innern Linie, die gewissermassen aus der Vereinigung zweier, auf je einen Gegner gerichteten äussern Angriffslinien zusammengesetzt ist, verspricht die höchsten Resultate im Kriege; — Napoleon hat sie mit ihr wiederholt erreicht, EH. Carl hat mit ihr die französische Armee aus Deutschland gejagt; sie verspricht die doppelte Wirkung, verlangt aber, wenn sie nicht sehr trügerisch werden soll, auch die doppelte Leistung an Raschheit und Sicherheit der Bewegung und die ausserordentlichste und jeden Echec ausschliessende Angriffswirkung der Truppen.

Ist man in diesem Punkte seiner nicht sicher, so ist es besser, die innere Linie zu meiden und einen der feindlichen Theile von Aussen anzugreifen; nach dem Siege über denselben wird es leichter und erfolgversprechender als vor demselben sein, die innere Linie wieder aufzusuchen.

Ich erwähne dies, weil die innere Linie gewissermassen das Steckenpferd der Kriegsdilettanten ist, mit dem sie bei jeder Gelegenheit gleich bei der Hand sind.

In Wirklichkeit ist sie nur so lange zu benützen, als man nicht Gefahr läuft, auf ihr vom vereinigten Gegner umfasst zu werden.

Später ist nur der Rückzug mehr möglich, wenn man nicht die Kunst und Kraft noch besitzt, sich durch eine plötzliche Flankenbewegung aus der feindlichen Umarmung heraus, auf einen der feindlichen Flügel zu stürzen und diesen aufzureiben. Mir ist jedoch kein Beispiel erinnerlich, dass ein so kühnes Manöver zur Ausführung gekommen wäre.

Tritt man auf der inneren Linie den Rückzug an, dann muss derselbe bis hinter das nächst grössere Hinderniss fortgesetzt werden.

Die richtige Benützung eines Flusses zu diesem Zwecke kann sehr günstige Resultate haben. Im Jahre 1813 versuchte Napoleon, als er auf der inneren Linie, nach mehreren Detailsiegen, zum Rückzuge genöthigt worden, sich vor einem solchen Hindernisse zur Schlacht zu stellen. Obgleich er in derselben, wie man dies sonst versteht, auch angriffsweise auftrat, so verlor er doch die Schlacht bei Leipzig; denn gegen den überlegenen umfassenden Gegner gibt es, namentlich nach Rückzügen, keine Chance zu siegen. Dies war bei Leipzig um so unmöglicher, als das Stärkeverhältniss ein ganz abnormes war, und es gereicht dem französischen Heere gewiss zu keiner kleinen Ehre, dass es den alliirten Armeen drei Tage lang das Schlachtfeld streitig machen konnte.

Resumirt man, was ich heute über die Operationsweise Napoleons — indem ich ihr in ihren grossen Zügen folgte — gesagt, so glaube ich, dass sich selbe in folgendes Princip zusammenfassen lasse:

Der Krieg ist ein Wettkampf, in dem sich zwei feindliche Armeen in der Zahl ihrer Streiter und Güte ihrer

Waffen, in der entscheidenden Richtung, die sie gegen einander auf ihre schwächste Seite nehmen, in der Benützung der Zeit, die ihre Kraft oft wunderbar zu erhöhen im Stande ist, endlich in Tapferkeit und Hingebung zu überbieten suchen müssen.

Daraus folgt:

Der Krieg braucht vor Allem die Initiative in Entschluss und in der Handlung und äussert sich deshalb, jene Fälle ausgenommen, wo man Grund hat sich früher zu sammeln, oder wo ein vorausgegangenes Missgeschick zur Vermeidung jedes weitern Zusammenstosses bestimmt — welcher Zustand dann jener der **Defensive** ist — immer als Angriff; er bleibt **nie** innerhalb der eigenen Landesgrenzen, sondern sucht den Feind in seinem Lande so rasch als möglich auf.

Die Bewegung gegen die feindliche Armee geschieht in einer festen bestimmten Richtung, indem sie schwierige, im Erfolge zweifelhafte Angriffe, worunter gewöhnlich jene auf die Front des Gegners zu verstehen sind, vermeidet und hauptsächlich gegen Rücken und Flanke derselben, also auf einer äussern Linie, mit aller Kraft zu wirken sucht, wodurch selbe zum Verlassen ihrer Stellung gezwungen wird, oder, wenn sie die Stellung nicht verlässt, in die furchtbarste Katastrophe verfällt, indem sie nicht nur sich selbst, sondern auch alle ihre Magazine, Parks, Spitäler u. dgl. verliert, die dann der eigenen Armee, welche in Folge der raschen Bewegung ihre Nachschubsanstalten nicht abwarten kann, zu Statten kommen.

Die Siegeskraft einer Armee gewinnt nicht so sehr durch ihre Masse und durch die Wahl fester Positionen, als durch Thätigkeit, indem sie die Zeit und die Umstände rasch benützt, die ihr günstig sind.

Die Benützung der Zeit zu Kampfzwecken hat einen viel höheren Werth für die Verwerthung der Kräfte als jene des Bodens, weil letztere auf die Initiative verzichtet und sich den unerwartetsten und gefährlichsten Bewegungen des Gegners preisgibt.

Jeder Kampf muss mit voller Kraft und ganzer Hingebung geführt werden. Die Losung für Alle ist, bei jeder Gelegenheit, bei der kleinsten, wie bei der grössten — der Sieg durch Aufopferung bis zum Tode.

Ich glaube den eben durchgeführten Satz um so mehr als das Kriegsprincip Napoleons hinstellen zu dürfen, als Napoleon dieses selbst, wenn auch nur mit drei kurzen Worten, so doch in ähnlicher Weise, ausgesprochen hat; denn als er im Jahre 1804 dem General Lauriston Befehl gab, eine überseeische Expedition auszuführen, gab er ihm unter Anderem folgenden Rath mit:

„Halten Sie sich vor Allem drei Dinge gegenwärtig: „Vereinigung der Kraft, Thätigkeit (wir wissen aus dem Frühe„ren, was er darunter verstand) und den festen Entschluss mit „Ehren unterzugehen. Das sind die drei grossen Grund„sätze der Kriegskunst, die mir in allen meinen Operatio„nen das Glück günstig gemacht haben.“

Es sind dies allerdings nur Grundsätze, und eine unermessliche Kluft liegt zwischen ihnen und ihrer Ausführung; — doch ich denke, es handelt sich für jede Armee vor Allem um das richtige Kriegsprincip, denn alle ihre Thätigkeit für den Krieg und im Kriege selbst müsste nutzlos und verderbenbringend werden, wenn sie einem unrichtigen Princip entstammten.

Ich will heute noch nicht entscheiden, ob diese Grundsätze einfach und sicher zum Erfolge führen müssen, — obgleich die grossen, ausserordentlichen Erfolge, die Napoleon selbst durch sie erlangte, so wie ihre Verderblichkeit für seine Gegner dies wahrscheinlich erscheinen lassen könnten; auch sind sie von jeher von allen grossen Feldherren befolgt worden, oder besser gesagt, von allen Feldherren, die durch sie gross geworden sind.

Deutlicher wird der Werth dieser Grundsätze hervortreten bei der Betrachtung jener wesentlich verschiedenen Kriegskunst, die seine Gegner befolgten, und ich denke, es wird bei einer anderen Gelegenheit nicht schwer fallen zu beweisen, wie ihre Kriegskunst der seinigen nothwendig hat erliegen müssen.

Ich habe dem nur Eines noch hinzuzufügen. Es ist wahr, bequem im gewöhnlichen Sinne ist die Kriegskunst Napoleons nicht; bequem war sie weder für ihn, noch für seine Armee; sie setzte von ihm selbst und von allen Gliedern seines Heeres die rastloseste Thätigkeit, die sich innerhalb des Heeres in Übereinstimmung mit seinem eigenen Princip äussern musste, die höchste Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit im Punkte der Märsche und die grösste Energie, Disciplin und Selbstaufopferung von Seite der Truppen beim Zusammenstoss mit dem Feinde voraus.

Namentlich im letzten Punkte kennt das Princip keinen Ausweg; wie aus dem früheren Citate hervorgeht, forderte Napoleon zur sicheren Überwindung des Gegners, ausser richtigen Dispositionen, nicht so sehr das *Erstreben des Sieges*, als von jedem Kämpfenden die immerwäh-

rende Bereitheit, ehrenhaft auf der Wahlstatt zu bleiben, — überzeugt, dass aus so heroischer Haltung Aller der Sieg von selbst hervorgehen müsse.

Als General Junot im Jahre 1809 gezwungen ward, Portugal zu räumen und sich nach Frankreich zurückzuziehen, schrieb ihm Napoleon: „Sie können so nie mehr nach Paris kommen; Sie müssen entweder sterben, „oder die Fahnen Frankreichs wieder auf den Wällen von Lissabon aufpflanzen."

Sollte nun aber ein so grosse Voraussetzungen in sich schliessendes Princip deshalb ein verfehltes und irriges sein? Ich denke im Gegentheil, eben die grossen Forderungen, die es an alle Glieder der Armee, vom ersten bis zum letzten stellt, sprechen am gewichtigsten für seine Richtigkeit.

Und dann hat es das für sich, dass die Opfer, die das Heer zu bringen hat, selten ohne Lohn bleiben; was es durch seine Anstrengungen bei einem solchen Operationssystem verliert, steht in keinem Verhältnisse zu den Opfern des Feindes, und während diesen die furchtbarsten Heimsuchungen treffen, wird jenem das Gefühl der Überlegenheit und das Glück des Sieges zu Theil.

Ich muss auch darauf hindeuten, welche Wichtigkeit die Erkenntniss des richtigen Kriegsprincips für jede Armee hat.

Angenommen, eine Armee folgte dem napoleonischen Principe, während eine andere einem Systeme huldigte, das minder strenge Forderungen an das Heer stellte, was wäre die Consequenz davon? Alle Einrichtungen des einen Heeres würden natürlich dem stärkeren Princip gemäss sein: Organisation, Formation, Ausbildung, Disciplin und das *point d'honneur* werden einen strengen, grosse Leistungen ermöglichenden Charakter haben, während bei dem anderen in jeder Beziehung ein gewisses Sichgehenlassen Platz greifen wird, in dem der falsche Grundsatz den richtigen, die Form den Geist, die Frivolität den Ernst, die Bequemlichkeit und Weichlichkeit die Spannkraft, Ausdauer und Hingebung zum Verderben des Heeres wie des Staates verdrängen wird.

Es dürfte nicht zweifelhaft sein, welchem von beiden Heeren im Falle ihres Zusammenstosses mit grösster Wahrscheinlichkeit die Palme zuzusprechen sein wird, denn: Aller Sieg fängt mit der **Selbstüberwindung** an, und ein Heer, das diese erste militärische Kraft in nicht hinlänglichem Masse besässe, wird kaum ein anderes besiegen, das grösste Leistungsfähigkeit, und also auch die grösste Abnegation in allen Lagen, sich zum ersten Grundsatze gewählt hat.

Bequem ist dieser Grundsatz, wie gesagt, nicht, aber er dürfte jedenfalls von der Art sein, um den Erfolg einfach und sicher vorzubereiten.

Es wäre natürlich noch Vieles über das Operationssystem, das ich heute skizzirte, zu sagen, namentlich was seine Ausführung in den hervorragenderen Fällen anbelangt, doch das muss ich einer anderen Gelegenheit vorbehalten

Ich will zum Schlusse für heute nur noch Eines erwähnen. Der Grund, dass ich dieses Kriegssystem zur Besprechung brachte, ist nicht der, dass dasselbe überhaupt nicht bekannt wäre oder nicht mehr zur Ausführung käme. Ich habe ja schon früher gesagt, dass es das System aller grossen Feldherren war. Prinz Eugen, dieser unüberwindliche, kühne Führer der österreichischen Heere, hat mit demselben, mehr als ein Jahrhundert vor Napoleon, die Türken und Franzosen wiederholt geschlagen und das Haus Österreich aus tiefem Zerfalle mächtig wieder aufgerichtet.

Als Napoleon seinen ersten siegreichen Feldzug in Italien führte, schlug zur selben Zeit Erzherzog Carl die französischen Heere mit dem gleichen System aus Deutschland hinaus.

Die Feldzüge Radetzky's sind ganz im Charakter jenes Systems geführt, und selbst das für uns so verhängnissvolle Jahr 1866 hat in Italien ein schwaches kaiserliches Heer gegen eine ausserordentliche feindliche Übermacht sich mit unvergänglichem Ruhme behaupten sehen, weil es, kühn und sicher zugleich, nach den grossen Beispielen der Vergangenheit geführt worden ist.

Aber wir haben auch gleichzeitig grosse Missgeschicke erlebt, so dass es scheint, als ob unser Heer nicht immer der richtigen Kriegsgrundsätze sich bewusst wäre, und dies ist der Grund, dass ich mir erlaubte, meine Herren, Ihre gütige Aufmerksamkeit so lange in Anspruch zu nehmen,

Denn in diesem Punkte darf der Zufall nicht herrschen. Die Armee muss jederzeit das richtige Kriegsprincip auf ihre Fahne schreiben, sei's im Grossen, sei's im Kleinen ihm unverbrüchlich folgen, und alle ihre Einrichtungen, alle ihre Bestrebungen, alle ihre Übungen bis in's kleinste Detail hinab ihm anpassen, denn nur so ist es einer Armee möglich, ihre Kriege mit Sicherheit und mit Aussicht auf Erfolg zu führen und vorzubeugen, dass sie, vielleicht schon im Laufe einer Woche, vom Nächstbesten über den Haufen geworfen wird.

(Die dritte Vorlesung folgt im nächsten Hefte.)

Notizen.

Bayern.

(Militärgericht.) Das bayerische Militär-Verordnungsblatt Nr. 37, vom 24. November d. J., bringt in Vollzug des Gesetzes über die Militär-Strafgerichts-Ordnung die Verordnung über die Organisation des Militär-Justiz-Personales und über den Justiz-Dienst im Heere. Die wesentlichsten Bestimmungen sind folgende:

1. Das Militär-Obergericht in München führt die Benennung „General-Auditoriat."

2. Militär-Bezirks-Gerichte bestehen bei jedem Armee-Divisions-Commando und bei der Festungs-Commandantschaft in Landau mit der Benennung „Militär-Bezirks-Gericht München"," Augsburg", „Nürnberg", „Würzburg", „Landau".

3. Der Gerichtssprengel eines jeden Militär-Bezirks-Gerichtes erstreckt sich über eine bestimmte Zahl von Commandantschaftsbezirken[1]).

4. Die Zuständigkeit der Militär-Bezirks-Gerichte umfasst innerhalb ihrer Sprengel alle ihnen durch die Militär-Strafgerichtsordnung zugewiesenen Strafsachen, ohne Unterschied der Waffengattung, Abtheilung oder Charge des Beschuldigten.

5. Militär-Untergerichte bestehen bei jedem Regiment und Jäger-Bataillon und bei jeder Commandantschaft unter der Bezeichnung „Militär-Untergericht des . . ten Infanterie-Regiments Nr." „der Commandantschaft Nr."

6. Die Zuständigkeit der Militär-Untergerichte erstreckt sich auf alle der betreffenden Heeres-Abtheilung oder Commandantschaft unmittelbar dienstlich Unterstellten, — bei den Commandantschaften ausserdem noch auf die Angehörigen der in ihren Bezirken garnisonirenden, mit selbständiger Gerichtsbarkeit nicht versehenen Heeresabtheilungen und auf die daselbst befindlichen Militär-Dienstesstellen und Militär-Behörden.

7. Voruntersuchungen werden bei den mit Militär-Untergerichten versehenen Heeres-Abtheilungen durch deren Auditore als Militär-Untersuchungs-Richter geführt.

8. Das General-Auditoriat besteht aus:
1 General-Lieutenant als Präsidenten,
1 General-Auditor als Director,
6 Ober-Auditoren als Richtern,
1 Regiments-Auditor als Secretär.

Als Oberstaatsanwalt fungirt 1 Oberauditor.

9. Jedes Militär-Bezirks-Gericht besteht aus:

Dem Armee-Divisions-Commandanten (Festungs-Commandanten von Landau) als Vorstand,

1 Oberstabs-Auditor als Director,

1 Stabs-Auditor, 3 Hauptleuten und 4 (Landau 3) Regiments-Auditoren als Richtern,

1 Bataillons-Auditor als Secretär;

1 Stabs- oder Regiments-Auditor fungirt als Staatsanwalt.

10. Jedes Militär-Untergericht besteht aus:

Dem Abtheilungs- (Platz-) Commandanten als Vorstand, 1 Hauptmann oder Oberlieutenant und 1 Regiments- oder Bataillons-Auditor als Beisitzer und dem Auditoriats-Actuar der Abtheilung oder Commandantschaft.

Die staatsanwaltschaftlichen Functionen versieht ein hiezu auf Jahresdauer bestimmter Ober- oder Unterlieutenant oder ein Militärgerichts-Praktikant.

---

[1]) Die Commandantschaften sind stabile Behörden, deren Wirkungskreis jenem unserer Stations- und Platz-Commanden entspricht, mit dem Unterschiede jedoch, dass er sich nicht auf eine Station, sondern auf einen bestimmten Landesbezirk erstreckt.

11. Für die Bildung der „Feldgerichte" sind besondere Bestimmungen vorbehalten.

12. Die in das Rechtsgebiet einschlägigen Dienstessachen bei den höheren Commandostellen sind von den Auditoren der Militär-Bezirksgerichte zu versehen.

13. Die Leitung des Heiratscautionswesens ist bis auf Weiteres dem General-Auditoriat übertragen.

14. Der Stand des Justiz-Personales ist festgesetzt mit:

1 General-Auditor, Director des General-Auditoriates,

10 Ober-Auditore, wovon 2 Referenten im Kriegsministerium und gleichzeitig Ergänzungsrichter für das General-Auditoriat,

6 Ober-Auditore, Richter am General-Auditoriat,

1 Ober-Auditor, Oberstaatsanwalt beim General-Auditoriat,

1 Ober-Auditor, Militär-Fiscal bei der Militär-Fonds-Commission,

5 Oberstabs-Auditore, Directoren der Militär-Bezirks-Gerichte,

7 Stabs-Auditore (5 als Richter an den Militär-Bezirks-Gerichten und gleichzeitig Vertreter der Directoren, — 2 als Staatsanwälte bei den Militär-Bezirks-Gerichten),

36 Regiments-Auditore (und zwar: 19 als Richter, 3 als Staatsanwälte bei den Militär-Bezirks-Gerichten, 11 bei den Heeres-Abtheilungen und Commandantschaften, 1 bei der Militär-Fonds-Commission, 2 als Secretäre beim General-Auditoriat),

24 Bataillons-Auditore (und zwar: 19 bei den Heeres-Abtheilungen und Commandantschaften, 5 als Secretäre bei den Bezirks-Gerichten).

15. Als Besoldung bezieht:

Der General-Auditor 3500 fl., worunter 500 fl. Quartiergeld,

die 5 ältesten Ober-Auditore je 2800 fl., die 5 jüngsten je 2400 fl., worunter 400 fl. Quartiergeld;

die Oberstabs-Auditore je 2100 fl., worunter 300 fl. Quartiergeld;

die Stabs-Auditore je 1900 fl., worunter 300 fl. Quartiergeld;

alle Vorgenannten erhalten ausserdem noch die allgemein normirten Dienstalterszulagen;

die Regiments-Auditore I. Classe erhalten 1300, 1400 und 1500 fl.;

die Regiments-Auditore II. Classe 1100 und 1200 fl., worunter bei jeder Gehaltsclasse 200 fl. Quartiergeld;

die Bataillons-Auditore erhalten 800 und 900 fl., worunter 100 fl. Quartiergeld.

Überdies erhält jeder bei höheren Commandostellen verwendete Auditor, sowie jeder Staatsanwalt 200 fl. Functions-Zulage.

Italien.

(Neue Geschütze.) Durch ein Decret des Marine-Ministers Ribotti vom 30. September d. J. wurde in der italienischen Flotte ein neues, nach dem System Armstrong construirtes Geschütz von 254 Millimeter Bohrungs-Durchmesser und 18 Tonnen Gewicht eingeführt, welches „25 Centimeter gezogene und bereifte Stahlkanone Nr. 1" benannt wird.

Von solchen gezogenen und bereiften Stahlkanonen sind gegenwärtig für die italienische Marine die folgenden systemisirt:

25	Centimeter	Nr. 1	von	18	Tonnen
„	„	Nr. 2	„	12	„
22	„	„	„	12	„
20	„	„	„	7	„

Literatur.

Recension.

Allgemeine Militär-Encyclopädie. Herausgegeben und bearbeitet von einem Verein deutscher Officiere. Zweite Auflage. Leipzig. Verlag von J. H. Webel. 1868.

Aus den vorliegenden drei Bänden dieses im Erscheinen begriffenen Werkes kann man nicht mit Unrecht einen recht günstigen Schluss auf das Ganze ziehen.

Die Verfasser sind bei Auswahl der aufzunehmenden Artikel mit seltener Umsicht zu Werke gegangen, und finden in dem Werke nicht nur die militärischen Fachwissenschaften, sondern auch naheliegende Materien volle Berücksichtigung.

Ein besonderes Augenmerk scheint auf die historischen und geographischen Momente gerichtet worden zu sein. Wenn auch einzelne Artikel knapp sind, so sind dieselben bei dem Umstande, als zumeist überflüssiges Detail vermieden wurde, genügend vollständig.

Die Darstellungen aus der Kriegsgeschichte sind immer klar und verständlich, oft aber etwas chronikartig und aphoristisch gehalten. Wir finden in dem Werke auch eine überreiche Fülle an biographischen Notizen.

Was aber unseres Erachtens den grössten Vorzug dieses Werkes ausmacht, ist, dass die Darstellung sowohl dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft, als auch dem der Ereignisse gerecht wird und somit Vieles gesammelt bietet, das sonst mühsame Quellenstudien nöthig machte.

Da nun einmal Vollkommenes nach unserer Ansicht nicht existirt, so möchten wir in diesem Werke des Mangels an sorgfältiger Correctur, sowie des Unterlassens der Anführung der Literatur bei den meisten Artikeln erwähnen.

Auch möchten wir am Schlusse betonen, dass die Verfasser, wenn auch ohne Fanatismus, so doch entschieden auf preussischem Standpunkte stehen, und weisen in dieser Beziehung beispielsweise auf die Artikel: Bismark, Dänemark, Deutschland hin.

Neue Bücher.

Fischer H., Professor. Chronologischer Überblick über die allmälige Einführung der Mikroskopie in das Studium der Mineralogie, Petrographie und Paläontologie. Freiburg i. Br. 1868. 80 Octav-Seiten. Seidel. 60 kr.

Die Anwendung des Mikroskops in dem Studium der Bergqutskunde, der Gesteinlehre und Urweltskunde, die jetzt allgemeiner zu werden beginnt, wird in diesen Zweigen ebenso wichtige Dienste leisten wie bereits in der Anatomie und Botanik. Die kleine Schrift enthält eine mit grossem Fleisse gesammelte Übersicht der bezüglichen wissenschaftlichen Arbeiten, aus welchen zu ersehen,

dass bis nun deutsche und englische Naturforscher in den bezeichneten Gebieten das Beste geleistet haben.

Kuhne M. Liste der Marine des norddeutschen Bundes für 1869. Berlin 1869. 149 Octav-Seiten. Gerold. 1 fl. 27 kr.

Abgeschlossen am 1. August 1869. Unter Benützung amtlichen Materials zusammengestellt.

Landesgesetz-Sammlung. Pesth 1869. 1. Heft. 51 gr. Octav-Seiten. Gerold. 25 kr.

Übersetzung aus dem ungarischen Original, amtliche Ausgabe. Das Heft enthält die Gesetzartikel vom Jahre 1859 über Recrutirung, Zollverwaltung, Volkszählung, Ausübung der richterlichen Gewalt, Ausbau der ungarischen Westbahn und der ersten ungarisch-galizischen Eisenbahn.

Maurer Franz. Eine Reise durch Bosnien, die Saveländer und Ungarn. Berlin 1870. 431 Octav-Seiten mit einer Karte. Braumüller. 3 fl. 80 kr.

Reise durch Sachsen, Österreich, Croatien, die westliche Militärgrenze nach Bosnien, — Rückreise durch die östliche Militärgrenze, Slavonien und Ungarn.

Gut geschrieben, einfach, schlicht und glaubwürdig. Der Verfasser schildert nur das, was er wirklich erlebt und mit eigenen Augen gesehen; er verzichtet darauf, Nichterlebtes zu erzählen, blos um sein Buch interessanter zu machen, und bleibt von all' den Ausschmückungen fern, die der schriftstellernde Reisende nicht immer aus eigenem Vorrathe zu bieten im Stande ist. Das Buch eignet sich weniger für das grosse Publicum, dem in der Regel eine spannende Erzählung den mangelnden Kern zu ersetzen vermag, wird aber gewiss bei Allen entschiedenen Beifall finden, die eine nüchterne, schmucklose und gehaltvolle Darstellung zu würdigen verstehen.

Kunisch Richard. Eine Fahrt nach dem Orient. Berlin 1869. 426 Octav-Seiten. Seidel. 2 fl. 85 kr.

Gehört in's Gebiet der Unterhaltungs-Lectüre, enthält anziehend verfasste Reisebilder aus Ungarn, Rumänien und der Türkei.

Chesney Charles L., R. E., Oberstlieutenant, früher Professor der Kriegswissenschaft und Kriegsgeschichte an der Generalstabsschule. Waterloo-Vorlesungen. Studien zum Feldzuge von 1815. 2. vermehrte Auflage. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des kön. preussischen grossen Generalstabes. Berlin 1869. 188 gr. Octav-Seiten mit 1 Plane. Gerold. 1 fl. 90 kr.

Chesney's „Waterloo-Lectures: A Study of the campaign of 1815" (London 1869. 8 und 253 Octav-Seiten mit 1 Karte) ist eine gediegene historische Studie, eine vergleichende Kritik ersten Ranges der wichtigsten Werke und Schriften, die über den Feldzug von 1815 erschienen, und zugleich das erste englische Werk, das die Schlacht bei Waterloo mit voller Unparteilichkeit zur Darstellung bringt. Gründliche Quellenforschung, vorurtheilslose Auffassung der Ereignisse, gewissenhaft ehrliches Streben nach historischer Objectivität und freimüthige Kritik, wie solche selten zu finden, sind die Vorzüge dieses Buches, das als eine bedeutende Bereicherung der Literatur über den Feldzug von Waterloo bezeichnet werden muss.

Reform der römischen Kirche in Haupt und Gliedern. Aufgabe des bevorstehenden römischen Concils. Leipzig 1869. 168 gr. Oct.-Seiten. Seidel. 1 fl. 71 kr.

Dem Verfasser dieses Buches ist die Sache der katholischen Kirche heiliger Ernst, das Interesse derselben identisch mit dem Interesse der allgemeinen Wohlfahrt; er bespricht freimüthig die vielen Übelstände, welche in der Kirche durch das Walten des Römerthums herrschend geworden sind, und gibt nur solchen Forderungen Ausdruck, die tief im Geiste und Wesen der Kirche begründet sind. — Dass aber der Verfasser von dem bevorstehenden römischen Concile in allem Ernste „Reform der Kirche in Haupt und Gliedern von dem Unrathe des Romanismus und Jesuitismus und Wiederherstellung der ursprünglichen Reinheit und Schönheit der Kirche" erwartet, das — ist wohl die unschuldigste aller Träumereien.

Wilhelmshaven. Berlin 1869. 20 Octav-Seiten mit 2 Plänen. Braumüller. 64 kr.

Besonderer Abdruck aus den „militärischen Blättern 1869". Kurze Beschreibung des noch nicht vollendeten preussischen Nordsee-Kriegshafens an dem strategisch günstig gelegenen, tiefen, geräumigen ($3\frac{1}{2}$ Quadratmeilen umfassenden) Busen der Jahde-Mündung.

Lesseps De, Ferdinand. Egypte et Turquie. Paris 1869. 52 gr. Octav-Seiten. Gerold. 75 kr.

Populär gehaltene Flugschrift, schildert die natürliche Beschaffenheit und politische Lage Egyptens, zeigt, dass die Durchstechung der Landenge von Suez im Interesse der Pforte liege, skizzirt die geschichtlichen Antecedenzien des Canals zwischen dem mittelländischen und rothen Meere und weist nach, dass der neutralisirte, unter europäisch-internationale Verwaltung gestellte, dem allgemeinen Verkehre eröffnete Canal von Suez das sicherste Mittel sei, um allen Eifersüchteleien zwischen Frankreich und England in Betreff Egyptens ein Ende zu setzen.

Fix Théodore, Hauptmann im kais. französischen Generalstabe. Militär-Telegraphie. Deutsch von C. M. v. Weber, kön. sächsischer Seconde-Lieutenant d. R. Mit einem Vorwort von M. M. Freih. v. Weber, kön. sächsischer Finanzrath und Staatseisenbahn-Director, und 3 Tafeln. Abbildungen von A. Beck. Leipzig 1869. 96 gr. Octav-Seiten. Seidel. 1 fl. 52 kr.

Verständig geschrieben, bespricht zuerst die Mittel, die in früherer Zeit üblich waren, um wichtige Nachrichten schnell zu verbreiten, schliesst daran eine geschichtliche Skizze über Entstehung, Entwicklung und Verwendung der Telegraphie und gibt dann eine genaue Schilderung von der gegenwärtigen Einrichtung der Feldtelegraphie in Frankreich.

Biographie des Honved-Generals Moriz Perczel von Bonyhad. Nach dem Ungarischen des E. Vahot und auf Grundlage anderweitiger authentischer Daten erweitert von G. Kuppis, gewesener Honved-Major, früher k. k. Lieutenant. Pesth 1868. 95 Octav-Seiten. Seidel. 80 kr.

Das Buch gehört in's Gebiet der Cultus-Schriften, verwirft zwar den Kossuth-Cultus, gibt aber dafür den Perczel-Cultus; die Sprache ist schwülstig, die Lobpreisung Perczels so masslos übertrieben, als ob der Verfasser seinen Helden lächerlich machen wollte.

Joanne Adolphe, auteur de l'itinéraire général de la France. Dictionaire géographique, administratif, postal, statistique, archéologique etc. etc. de la France. Deuxième édition, entièrement revisée et considérablement augmentée. Paris 1869. 188 und 2551 gr. Octav-Seiten. Gerold. 15 fl.

Joanne's „Dictionaire des communes de la France" erscheint hier als „Dictionaire géographique de la France, de l'Algérie et des colonies" in jeder Be-

ziehung vortheilhaft entwickelt, verbessert und bedeutend vermehrt; nach amtlichen Quellen und den neuesten Daten genau und sehr ausführlich durchgeführt und durch eine zweckmässig verfasste allgemeine Übersicht eingeleitet, ist dasselbe ein recht gut brauchbares geographisch-statistisches Nachschlagebuch über Frankreich, Algier und die französischen Colonien.

Politische Zustände Österreichs. Von einem Österreicher. Köln 1869. 128 Octav-Seiten. Gerold. 76 kr.

Die „Kölnische Volkszeitung" veröffentlichte im Juni und Juli 1869 eine grössere Reihe von Artikeln über „politische Zustände Österreichs", welche hier mit den Abschnitten „Vormärzliche Zustände", „Die Revolution des Jahres 1848", „Wandlungen des österreichischen Verfassungswesens" vereinigt erscheinen. Sie sind im Ganzen genommen verständig gehalten, bekunden eine genaue Kenntniss der österreichischen Verhältnisse und betonen mit aller Entschiedenheit die Nothwendigkeit der Vereinbarung der österreichischen Völker auf dem Boden der December-Verfassung, wenn die Völker Österreichs nicht eine Beute der ländergierigen Nachbarn des Reiches werden wollen.

Kalchberg Victor, Freih. v., Concepts-Adjunct im k. k. Handelsministerium. Der Suezcanal und die Zukunft des directen österreichisch-ostindischen Handels. Wien 1870. 42 gr. Octav-Seiten. Gerold. 50 kr.

Die vortrefflich verfasste kleine Schrift schildert, auf authentische Daten gestützt, mit möglichster Kürze die Vortheile, deren sich der österreichische Handel und die österreichische Schifffahrt auf dem neuen Handelswege zu bemächtigen berufen sind, und zeigt zugleich die Mittel, durch die Österreich der ihm gebührende Theil des directen Handels mit den Uferländern des rothen Meeres, des persischen Golfes und mit Vorder- und Hinter-Indien zugewendet werden kann. Die Entwicklung des Verkehrs durch den Suezcanal wird klar und deutlich begreiflich machen, dass die staatliche Verbindung Triest's mit Österreich für den Wohlstand der Stadt eine Lebensfrage ist, ja noch mehr, dass die Vereinigung Triest's mit Italien und die Trennung vom österreichischen Hinterlande der sichere Ruin der Stadt wäre.

Boguslawsky A. v., Hauptmann und Comp.-Chef im 3. niederschlesischen Infanterie-Regimente Nr. 50. Die Entwicklung der Taktik von 1793 bis zur Gegenwart. Berlin 1869. 193 gr. Octav-Seiten mit einem Plane. Gerold. 2 fl. 28 kr.

Gibt ein zusammenhängendes Bild der geschichtlichen Entwicklung der Taktik seit dem Beginne des französischen Revolutionskrieges bis auf unsere Tage, mit besonderer Berücksichtigung der Ereignisse in den Feldzügen von 1859 und 1866. Das Buch ist vorzüglich gut geschrieben, echt wissenschaftlich gehalten, anregend und belehrend, massvoll und unparteiisch, der eingehendsten Beachtung würdig.

Istruzione sulla mobilizzazione del treno militare, dei transporti e delle ambulance reggimentali. Firenze 1869. 51 kl. Octav-Seiten. Braumüller. 41 kr.

Amtliche Vorschrift vom 14. Juli 1869 des Kriegsministers E. Bertolè Viale über Einrichtung und Beweglichmachung des gesammten Armee-Trains.

Meynert Hermann, Dr. Leitfaden der Geschichte des österr.-ungarischen Kriegswesens. Zum Selbstunterrichte und als Lehrbuch für Militär- und Bürgerschulen. Wien 1869. 88 gr. Octav-Seiten. Seidel. 80 kr.

Entspricht vollständig der auf dem Titelblatte bezeichneten Bestimmung *und verdient* die wärmste Anempfehlung; ist eine kurzgefasste militärische Ge-

schichte der einzelnen österreichischen Völker in steter Verbindung mit dem Entwicklungsgange und der politischen Geschichte des österreichischen Staates von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart, klar und historisch richtig durchgeführt.

Smolka F., député à la diète de Gallicie. Autriche et Russie. Avec une préface de M. Henry Martin (Le traducteur: S. Rownia). Paris 1869. 334 Octav-Seiten. Gerold. 3 fl.

Vermorschte und zerrüttete Staaten, die in politischer Hinsicht einen solchen Grad von Nullität erreicht haben, dass sie gar nicht mehr zu leben verdienen, verfallen dem gänzlichen Untergange und verschwinden vom Schauplatze der Geschichte; das lehrt die Geschichte aller Zeiten. Ein solcher Staat war die aristokratische Republik Polen im 18. Jahrhunderte.

Der Verfasser dieses Buches reitet, wie alle Polen, das ihnen so beliebte Steckenpferd: Phantasie-Politik; er will Österreich in einen Föderativstaat verwandeln, d. h. die Auflösung der Monarchie einleiten, und damit diese Auflösung ja recht bald erfolge, soll das föderative Österreich gleich dem spanischen Don Quixote romantischen Abenteuern nachjagen und zunächst auf eigene Kosten ein Reich der Polen herstellen, der Polen, die trotz aller Schläge, die sie vom Geschick erlitten, nicht um ein Jota klüger und bescheidener geworden sind.

Menzel Wolfgang. Kritik des modernen Zeitbewusstseins. Frankfurt a. M. 1869. 4 und 344 Octav-Seiten. Seidel. 2 fl.

Der als Dichter, Kritiker und Geschichtschreiber allgemein bekannte, unermüdlich thätige, unendlich viel schreibende Literat bringt hier einen komisch wirkenden Galimathias über „die falschen Meinungen von der Natur", über „die falschen Meinungen von der Bestimmung" und „über Christenthum und Vernunft im Einklange in Bezug auf den sittlichen und ewigen Beruf des Menschen", — bestehend aus aphoristisch gehaltenen Erläuterungen, die neben einigen wenigen treffenden Wahrheiten eine grosse Masse von Einseitigkeit, Verkehrtheit und Ungerechtigkeit enthalten.

Règlement sur le service des bouches à feu, approuvé par le ministre de la guerre le 17 Avril 1869. Titres 1. u 2. Paris, Strasbourg, 10 u. 223 kl. Oct.-Seit. Gerold. 78 kr.

Die Artillerie-Reglements v. 27. October 1847 und vom 27. März 1862 mit ihren vielen nachträglichen Ergänzungen und Erläuterungen, welche den Artillerie-Unterricht langwierig und mühevoll machten, wurden einer gründlichen Revision unterzogen, Theorien und Kriegsübungen wesentlich vereinfacht und der ganze Stoff im Reglement vom 17. April 1869 in 7 Abschnitte gegliedert, wovon der 1. und 2. Abschnitt „Service des bouches à feu sur affûts de campagne" und „Service etc. sur affûts de montagne" hier vorliegen. Die übrigen 5 Abschnitte werden enthalten: „Service etc. sur affûts de siége", „Service etc. sur affûts de place", „Service etc. sur affûts de côte", „Service des mortiers" und „Mouvements de matériel".

Guttenberg Gustav Ritter von. Die österreichisch-ungarischen Eisenbahnen. Tabellarische Übersicht. Wien 1869. Tabelle in gr. Folio. Seidel. 60 kr.

Besonderer Abdruck aus der sorgfältig redigirten volkswirthschaftlichen Wochenschrift in Wien „Der österr. Ökonomist" — enthält mit Berücksichtigung der neuesten Daten im österreichisch-ungarischen Eisenbahnwesen folgende Rubriken: Bahngesellschaft, Gründung, Concessionsdauer und Sitz, Linien- und Meilenlänge, Eröffnungsdaten, Fahrbetriebsmittel, Beförderung und hauptsächlichste Verfrachtungsgegenstände, Tarife, finanzielle Mittheilungen, Personalien und allgemeine Bemerkungen. Die noch nicht im Betrieb befindlichen

Linien und die darauf bezüglichen Ziffern sind durch kleinere Schrift gekennzeichnet. Diese tabellarische Übersicht wird, in jedem Jahre berichtigt und ergänzt, als Beilage zum „österreichischen Ökonomist" erscheinen. Der „Ökonomist" geht mit Ende dieses Jahres ein.

Dudik B., Dr. O. S. B. Erinnerungen aus dem Feldzuge 1866 in Italien. Wien 1870. 155 Oct.-Seit. Braumüller. 1 fl. 30 kr.

Der Verfasser dieses Buches, im Jahre 1866 dem Hauptquartier der österreichischen Süd-Armee als Historiker und amtlicher Berichterstatter zugetheilt, bringt über den Gang der damaligen Ereignisse und über persönliche Erlebnisse lesenswerthe Mittheilungen.

Mansfield Eduard D. Ulysses S. Grant. Populäre und authentische Lebensbeschreibung. Cincinati 1868. 392 Oct.-Seit. Gerold. 3 fl. 80 kr. (s. Einband.)

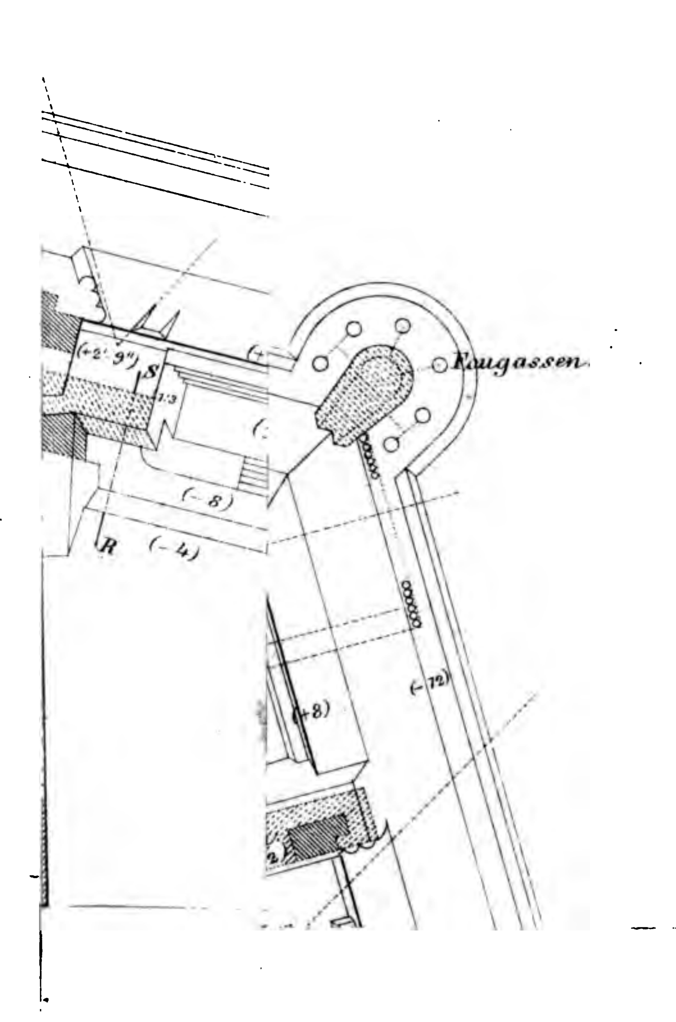
Der Krieg für die Einheit der nordamerikanischen Union, der sogenannte Rebellionskrieg, ist wohl der wichtigste aller bisherigen Kriege der nordamerikanischen Republik; denn der Sieg der Einheit wird dieses Land sehr bald zur ersten Macht der Erde erheben. Lincoln und Grant sind die hervorragendsten Gestalten in dem grossen Kampfe für die Einheit. Der Erste, ein Staatsmann, der ruhig, schlicht, unbeugsam, wie mit der Hand der Vorsehung, die bürgerlichen Kräfte durch Gefahren und Trübsale jeder Art zu einer glücklichen Erlösung leitete, — der Zweite, ein Soldat in dem schönsten Sinne des Wortes, patriotisch, dem Gesetze gehorsam, der Regierung treu, arbeitsam in Frieden und siegreich im Kriege. Lincoln ist todt; die Geschichte bewahrt seinen Namen unter den wenigen Edlen und Grossen. Aber Grant steht noch auf dem Schauplatz, um das Drama des grossen Kampfes zu Ende zu führen.

Der Autor gibt, auf authentische Daten gestützt, eine populär gehaltene, gut geschriebene, militärisch-politische Lebensgeschichte Grants, reiht daran eine anziehende zuverlässige Darstellung der wichtigsten Ereignisse des nordamerikanischen Bürgerkrieges und schliesst mit verständigen Betrachtungen über die nordamerikanischen Tagesfragen der Jetztzeit und über die Stellung Grants im Frieden.

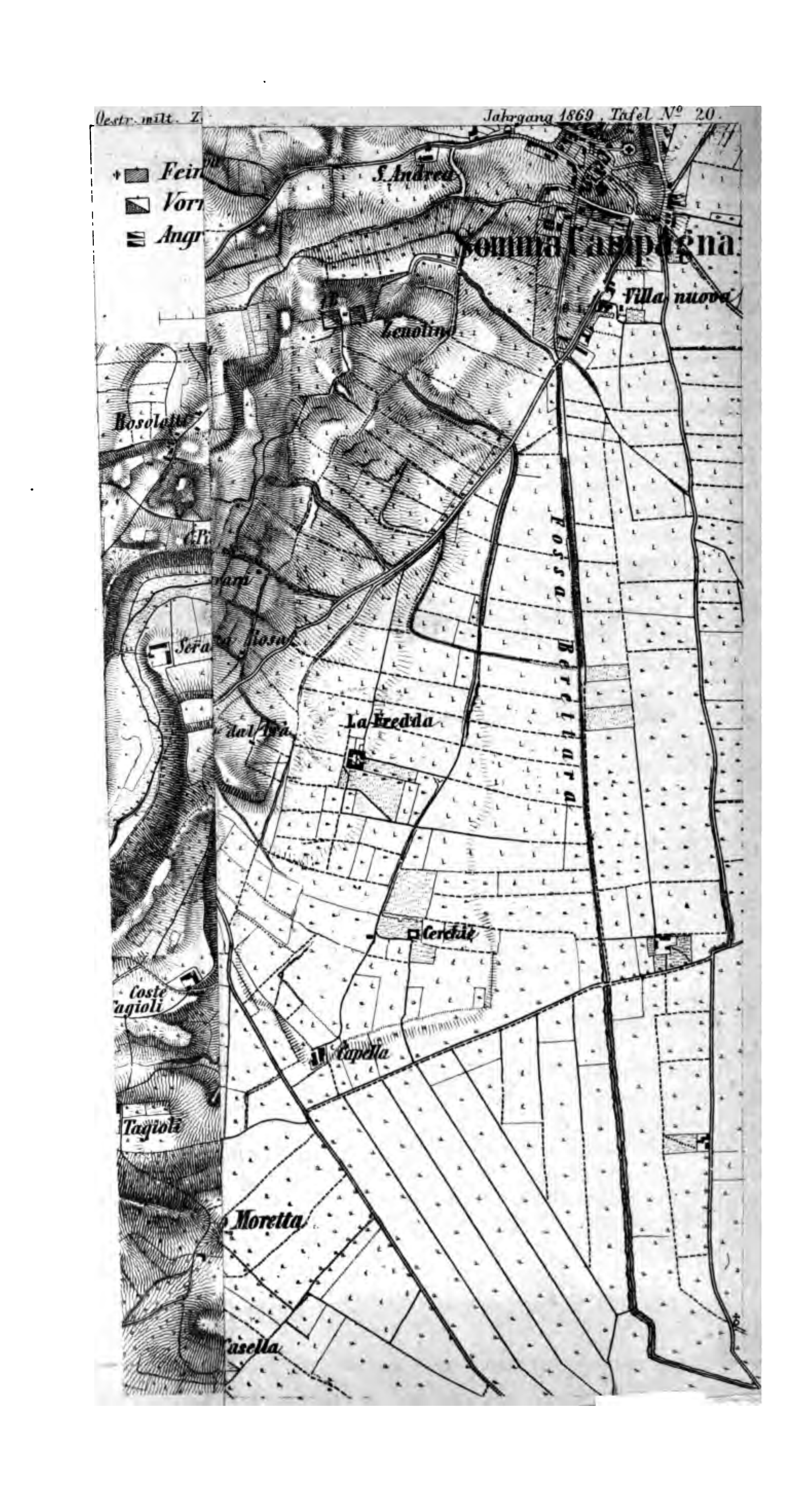
Grim A., Dr. Über das Verhältniss von Alexander von Humboldt's Kosmos zum Christenthum. Ratibor 1869. 23 Seit. in 4., Seidel. 40 kr.

Alexander von Humboldt hat in seinem Kosmos eine meisterhaft durchgeführte, sorgfältig genaue, kritische Beleuchtung des Standes der gesammten Naturwissenschaft seiner Zeit gegeben.

Der Verfasser dieser Schrift bekennt sich zu einem dogmatisch sehr eingeengten Christenthum und glaubt damit den Kosmos messen zu hönnen. Seine Abhandlung ist ohne wissenschaftliche Bedeutung.


(+2' 9")
S
(−8)
R
(−4)
Faugassen
(−72)
(+8)





Oestr. milt. Z.
Jahrgang 1869. Tafel № 20.
Fein
Vorr
Angr
S. Andrea
Somma Campagna
Villa nuova
Zenolino
Bosoletti
Serassa Riosa
dal Tra
La Fredda
Fossa Berettara
Cerchie
Coste Tagioli
Capella
Tagioli
Moretta
Casella



Hořička B.

Račitz

Rodow

M.H.

Trotinka B.

V

Trotina M.

Sendrašitz

W.H.

Trotina

C

v. Königgrätz

W.H.

Lochenitz


Stanford University Libraries
3 6105 013 169 029

